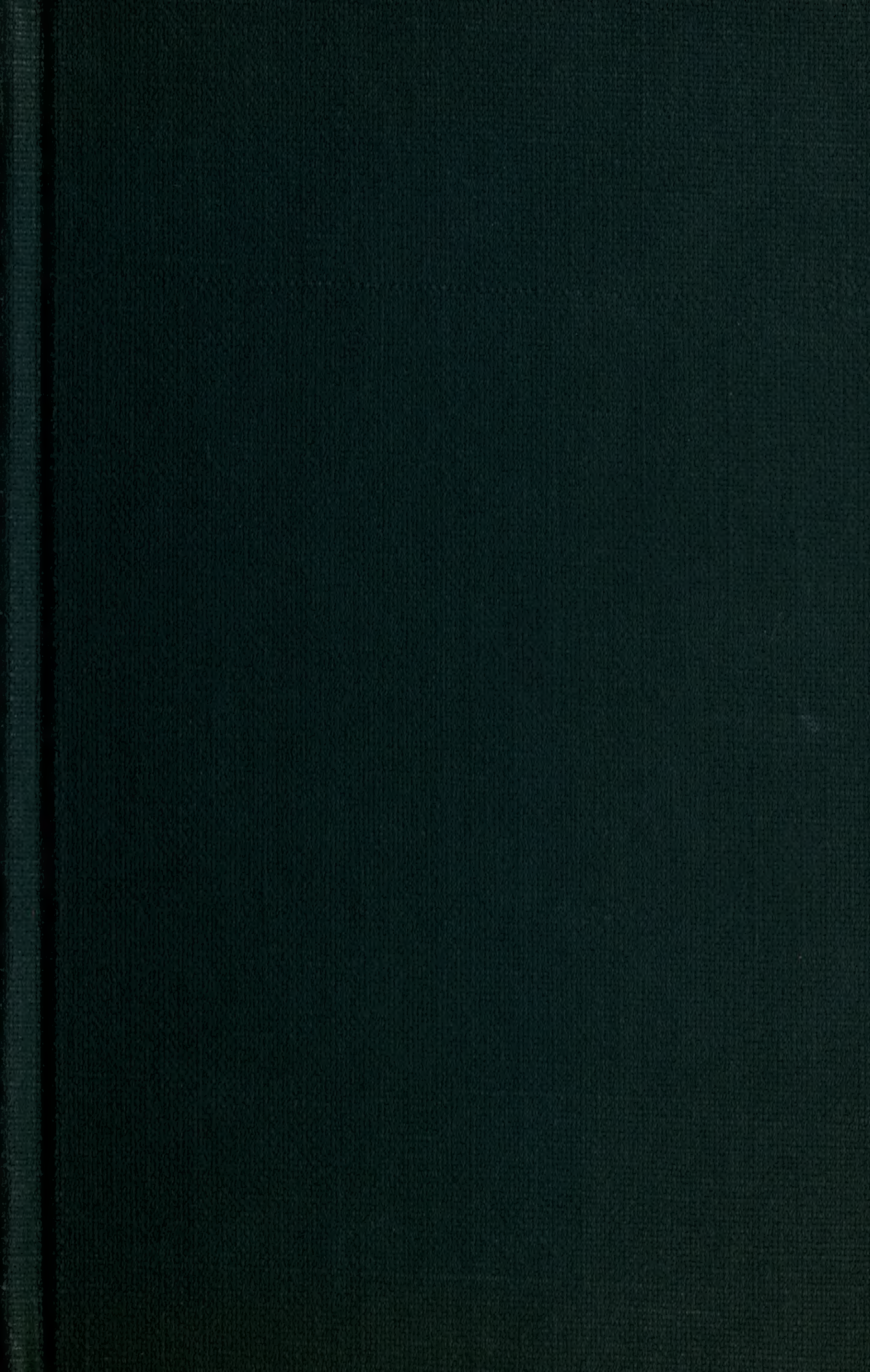




Heines Werke in zehn Bänden

Unter Mitwirkung von Jonas Fränkel, Ludwig Krähe, Albert Leitzmann und Julius Petersen herausgegeben von Oskar Walzel



Heinrich Heines Sämtliche Werke / Dritter Band

Im Insel-Verlag / Leipzig 1913

Romanzero

Erstes Buch: Historien

Wenn man an dir Verrat geübt,
Sei du um so treuer,
Und ist deine Seele zu Tode betrübt,
So greife zur Leier.

Die Saiten klingen! Ein Heldenlied,
Voll Flammen und Gluten!
Da schmilzt der Zorn, und dein Gemüt
Wird süß verbluten.

Rhampsenit

Als der König Rhampsenit
Eintrat in die goldne Halle
Seiner Tochter, lachte diese,
Lachten ihre Zofen alle.

Auch die Schwarzen, die Eunuchen,
Stimmten lachend ein, es lachten
Selbst die Mumien, selbst die Sphinxe,
Daß sie schier zu bersten dachten.

Die Prinzessin sprach: Ich glaubte
Schon den Schatzdieb zu erfassen,
Der hat aber einen toten
Arm in meiner Hand gelassen.

Jetzt begreif ich, wie der Schatzdieb
Dringt in deine Schatzhauskammern
Und die Schätze dir entwendet,
Trotz den Schlössern, Riegeln, Klammern.

Einen Zauberschlüssel hat er,
Der erschließet allerorten
Jede Türe, widerstehen
Können nicht die stärksten Pforten.

Ich bin keine starke Pforte
Und ich hab nicht widerstanden,
Schätzehütend diese Nacht
Kam ein Schätzlein mir abhanden.

So sprach lachend die Prinzessin
Und sie tänzelt im Gemache,
Und die Zofen und Eunuchen
Hoben wieder ihre Lache.

An demselben Tag ganz Memphis
Lachte, selbst die Krokodile
Reckten lachend ihre Häupter
Aus dem schlammig gelben Nile,

Als sie Trommelschlag vernahmen
Und sie hörten an dem Ufer
Folgendes Reskript verlesen
Von dem Kanzelei-Ausrufer:

Rhampsenit von Gottes Gnaden
König zu und in Ägypten,
Wir entbieten Gruß und Freundschaft
Unsern Vielgetreun und Liebden.

In der Nacht vom dritten zu dem
Vierten Junius des Jahres
Dreizehnhundertvierundzwanzig
Vor Christi Geburt, da war es,

Daß ein Dieb aus unserm Schatzhaus
Eine Menge von Juwelen
Uns entwendet, es gelang ihm
Uns auch später zu bestehlen.

Zur Ermittelung des Täters
Ließen schlafen wir die Tochter
Bei den Schätzen — doch auch jene
Zu bestehlen schlau vermocht er.

Um zu steuern solchem Diebstahl
Und zu gleicher Zeit dem Diebe
Unsre Sympathie zu zeigen,
Unsre Ehrfurcht, unsre Liebe,

Wollen wir ihm zur Gemahlin
Unsre einzge Tochter geben
Und ihn auch als Thronnachfolger
In den Fürstenstand erheben.

Sintemal uns die Adresse
Unsres Eidams noch zur Stunde
Unbekannt, soll dies Reskript ihm
Bringen Unsrer Gnade Kunde.

So geschehn den dritten Jenner
Dreizehnhundert zwanzig sechs
Vor Christi Geburt. — Signieret
Von Uns: Rhampsenitus Rex.

Rhampsenit hat Wort gehalten,
Nahm den Dieb zum Schwiegersohne,
Und nach seinem Tode erbte
Auch der Dieb Ägyptens Krone.

Er regierte wie die Andern,
Schützte Handel und Talente;
Wenig, heißt es, ward gestohlen
Unter seinem Regimente.

Der weiße Elefant

Der König von Siam, Mahawasant,
Beherrscht das halbe Indienland,
Zwölf Könge, der große Mogul sogar,
Sind seinem Szepter tributar.

Alljährlich mit Trommeln, Posaunen und Fahnen
Ziehen nach Siam die Zinskarawanen;
Viel tausend Kamele, hochberuckte,
Schleppen die kostbarsten Landesprodukte.

Sieht er die schwerbepackten Kamele,
So schmunzelt heimlich des Königs Seele;
Öffentlich freilich pflegt er zu jammern,
Es fehle an Raum in seinen Schatzkammern.

Doch diese Schatzkammern sind so weit,
So groß und voller Herrlichkeit,
Hier überflügelt der Wirklichkeit Pracht
Die Märchen von Tausend und Eine Nacht.

»Die Burg des Indra« heißt die Halle,
Wo aufgestellt die Götter alle,
Bildsäulen von Gold, fein ziselieret,
Mit Edelsteinen inkrustieret.

Sind an der Zahl wohl dreißig Tausend,
Figuren abenteuerlich grausend,
Mischlinge von Menschen- und Tiergeschöpfen,
Mit vielen Händen und vielen Köpfen.

Im »Purpursaale« sieht man verwundert
Korallenbäume dreizehnhundert,
Wie Palmen groß, seltsamer Gestalt,
Geschnörkelt die Äste, ein roter Wald.

Das Estrich ist vom reinsten Kristalle
Und widerspiegelt die Bäume alle.
Fasanen vom buntesten Glanzgefieder
Gehn gravitätisch dort auf und nieder.

Der Lieblingsaffe des Mahawasant
Trägt an dem Hals ein seidenes Band,
Dran hängt der Schlüssel, welcher erschleußt
Die Halle, die man den Schlafsaal heißt.

Die Edelsteine vom höchsten Wert
Die liegen wie Erbsen hier auf der Erd
Hochaufgeschüttet; man findet dabei
Diamanten so groß wie ein Hühnerei.

Auf grauen, mit Perlen gefüllten Säcken
Pflegt hier der König sich hinzustrecken;
Der Affe legt sich zum Monarchen,
Und beide schlafen ein und schnarchen.

Das Kostbarste aber von allen Schätzen
Des Königs, sein Glück, sein Seelenergötzen,
Die Lust und der Stolz von Mahawasant,
Das ist sein weißer Elefant.

Als Wohnung für diesen erhabenen Gast
Ließ bauen der König den schönsten Palast;
Es wird das Dach, mit Goldblech beschlagen,
Von lotosknäufigen Säulen getragen.

Am Tore stehen dreihundert Trabanten
Als Ehrenwache des Elefanten,
Und knieend, mit gekrümmtem Rucken,
Bedienen ihn hundert schwarze Eunucken.

Man bringt auf einer güldnen Schüssel
Die leckersten Bissen für seinen Rüssel;
Er schlürft aus silbernen Eimern den Wein,
Gewürzt mit den süßesten Spezerein.

Man salbt ihn mit Ambra und Rosenessenzen,
Man schmückt sein Haupt mit Blumenkränzen;
Als Fußdecke dienen dem edlen Tier
Die kostbarsten Schals aus Kaschimir.

Das glücklichste Leben ist ihm beschieden,
Doch Niemand auf Erden ist zufrieden.
Das edle Tier, man weiß nicht wie,
Versinkt in tiefe Melancholie.

Der weiße Melancholikus
Steht traurig mitten im Überfluß.
Man will ihn ermuntern, man will ihn erheitern,
Jedoch die klügsten Versuche scheitern.

Vergebens kommen mit Springen und Singen
Die Bajaderen, vergebens erklingen
Die Zinken und Pauken der Musikanten,
Doch nichts erlustigt den Elefanten.

Da täglich sich der Zustand verschlimmert,
Wird Mahawasantes Herz bekümmert,
Er läßt vor seines Thrones Stufen
Den klügsten Astrologen rufen.

»Sterngucker, ich laß dir das Haupt abschlagen,«
Herrscht er ihn an, »kannst du mir nicht sagen,
Was meinem Elefanten fehle,
Warum so verdüstert seine Seele?«

Doch jener wirft sich dreimal zur Erde,
Und endlich spricht er mit ernster Gebärde:
»O König, ich will dir die Wahrheit verkünden,
Du kannst dann handeln nach Gutbefinden.

»Es lebt im Norden ein schönes Weib
Von hohem Wuchs und weißem Leib,
Dein Elefant ist herrlich, unleugbar,
Doch ist er nicht mit ihr vergleichbar.

»Mit ihr verglichen, erscheint er nur
Ein weißes Mäuschen. Es mahnt die Statur
An Bimha, die Riesin, im Ramajana,
Und an der Epheser große Diana.

»Wie sich die Gliedermassen wölben
Zum schönsten Bau! Es tragen dieselben
Anmutig und stolz zwei hohe Pilaster
Von blendend weißem Alabaster.

»Das ist Gott Amors kolossale
Domkirche, der Liebe Kathedrale;
Als Lampe brennt im Tabernakel
Ein Herz, das ohne Falsch und Makel.

»Die Dichter jagen vergebens nach Bildern,
Um ihre weiße Haut zu schildern;
Selbst Gautier ist dessen nicht kapabel, —
O diese Weiße ist implacable!

»Des Himalaya Gipfelschnee
Erscheint aschgrau in ihrer Näh;
Die Lilje, die ihre Hand erfaßt,
Vergilbt durch Eifersucht oder Kontrast.

»Gräfin Bianka ist der Name
Von dieser großen weißen Dame;
Sie wohnt zu Paris im Frankenland,
Und diese liebt der Elefant.

»Durch wunderbare Wahlverwandtschaft,
Im Traume machte er ihre Bekanntschaft,
Und träumend in sein Herze stahl
Sich dieses hohe Ideal.

»Sehnsucht verzehrt ihn seit jener Stund,
Und er, der vormals so froh und gesund,
Er ist ein vierfüßiger Werther geworden,
Und träumt von einer Lotte im Norden.

»Geheimnisvolle Sympathie!
Er sah sie nie und denkt an sie.
Er trampelt oft im Mondschein umher
Und seufzet: wenn ich ein Vöglein wär!

»In Siam ist nur der Leib, die Gedanken
Sind bei Bianka im Lande der Franken;
Doch diese Trennung von Leib und Seele
Schwächt sehr den Magen, vertrocknet die Kehle.

»Die leckersten Braten widern ihn an,
Er liebt nur Dampfnudeln und Ossian;
Er hüstelt schon, er magert ab,
Die Sehnsucht schaufelt sein frühes Grab.

»Willst du ihn retten, erhalten sein Leben,
Der Säugetierwelt ihn wiedergeben,
O König, so schicke den hohen Kranken
Direkt nach Paris, der Hauptstadt der Franken.

»Wenn ihn alldort in der Wirklichkeit
Der Anblick der schönen Frau erfreut,
Die seiner Träume Urbild gewesen,
Dann wird er von seinem Trübsinn genesen.

»Wo seiner Schönen Augen strahlen,
Da schwinden seiner Seele Qualen;
Ihr Lächeln verscheucht die letzten Schatten,
Die hier sich eingenistet hatten;

»Und ihre Stimme, wie 'n Zauberlied,
Löst sie den Zwiespalt in seinem Gemüt;
Froh hebt er wieder die Lappen der Ohren,
Er fühlt sich verjüngt, wie neugeboren.

»Es lebt sich so lieblich, es lebt sich so süß
Am Seinestrand, in der Stadt Paris!
Wie wird sich dorten zivilisieren
Dein Elefant und amüsieren!

»Vor allem aber, o König, lasse
Ihm reichlich füllen die Reisekasse,
Und gib ihm einen Kreditbrief mit
Auf Rothschild frères in der rue Lafitte.

»Ja, einen Kreditbrief von einer Million
Dukaten etwa, — der Herr Baron
Von Rothschild sagt von ihm alsdann:
Der Elefant ist ein braver Mann!«

So sprach der Astrolog, und wieder
Warf er sich dreimal zur Erde nieder.
Der König entließ ihn mit reichen Geschenken,
Und streckte sich aus, um nachzudenken.

Er dachte hin, er dachte her;
Das Denken wird den Königen schwer.
Sein Affe sich zu ihm niedersetzt,
Und beide schlafen ein zuletzt.

Was er beschlossen, das kann ich erzählen
Erst später; die indischen Mall'posten fehlen.
Die letzte, welche uns zugekommen,
Die hat den Weg über Suez genommen.

Schelm von Bergen

Im Schloß zu Düsseldorf am Rhein
Wird Mummenschanz gehalten;
Da flimmern die Kerzen, da rauscht die Musik,
Da tanzen die bunten Gestalten.

Da tanzt die schöne Herzogin,
Sie lacht laut auf beständig;
Ihr Tänzer ist ein schlanker Fant,
Gar höfisch und behendig.

Er trägt eine Maske von schwarzem Samt,
Daraus gar freudig blicket
Ein Auge, wie ein blanker Dolch,
Halb aus der Scheide gezücket.

Es jubelt die Fastnachtsgeckenschar,
Wenn Jene vorüberwalzen.
Der Drickes und die Marizzebill
Grüßen mit Schnarren und Schnalzen.

Und die Trompeten schmettern drein,
Der närrische Brummbaß brummet,
Bis endlich der Tanz ein Ende nimmt
Und die Musik verstummet.

»Durchlauchtigste Frau, gebt Urlaub mir,
Ich muß nach Hause gehen —«
Die Herzogin lacht: Ich laß dich nicht fort,
Bevor ich dein Antlitz gesehen.

»Durchlauchtigste Frau, gebt Urlaub mir,
Mein Anblick bringt Schrecken und Grauen —«
Die Herzogin lacht: Ich fürchte mich nicht,
Ich will dein Antlitz schauen.

»Durchlauchtigste Frau, gebt Urlaub mir,
Der Nacht und dem Tode gehör ich —«
Die Herzogin lacht: Ich lasse dich nicht,
Dein Antlitz zu schauen begehr ich.

Wohl sträubt sich der Mann mit finsterm Wort,
Das Weib nicht zähmen kunnt er;
Sie riß zuletzt ihm mit Gewalt
Die Maske vom Antlitz herunter.

Das ist der Scharfrichter von Bergen! so schreit
Entsetzt die Menge im Saale
Und weichet scheusam — die Herzogin
Stürzt fort zu ihrem Gemahle.

Der Herzog ist klug, er tilgte die Schmach
Der Gattin auf der Stelle.
Er zog sein blankes Schwert und sprach:
Knie vor mir nieder, Geselle!

Mit diesem Schwertschlag mach ich dich
Jetzt ehrlich und ritterzünftig,
Und weil du ein Schelm, so nenne dich
Herr Schelm von Bergen künftig.

So ward der Henker ein Edelmann
Und Ahnherr der Schelme von Bergen.
Ein stolzes Geschlecht! es blühte am Rhein.
Jetzt schläft es in steinernen Särgen.

Valkyren

Unten Schlacht. Doch oben schossen
Durch die Luft auf Wolkenrossen
Drei Valkyren, und es klang
Schilderklirrend ihr Gesang:

Fürsten hadern, Völker streiten,
Jeder will die Macht erbeuten,
Herrschaft ist das höchste Gut,
Höchste Tugend ist der Mut.

Heisa! vor dem Tod beschützen
Keine stolzen Eisenmützen,
Und das Heldenblut zerrinnt
Und der schlechtre Mann gewinnt.

Lorbeerkränze, Siegesbogen!
Morgen kommt er eingezogen,
Der den Bessern überwand
Und gewonnen Leut und Land.

Bürgermeister und Senator
Holen ein den Triumphator,
Tragen ihm die Schlüssel vor,
Und der Zug geht durch das Tor.

Hei! da böllerts von den Wällen,
Zinken und Trompeten gellen,
Glockenklang erfüllt die Luft,
Und der Pöbel Vivat! ruft.

Lächelnd stehen auf Balkonen
Schöne Fraun, und Blumenkronen
Werfen sie dem Sieger zu.
Dieser grüßt mit stolzer Ruh.

Schlachtfeld bei Hastings

Der Abt von Waltham seufzte tief,
Als er die Kunde vernommen,
Daß König Harold elendiglich
Bei Hastings umgekommen.

Zwei Mönche, Asgod und Ailrik genannt,
Die schickt' er aus als Boten,
Sie sollten suchen die Leiche Harolds
Bei Hastings unter den Toten.

Die Mönche gingen traurig fort
Und kehrten traurig zurücke:
»Hochwürdiger Vater, die Welt ist uns gram,
Wir sind verlassen vom Glücke.

»Gefallen ist der beßre Mann,
Es siegte der Bankert, der schlechte,
Gewappnete Diebe verteilen das Land
Und machen den Freiling zum Knechte.

»Der lausigste Lump aus der Normandie
Wird Lord auf der Insel der Britten,
Ich sah einen Schneider aus Bayeux, er kam
Mit goldnen Sporen geritten.

»Weh dem, der jetzt ein Sachse ist!
Ihr Sachsenheilige droben
Im Himmelreich, nehmt euch in Acht,
Ihr seid der Schmach nicht enthoben.

»Jetzt wissen wir, was bedeutet hat
Der große Komet, der heuer
Blutrot am nächtlichen Himmel ritt
Auf einem Besen von Feuer.

»Bei Hastings in Erfüllung ging
Des Unsterns böses Zeichen,
Wir waren auf dem Schlachtfeld dort
Und suchten unter den Leichen.

»Wir suchten hin, wir suchten her,
Bis alle Hoffnung verschwunden —
Den Leichnam des toten Königs Harold,
Wir haben ihn nicht gefunden.«

Asgod und Ailrik sprachen also;
Der Abt rang jammernd die Hände,
Versank in tiefe Nachdenklichkeit
Und sprach mit Seufzen am Ende:

»Zu Grendelfield am Bardenstein,
Just in des Waldes Mitte,
Da wohnet Edith Schwanenhals
In einer dürftgen Hütte.

»Man hieß sie Edith Schwanenhals,
Weil wie der Hals der Schwäne
Ihr Nacken war; der König Harold,
Er liebte die junge Schöne.

»Er hat sie geliebt, geküßt und geherzt,
Und endlich verlassen, vergessen.
Die Zeit verfließt; wohl sechzehn Jahr
Verflossen unterdessen.

»Begebt euch, Brüder, zu diesem Weib
Und laßt sie mit euch gehen
Zurück nach Hastings, der Blick des Weibs
Wird dort den König erspähen.

»Nach Waltham-Abtei hierher alsdann
Sollt ihr die Leiche bringen,
Damit wir christlich bestatten den Leib
Und für die Seele singen.«

Um Mitternacht gelangten schon
Die Boten zur Hütte im Walde:
»Erwache, Edith Schwanenhals,
Und folge uns alsbalde.

»Der Herzog der Normannen hat
Den Sieg davongetragen,
Und auf dem Feld bei Hastings liegt
Der König Harold erschlagen.

»Komm mit nach Hastings, wir suchen dort
Den Leichnam unter den Toten,
Und bringen ihn nach Waltham-Abtei,
Wie uns der Abt geboten.«

Kein Wort sprach Edith Schwanenhals,
Sie schürzte sich geschwinde
Und folgte den Mönchen, ihr greisendes Haar
Das flatterte wild im Winde.

Es folgte barfuß das arme Weib
Durch Sümpfe und Baumgestrüppe.
Bei Tagesanbruch gewahrten sie schon
Zu Hastings die kreidige Klippe.

Der Nebel, der das Schlachtfeld bedeckt
Als wie ein weißes Lailich,
Zerfloß allmählig, es flatterten auf
Die Dohlen und krächzten abscheulich.

Viel tausend Leichen lagen dort
Erbärmlich auf blutiger Erde,
Nackt ausgeplündert, verstümmelt, zerfleischt,
Daneben die Äser der Pferde.

Es wadete Edith Schwanenhals
Im Blute mit nackten Füßen;
Wie Pfeile aus ihrem stieren Aug
Die forschenden Blicke schießen.

Sie suchte hin, sie suchte her,
Oft mußte sie mühsam verscheuchen
Die fraßbegierige Rabenschar;
Die Mönche hinter ihr keuchen.

Sie suchte schon den ganzen Tag,
Es ward schon Abend — plötzlich
Bricht aus der Brust des armen Weibs
Ein geller Schrei, entsetzlich.

Gefunden hat Edith Schwanenhals
Des toten Königs Leiche.
Sie sprach kein Wort, sie weinte nicht,
Sie küßte das Antlitz, das bleiche.

Sie küßte die Stirne, sie küßte den Mund,
Sie hielt ihn fest umschlossen;
Sie küßte auf des Königs Brust
Die Wunde blutumflossen.

Auf seiner Schulter erblickt sie auch —
Und sie bedeckt sie mit Küssen —
Drei kleine Narben, Denkmäler der Lust,
Die sie einst hinein gebissen.

Die Mönche konnten mittlerweil
Baumstämme zusammenfugen;
Das war die Bahre, worauf sie alsdann
Den toten König trugen.

Sie trugen ihn nach Waltham-Abtei,
Daß man ihn dort begrübe;
Es folgte Edith Schwanenhals
Der Leiche ihrer Liebe.

Sie sang die Totenlitanein
In kindisch frommer Weise;
Das klang so schauerlich in der Nacht —
Die Mönche beteten leise. —

Karl I.

Im Wald, in der Köhlerhütte, sitzt
Trübsinnig allein der König;
Er sitzt an der Wiege des Köhlerkinds
Und wiegt und singt eintönig:

Eiapopeia, was raschelt im Stroh?
Es blöken im Stalle die Schafe —
Du trägst das Zeichen an der Stirn
Und lächelst so furchtbar im Schlafe.

Eiapopeia, das Kätzchen ist tot —
Du trägst auf der Stirne das Zeichen —
Du wirst ein Mann und schwingst das Beil,
Schon zittern im Walde die Eichen.

Der alte Köhlerglaube verschwand,
Es glauben die Köhlerkinder –
Eiapopeia – nicht mehr an Gott,
Und an den König noch minder.

Das Kätzchen ist tot, die Mäuschen sind froh –
Wir müssen zu Schanden werden –
Eiapopeia – im Himmel der Gott
Und ich, der König auf Erden.

Mein Mut erlischt, mein Herz ist krank,
Und täglich wird es kränker –
Eiapopeia – du Köhlerkind,
Ich weiß es, du bist mein Henker.

Mein Todesgesang ist dein Wiegenlied –
Eiapopeia – die greisen
Haarlocken schneidest du ab zuvor –
Im Nacken klirrt mir das Eisen.

Eiapopeia, was raschelt im Stroh?
Du hast das Reich erworben,
Und schlägst mir das Haupt vom Rumpf herab –
Das Kätzchen ist gestorben.

Eiapopeia, was raschelt im Stroh?
Es blöken im Stalle die Schafe.
Das Kätzchen ist tot, die Mäuschen sind froh –
Schlafe, mein Henkerchen, schlafe!

Maria Antoinette

Wie heiter im Tuilerienschloß
Blinken die Spiegelfenster,
Und dennoch dort am hellen Tag
Gehn um die alten Gespenster.

Es spukt im Pavillon de Flor'
Maria Antoinette;
Sie hält dort Morgens ihr Lever
Mit strenger Etikette.

Geputzte Hofdamen. Die meisten stehn,
Auf Tabourets andre sitzen;
Die Kleider von Atlas und Goldbrokat,
Behängt mit Juwelen und Spitzen.

Die Taille ist schmal, der Reifrock bauscht,
Darunter lauschen die netten
Hochhackigen Füßchen so klug hervor —
Ach, wenn sie nur Köpfe hätten!

Sie haben alle keinen Kopf,
Der Königin selbst manquieret
Der Kopf, und Ihro Majestät
Ist deshalb nicht frisieret.

Ja, Sie, die mit turmhohem Toupet
So stolz sich konnte gebaren,
Die Tochter Maria Theresias,
Die Enkelin deutscher Cäsaren,

Sie muß jetzt spuken ohne Frisur
Und ohne Kopf, im Kreise
Von unfrisierten Edelfraun,
Die kopflos gleicherweise.

Das sind die Folgen der Revolution
Und ihrer fatalen Doktrine;
An Allem ist Schuld Jean Jacques Rousseau,
Voltaire und die Guillotine.

Doch sonderbar! es dünkt mich schier,
Als hätten die armen Geschöpfe
Gar nicht bemerkt, wie tot sie sind
Und daß sie verloren die Köpfe.

Ein leeres Gespreize, ganz wie sonst,
Ein abgeschmacktes Scherwenzen —
Possierlich sind und schauderhaft
Die kopflosen Reverenzen.

Es knixt die erste Dame d'atour
Und bringt ein Hemd von Linnen,
Die zweite reicht es der Königin,
Und beide knixen von hinnen.

Die dritte Dam und die vierte Dam
Knixen und niederknieen
Vor Ihrer Majestät, um Ihr
Die Strümpfe anzuziehen.

Ein Ehrenfräulein kommt und knixt
Und bringt das Morgenjäckchen;
Ein andres Fräulein knixt und bringt
Der Königin Unterröckchen.

Die Oberhofmeisterin steht dabei,
Sie fächert die Brust, die weiße,
Und in Ermanglung eines Kopfs
Lächelt sie mit dem Steiße.

Wohl durch die verhängten Fenster wirft
Die Sonne neugierige Blicke,
Doch wie sie gewahrt den alten Spuk,
Prallt sie erschrocken zurücke.

Pomare

I

Alle Liebesgötter jauchzen
Mir im Herzen, und Fanfare
Blasen sie und rufen: Heil!
Heil der Königin Pomare!

Jene nicht von Otahaiti —
Missionärisiert ist jene —
Die ich meine, die ist wild,
Eine ungezähmte Schöne.

Zweimal in der Woche zeigt sie
Öffentlich sich ihrem Volke
In dem Garten Mabill, tanzt
Dort den Cancan, auch die Polke.

Majestät in jedem Schritte,
Jede Beugung Huld und Gnade,
Eine Fürstin jeder Zoll
Von der Hüfte bis zur Wade —

Also tanzt sie — und es blasen
Liebesgötter die Fanfare
Mir im Herzen, rufen: Heil!
Heil der Königin Pomare!

II

Sie tanzt. Wie sie das Leibchen wiegt!
Wie jedes Glied sich zierlich biegt!
Das ist ein Flattern und ein Schwingen,
Um wahrlich aus der Haut zu springen.

Sie tanzt. Wenn sie sich wirbelnd dreht
Auf einem Fuß, und stille steht
Am End mit ausgestreckten Armen,
Mag Gott sich meiner Vernunft erbarmen!

Sie tanzt. Derselbe Tanz ist das,
Den einst die Tochter Herodias'
Getanzt vor dem Judenkönig Herodes.
Ihr Auge sprüht wie Blitze des Todes.

Sie tanzt mich rasend – ich werde toll –
Sprich, Weib, was ich dir schenken soll?
Du lächelst? Heda! Trabanten! Läufer!
Man schlage ab das Haupt dem Täufer!

III

Gestern noch fürs liebe Brot
Wälzte sie sich tief im Kot,
Aber heute schon mit Vieren
Fährt das stolze Weib spazieren.
In die seidnen Kissen drückt
Sie das Lockenhaupt, und blickt
Vornehm auf den großen Haufen
Derer, die zu Fuße laufen.

Wenn ich dich so fahren seh,
Tut es mir im Herzen weh!
Ach, es wird dich dieser Wagen
Nach dem Hospitale tragen,
Wo der grausenhafte Tod
Endlich endigt deine Not,
Und der Carabin mit schmierig
Plumper Hand und lernbegierig
Deinen schönen Leib zerfetzt,
Anatomisch ihn zersetzt –
Deine Rosse trifft nicht minder
Einst zu Montfaucon der Schinder.

IV

Besser hat es sich gewendet,
Das Geschick, das dich bedroht' –
Gott sei Dank, du hast geendet,
Gott sei Dank, und du bist tot.

In der Dachstub deiner armen
Alten Mutter starbest du,
Und sie schloß dir mit Erbarmen
Deine schönen Augen zu.

Kaufte dir ein gutes Lailich,
Einen Sarg, ein Grab sogar.
Die Begräbnisfeier freilich
Etwas kahl und ärmlich war.

Keinen Pfaffen hört' man singen,
Keine Glocke klagte schwer,
Hinter deiner Bahre gingen
Nur dein Hund und dein Friseur.

»Ach, ich habe der Pomare,«
Seufzte dieser, »oft gekämmt
Ihre langen schwarzen Haare,
Wenn sie vor mir saß im Hemd.«

Was den Hund betrifft, so rannt er
Schon am Kirchhofstor davon,
Und ein Unterkommen fand er
Späterhin bei Ros' Pompon,

Ros' Pompon, der Provenzalin,
Die den Namen Königin
Dir mißgönnt und als Rivalin
Dich verklatscht mit niederm Sinn.

Arme Königin des Spottes,
Mit dem Diadem von Kot,
Bist gerettet jetzt durch Gottes
Ewge Güte, du bist tot.

Wie die Mutter, so der Vater
Hat Barmherzigkeit geübt,
Und ich glaube, dieses tat er,
Weil auch du so viel geliebt.

Der Apollogott

I

Das Kloster ist hoch auf Felsen gebaut,
Der Rhein vorüberrauschet;
Wohl durch das Gitterfenster schaut
Die junge Nonne und lauschet.

Da fährt ein Schifflein, märchenhaft
Vom Abendrot beglänzet;
Es ist bewimpelt von buntem Taft,
Von Lorbeern und Blumen bekränzet.

Ein schöner blondgelockter Fant
Steht in des Schiffes Mitte;
Sein goldgesticktes Purpurgewand
Ist von antikem Schnitte.

Zu seinen Füßen liegen da
Neun marmorschöne Weiber;
Die hochgeschürzte Tunika
Umschließt die schlanken Leiber.

Der Goldgelockte lieblich singt
Und spielt dazu die Leier;
Ins Herz der armen Nonne dringt
Das Lied und brennt wie Feuer.

Sie schlägt ein Kreuz, und noch einmal
Schlägt sie ein Kreuz, die Nonne;
Nicht scheucht das Kreuz die süße Qual,
Nicht bannt es die bittre Wonne.

II

Ich bin der Gott der Musika,
Verehrt in allen Landen;
Mein Tempel hat in Gräcia,
Auf Mont-Parnaß gestanden.

Auf Mont-Parnaß in Gräcia,
Da hab ich oft gesessen
Am holden Quell Kastalia,
Im Schatten der Zypressen.

Vokalisierend saßen da
Um mich herum die Töchter,
Das sang und klang la-la, la-la!
Geplauder und Gelächter.

Mitunter rief tra-ra, tra-ra!
Ein Waldhorn aus dem Holze;
Dort jagte Artemisia,
Mein Schwesterlein, die Stolze.

Ich weiß es nicht, wie mir geschah:
Ich brauchte nur zu nippen
Vom Wasser der Kastalia,
Da tönten meine Lippen.

Ich sang — und wie von selbst beinah
Die Leier klang, berauschend;
Mir war, als ob ich Daphne sah,
Aus Lorbeerbüschen lauschend.

Ich sang — und wie Ambrosia
Wohlrüche sich ergossen,
Es war von einer Gloria
Die ganze Welt umflossen.

Wohl tausend Jahr aus Gräcia
Bin ich verbannt, vertrieben —
Doch ist mein Herz in Gräcia,
In Gräcia geblieben.

III

In der Tracht der Beguinen,
In dem Mantel mit der Kappe
Von der gröbsten schwarzen Sersche,
Ist vermummt die junge Nonne.

Hastig längs des Rheines Ufern
Schreitet sie hinab die Landstraß,
Die nach Holland führt, und hastig
Fragt sie jeden, der vorbeikommt:

»Habt ihr nicht gesehn Apollo?
Einen roten Mantel trägt er,
Lieblich singt er, spielt die Leier,
Und er ist mein holder Abgott.«

Keiner will ihr Rede stehen,
Mancher dreht ihr stumm den Rücken,
Mancher glotzt sie an und lächelt,
Mancher seufzet: Armes Kind!

Doch des Wegs herangetrottelt
Kommt ein schlottrig alter Mensch,
Fingert in der Luft, wie rechnend,
Näselnd singt er vor sich hin.

Einen schlappen Quersack trägt er,
Auch ein klein dreieckig Hütchen,
Und mit schmunzelnd klugen Äuglein
Hört er an den Spruch der Nonne:

»Habt ihr nicht gesehn Apollo?
Einen roten Mantel trägt er,
Lieblich singt er, spielt die Leier,
Und er ist mein holder Abgott.«

Jener aber gab zur Antwort,
Während er sein Köpfchen wiegte
Hin und her, und gar possierlich
Zupfte an dem spitzen Bärtchen:

Ob ich ihn gesehen habe?
Ja, ich habe ihn gesehen
Oft genug zu Amsterdam,
In der deutschen Synagoge.

Denn er war Vorsänger dorten,
Und da hieß er Rabbi Faibisch,
Was auf Hochdeutsch heißt Apollo —
Doch mein Abgott ist er nicht.

Roter Mantel? Auch den roten
Mantel kenn ich. Echter Scharlach,
Kostet acht Florin die Elle,
Und ist noch nicht ganz bezahlt.

Seinen Vater Moses Jitscher
Kenn ich gut. Vorhautabschneider
Ist er bei den Portugiesen.
Er beschnitt auch Souveräne.

Seine Mutter ist Cousine
Meines Schwagers, und sie handelt
Auf der Gracht mit sauern Gurken
Und mit abgelebten Hosen.

Haben kein Pläsier am Sohne.
Dieser spielt sehr gut die Leier,
Aber leider noch viel besser
Spielt er oft Tarock und L'hombre.

Auch ein Freigeist ist er, aß
Schweinefleisch, verlor sein Amt,
Und er zog herum im Lande
Mit geschminkten Komödianten.

In den Buden, auf den Märkten,
Spielte er den Pickelhering,
Holofernes, König David,
Diesen mit dem besten Beifall.

Denn des Königs eigne Lieder
Sang er in des Königs eigner
Muttersprache, tremulierend
In des Nigens alter Weise.

Aus dem Amsterdamer Spielhuis
Zog er jüngst etwelche Dirnen,
Und mit diesen Musen zieht er
Jetzt herum als ein Apollo.

Eine dicke ist darunter,
Die vorzüglich quiekt und grünzelt,
Ob dem großen Lorbeerkopfputz
Nennt man sie die grüne Sau.

Kleines Volk

In einem Pißpott kam er geschwommen,
Hochzeitlich geputzt, hinab den Rhein.
Und als er nach Rotterdam gekommen,
Da sprach er: »Juffräuken, willst du mich frein?

»Ich führe dich, geliebte Schöne,
Nach meinem Schloß, ins Brautgemach;
Die Wände sind eitel Hobelspäne,
Aus Häckerling besteht das Dach.

»Da ist es so puppenniedlich und nette,
Da lebst du wie eine Königin!
Die Schale der Walnuß ist unser Bette,
Von Spinnweb sind die Laken drin.

»Ameiseneier, gebraten in Butter,
Essen wir täglich, auch Würmchengemüs,
Und später erb ich von meiner Frau Mutter
Drei Nonnenfürzchen, die schmecken so süß.

»Ich habe Speck, ich habe Schwarten,
Ich habe Fingerhüte voll Wein,
Auch wächst eine Rübe in meinem Garten,
Du wirst wahrhaftig glücklich sein!«

Das war ein Locken und ein Werben!
Wohl seufzte die Braut: ach Gott! ach Gott!
Sie war wehmütig, wie zum Sterben —
Doch endlich stieg sie hinab in den Pott.

•

Sind Christenleute oder Mäuse
Die Helden des Lieds? Ich weiß es nicht mehr.
Im Beverland hört ich die schnurrige Weise,
Es sind nun dreißig Jahre her.

Zwei Ritter

Crapülinski und Waschlapski,
Polen aus der Polackei,
Fochten für die Freiheit, gegen
Moskowiter-Tyrannei.

Fochten tapfer und entkamen
Endlich glücklich nach Paris —
Leben bleiben, wie das Sterben
Für das Vaterland, ist süß.

Wie Achilles und Patroklus,
David und sein Jonathan,
Liebten sich die beiden Polen,
Küßten sich: »Kochan! Kochan!«

Keiner je verriet den Andern,
Blieben Freunde, ehrlich, treu,
Ob sie gleich zwei edle Polen,
Polen aus der Polackei.

Wohnten in derselben Stube,
Schliefen in demselben Bette,
Eine Laus und eine Seele,
Kratzten sie sich um die Wette.

Speisten in derselben Kneipe,
Und da keiner wollte leiden,
Daß der Andre für ihn zahle,
Zahlte keiner von den Beiden.

Auch dieselbe Henriette
Wäscht für beide edle Polen,
Trällernd kommt sie jeden Monat, —
Um die Wäsche abzuholen.

Ja, sie haben wirklich Wäsche,
Jeder hat der Hemden zwei,
Ob sie gleich zwei edle Polen,
Polen aus der Polackei.

Sitzen heute am Kamine,
Wo die Flammen traulich flackern,
Draußen Nacht und Schneegestöber
Und das Rollen von Fiakern.

Eine große Bowle Punsch
(Es versteht sich, unverzückert,
Unversäuert, unverwässert)
Haben sie bereits geschlückert.

Und von Wehmut wird beschlichen
Ihr Gemüte, ihr Gesicht
Wird befeuchtet schon von Zähren,
Und der Crapülinski spricht:

»Hätt ich doch hier in Paris
Meinen Bärenpelz, den lieben
Schlafrock und die Katzfell-Nachtmütz,
Die im Vaterland geblieben!«

Ihm erwiderte Waschlapski:
»O du bist ein treuer Schlachzitz,
Denkest immer an der Heimat
Bärenpelz und Katzfell-Nachtmütz.

Polen ist noch nicht verloren,
Unsre Weiber, sie gebären,
Unsre Jungfraun tun dasselbe,
Werden Helden uns bescheren,

Helden, wie der Held Sobieski,
Wie Schelmufski und Uminski,
Eskrokewitsch, Schubiakski,
Und der große Eselinski.«

Das goldne Kalb

Doppelflöten, Hörner, Geigen
Spielen auf zum Götzenreigen,
Und es tanzen Jakobs Töchter
Um das goldne Kalb herum —
Brum — brum — brum —
Paukenschläge und Gelächter!

Hochgeschürzt bis zu den Lenden
Und sich fassend an den Händen,
Jungfraun edelster Geschlechter
Kreisen wie ein Wirbelwind
Um das Rind —
Paukenschläge und Gelächter!

Aron selbst wird fortgezogen
Von des Tanzes Wahnsinnwogen,
Und er selbst, der Glaubenswächter,
Tanzt im Hohenpriesterrock,
Wie ein Bock —
Paukenschläge und Gelächter!

König David

Lächelnd scheidet der Despot,
Denn er weiß, nach seinem Tod
Wechselt Willkür nur die Hände,
Und die Knechtschaft hat kein Ende.

Armes Volk! wie Pferd und Farrn
Bleibt es angeschirrt am Karrn,
Und der Nacken wird gebrochen,
Der sich nicht bequemt den Jochen.

Sterbend spricht zu Salomo
König David: Apropos,
Daß ich Joab dir empfehle,
Einen meiner Generäle.

Dieser tapfre General
Ist seit Jahren mir fatal,
Doch ich wagte den Verhaßten
Niemals ernstlich anzutasten.

Du, mein Sohn, bist fromm und klug,
Gottesfürchtig, stark genug,
Und es wird dir leicht gelingen,
Jenen Joab umzubringen.

König Richard

Wohl durch der Wälder einödige Pracht
Jagt ungestüm ein Reiter;
Er bläst ins Horn, er singt und lacht
Gar seelenvergnügt und heiter.

Sein Harnisch ist von starkem Erz,
Noch stärker ist sein Gemüte,
Das ist Herr Richard Löwenherz,
Der christlichen Ritterschaft Blüte.

Willkommen in England! rufen ihm zu
Die Bäume mit grünen Zungen —
Wir freuen uns, o König, daß du
Östreichischer Haft entsprungen.

Dem König ist wohl in der freien Luft,
Er fühlt sich wie neugeboren,
Er denkt an Östreichs Festungsduft —
Und gibt seinem Pferde die Sporen.

Der Asra

Täglich ging die wunderschöne
Sultanstochter auf und nieder
Um die Abendzeit am Springbrunn,
Wo die weißen Wasser plätschern.

Täglich stand der junge Sklave
Um die Abendzeit am Springbrunn,
Wo die weißen Wasser plätschern,
Täglich ward er bleich und bleicher.

Eines Abends trat die Fürstin
Auf ihn zu mit raschen Worten:
Deinen Namen will ich wissen,
Deine Heimat, deine Sippschaft!

Und der Sklave sprach: Ich heiße
Mohamet, ich bin aus Yemmen,
Und mein Stamm sind jene Asra,
Welche sterben, wenn sie lieben.

Himmelsbräute

Wer dem Kloster geht vorbei
Mitternächtlich, sieht die Fenster
Hell erleuchtet. Ihren Umgang
Halten dorten die Gespenster.

Eine düstre Prozession
Toter Ursulinerinnen;
Junge, hübsche Angesichter
Lauschen aus Kapuz und Linnen.

Tragen Kerzen in der Hand,
Die unheimlich blutrot schimmern;
Seltsam widerhallt im Kreuzgang
Ein Gewisper und ein Wimmern.

Nach der Kirche geht der Zug,
Und sie setzen dort sich nieder
Auf des Chores Buchsbaumstühle
Und beginnen ihre Lieder.

Litaneienfromme Weisen,
Aber wahnsinnwüste Worte;
Arme Seelen sind es, welche
Pochen an des Himmels Pforte.

»Bräute Christi waren wir,
Doch die Weltlust uns betörte,
Und da gaben wir dem Cäsar,
Was dem lieben Gott gehörte.

»Reizend ist die Uniform
Und des Schnurrbarts Glanz und Glätte;
Doch verlockend sind am meisten
Cäsars goldne Epaulette.

»Ach, der Stirne, welche trug
Eine Dornenkrone weiland,
Gaben wir ein Hirschgeweihe —
Wir betrogen unsern Heiland.

»Jesus, der die Güte selbst,
Weinte sanft ob unsrer Fehle,
Und er sprach: Vermaledeit
Und verdammt sei eure Seele!

»Grabentstiegner Spuk der Nacht,
Müssen büßend wir nunmehre
Irre gehn in diesen Mauern —
Miserere! Miserere!

»Ach, im Grabe ist es gut,
Ob es gleich viel besser wäre
In dem warmen Himmelreiche —
Miserere! Miserere!

»Süßer Jesus, o vergib
Endlich uns die Schuld, die schwere,
Schließ uns auf den warmen Himmel —
Miserere! Miserere!«

Also singt die Nonnenschar,
Und ein längst verstorbner Küster
Spielt die Orgel. Schattenhände
Stürmen toll durch die Register.

Pfalzgräfin Jutta

Pfalzgräfin Jutta fuhr über den Rhein,
Im leichten Kahn, bei Mondenschein.
Die Zofe rudert, die Gräfin spricht:
»Siehst du die sieben Leichen nicht,
Die hinter uns kommen
Einhergeschwommen –
So traurig schwimmen die Toten!

»Das waren Ritter voll Jugendlust –
Sie sanken zärtlich an meine Brust
Und schwuren mir Treue – Zur Sicherheit,
Daß sie nicht brächen ihren Eid,
Ließ ich sie ergreifen
Sogleich und ersäufen –
So traurig schwimmen die Toten!«

Die Zofe rudert, die Gräfin lacht.
Das hallt so höhnisch durch die Nacht!
Bis an die Hüfte tauchen hervor
Die Leichen und strecken die Finger empor,
Wie schwörend – Sie nicken
Mit gläsernen Blicken –
So traurig schwimmen die Toten!

Der Mohrenkönig

Ins Exil der Alpuxarren
Zog der junge Mohrenkönig,
Schweigsam und das Herz voll Kummer
Ritt er an des Zuges Spitze.

Hinter ihm auf hohen Zeltern
Oder auch in güldnen Sänften
Saßen seines Hauses Frauen,
Schwarze Mägde trägt das Maultier.

Hundert treue Diener folgen
Auf arabisch edlen Rappen,
Stolze Gäule, doch die Reiter
Hängen schlottrig in den Sätteln.

Keine Zymbel, keine Pauke,
Kein Gesangeslaut ertönte,
Nur des Maultiers Silberglöckchen
Wimmern schmerzlich in der Stille.

Auf der Höhe, wo der Blick
Ins Duero=Tal hinabschweift,
Und die Zinnen von Granada
Sichtbar sind zum letzten Male:

Dorten stieg vom Pferd der König
Und betrachtete die Stadt,
Die im Abendlichte glänzte,
Wie geschmückt mit Gold und Purpur.

Aber, Allah! Welch ein Anblick!
Statt des vielgeliebten Halbmonds,
Prangen Spaniens Kreuz und Fahnen
Auf den Türmen der Alhambra.

Ach, bei diesem Anblick brachen
Aus des Königs Brust die Seufzer,
Tränen überströmten plötzlich
Wie ein Sturzbach seine Wangen.

Düster von dem hohen Zelter
Schaut' herab des Königs Mutter,
Schaut' auf ihres Sohnes Jammer,
Und sie schalt ihn stolz und bitter.

»Boabdil el Chico,« sprach sie,
»Wie ein Weib beweinst du jetzo
Jene Stadt, die du nicht wußtest
Zu verteidgen wie ein Mann.«

Als des Königs liebste Kebsin
Solche harte Rede hörte,
Stürzte sie aus ihrer Sänfte
Und umhalste den Gebieter.

»Boabdil el Chico,« sprach sie,
»Tröste dich, mein Heißgeliebter,
Aus dem Abgrund deines Elends
Blüht hervor ein schöner Lorbeer.

»Nicht allein der Triumphator,
Nicht allein der sieggekrönte
Günstling jener blinden Göttin,
Auch der blutge Sohn des Unglücks,

»Auch der heldenmütge Kämpfer,
Der dem ungeheuren Schicksal
Unterlag, wird ewig leben
In der Menschen Angedenken.«

»Berg des letzten Mohrenseufzers«
Heißt bis auf den heutgen Tag
Jene Höhe, wo der König
Sah zum letzten Mal Granada.

Lieblich hat die Zeit erfüllet
Seiner Liebsten Prophezeiung,
Und des Mohrenkönigs Name
Ward verherrlicht und gefeiert.

Nimmer wird sein Ruhm verhallen,
Ehe nicht die letzte Saite
Schnarrend losspringt von der letzten
Andalusischen Gitarre.

Geoffroy Rudèl und Melisande von Tripoli

In dem Schlosse Blay erblickt man
Die Tapete an den Wänden,
So die Gräfin Tripolis
Einst gestickt mit klugen Händen.

Ihre ganze Seele stickte
Sie hinein, und Liebesträne
Hat gefeit das seidne Bildwerk,
Welches darstellt jene Szene:

Wie die Gräfin den Rudèl
Sterbend sah am Strande liegen,
Und das Urbild ihrer Sehnsucht
Gleich erkannt' in seinen Zügen.

Auch Rudèl hat hier zum ersten
Und zum letzten Mal erblicket
In der Wirklichkeit die Dame,
Die ihn oft im Traum entzücket.

Über ihn beugt sich die Gräfin,
Hält ihn liebevoll umschlungen,
Küßt den todesbleichen Mund,
Der so schön ihr Lob gesungen!

Ach! der Kuß des Willkomms wurde
Auch zugleich der Kuß des Scheidens,
Und so leerten sie den Kelch
Höchster Lust und tiefsten Leidens.

In dem Schlosse Blay allnächtlich
Gibts ein Rauschen, Knistern, Beben,
Die Figuren der Tapete
Fangen plötzlich an zu leben.

Troubadour und Dame schütteln
Die verschlafnen Schattenglieder,
Treten aus der Wand und wandeln
Durch die Säle auf und nieder.

Trautes Flüstern, sanftes Tändeln,
Wehmutsüße Heimlichkeiten,
Und posthume Galantrie
Aus des Minnesanges Zeiten:

»Geoffroy! Mein totes Herz
Wird erwärmt von deiner Stimme,
In den längst erloschnen Kohlen
Fühl ich wieder ein Geglimme!«

»»Melisande! Glück und Blume!
Wenn ich dir ins Auge sehe,
Leb ich auf — gestorben ist
Nur mein Erdenleid und -Wehe.««

»Geoffroy! Wir liebten uns
Einst im Traume, und jetzunder
Lieben wir uns gar im Tode —
Gott Amour tat dieses Wunder!«

»»Melisande! Was ist Traum?
Was ist Tod? Nur eitel Töne.
In der Liebe nur ist Wahrheit,
Und dich lieb ich, ewig Schöne.««

»Geoffroy! Wie traulich ist es
Hier im stillen Mondscheinsaale,
Möchte nicht mehr draußen wandeln
In des Tages Sonnenstrahle.«

»»Melisande! teure Närrin,
Du bist selber Licht und Sonne,
Wo du wandelst, blüht der Frühling,
Sprossen Lieb und Maienwonne!««

Also kosen, also wandeln
Jene zärtlichen Gespenster
Auf und ab, derweil das Mondlicht
Lauschet durch die Bogenfenster.

Doch den holden Spuk vertreibend,
Kommt am End die Morgenröte —
Jene huschen scheu zurück
In die Wand, in die Tapete.

Der Dichter Firdusi

I

Goldne Menschen, Silbermenschen!
Spricht ein Lump von einem Thoman,
Ist die Rede nur von Silber,
Ist gemeint ein Silberthoman.

Doch im Munde eines Fürsten,
Eines Schaches, ist ein Thoman
Gülden stets; ein Schach empfängt
Und er gibt nur goldne Thoman.

Also denken brave Leute,
Also dachte auch Firdusi,
Der Verfasser des berühmten
Und vergötterten Schach Nameh.

Dieses große Heldenlied
Schrieb er auf Geheiß des Schaches,
Der für jeden seiner Verse
Einen Thoman ihm versprochen.

Siebzehnmal die Rose blühte,
Siebzehnmal ist sie verwelket,
Und die Nachtigall besang sie
Und verstummte siebzehnmal —

Unterdessen saß der Dichter
An dem Webstuhl des Gedankens,
Tag und Nacht, und webte emsig
Seines Liedes Riesenteppich —

Riesenteppich, wo der Dichter
Wunderbar hineingewebt
Seiner Heimat Fabelchronik,
Farsistans uralte Könge,

Lieblingshelden seines Volkes,
Rittertaten, Aventüren,
Zauberwesen und Dämonen,
Keck umrankt von Märchenblumen –

Alles blühend und lebendig,
Farbenglänzend, glühend, brennend,
Und wie himmlisch angestrahlt
Von dem heilgen Lichte Irans,

Von dem göttlich reinen Urlicht,
Dessen letzter Feuertempel,
Trotz dem Koran und dem Mufti,
In des Dichters Herzen flammte.

Als vollendet war das Lied,
Überschickte seinem Gönner
Der Poet das Manuskript,
Zweimalhunderttausend Verse.

In der Badestube war es,
In der Badestub zu Gasna,
Wo des Schaches schwarze Boten
Den Firdusi angetroffen –

Jeder schleppte einen Geldsack,
Den er zu des Dichters Füßen
Knieend legte, als den hohen
Ehrensold für seine Dichtung.

Der Poet riß auf die Säcke
Hastig, um am lang entbehrten
Goldesanblick sich zu laben –
Da gewahrt er mit Bestürzung,

Daß der Inhalt dieser Säcke
Bleiches Silber, Silberthomans,
Zweimalhunderttausend etwa –
Und der Dichter lachte bitter.

Bitter lachend hat er jene
Summe abgeteilt in drei
Gleiche Teile, und jedwedem
Von den beiden schwarzen Boten

Schenkte er als Botenlohn
Solch ein Drittel, und das dritte
Gab er einem Badeknechte,
Der sein Bad besorgt, als Trinkgeld.

Seinen Wanderstab ergriff er
Jetzo und verließ die Hauptstadt,
Vor dem Tor hat er den Staub
Abgefegt von seinen Schuhen.

II

»Hätt er menschlich ordinär
Nicht gehalten, was versprochen,
Hätt er nur sein Wort gebrochen,
Zürnen wollt ich nimmermehr.

»Aber unverzeihlich ist,
Daß er mich getäuscht so schnöde
Durch den Doppelsinn der Rede
Und des Schweigens größre List.

»Stattlich war er, würdevoll
Von Gestalt und von Gebärden,
Wen'ge glichen ihm auf Erden,
War ein König jeder Zoll.

»Wie die Sonn am Himmelsbogen,
Feuerblicks, sah er mich an,
Er, der Wahrheit stolzer Mann —
Und er hat mich doch belogen.«

III

Schach Mahomet hat gut gespeist,
Und gut gelaunet ist sein Geist.

Im dämmernden Garten, auf purpurnem Pfühl,
Am Springbrunnen sitzt er. Das plätschert so kühl!

Die Diener stehen mit Ehrfurchtsmienen;
Sein Liebling Ansari ist unter ihnen.

Aus Marmorvasen quillt hervor
Ein üppig brennender Blumenflor.

Gleich Odalisken anmutiglich
Die schlanken Palmen fächern sich.

Es stehen regungslos die Zypressen,
Wie himmelträumend, wie weltvergessen.

Doch plötzlich erklingt bei Lautenklang
Ein sanft geheimnisvoller Gesang.

Der Schach fährt auf, als wie behext —
Von wem ist dieses Liedes Text?

Ansari, an welchen die Frage gerichtet,
Gab Antwort: Das hat Firdusi gedichtet.

Firdusi? — rief der Fürst betreten —
Wo ist er? Wie geht es dem großen Poeten?

Ansari gab Antwort: In Dürftigkeit
Und Elend lebt er seit langer Zeit

Zu Thus, des Dichters Vaterstadt,
Wo er ein kleines Gärtchen hat.

Schach Mahomet schwieg, eine gute Weile,
Dann sprach er: Ansari, mein Auftrag hat Eile —

Geh nach meinen Ställen und erwähle
Dort hundert Maultiere und funfzig Kamele.

Die sollst du belasten mit allen Schätzen,
Die eines Menschen Herz ergötzen,

Mit Herrlichkeiten und Raritäten,
Kostbaren Kleidern und Hausgeräten

Von Sandelholz, von Elfenbein,
Mit güldnen und silbernen Schnurrpfeiferein,

Kannen und Kelchen, zierlich gehenkelt,
Lepardenfellen, groß gesprenkelt,

Mit Teppichen, Schals und reichen Brokaten,
Die fabriziert in meinen Staaten —

Vergiß nicht, auch hinzuzupacken
Glänzende Waffen und Schabracken,

Nicht minder Getränke jeder Art
Und Speisen, die man in Töpfen bewahrt,

Auch Konfitüren und Mandeltorten,
Und Pfefferkuchen von allen Sorten.

Füge hinzu ein Dutzend Gäule,
Arabischer Zucht, geschwind wie Pfeile,

Und schwarze Sklaven, gleichfalls ein Dutzend,
Leiber von Erz, strapazentrutzend.

Ansari, mit diesen schönen Sachen
Sollst du dich gleich auf die Reise machen.

Du sollst sie bringen nebst meinem Gruß
Dem großen Dichter Firdusi zu Thus.

Ansari erfüllte des Herrschers Befehle,
Belud die Mäuler und Kamele

Mit Ehrengeschenken, die wohl den Zins
Gekostet von einer ganzen Provinz.

Nach dreien Tagen verließ er schon
Die Residenz, und in eigner Person,

Mit einer roten Führerfahne,
Ritt er voran der Karawane.

Am achten Tage erreichten sie Thus,
Die Stadt liegt an des Berges Fuß.

Wohl durch das Westtor zog herein
Die Karawane mit Lärmen und Schrein.

Die Trommel scholl, das Kuhhorn klang,
Und lautaufjubelt Triumphgesang.

La Illa Il Allah! aus voller Kehle
Jauchzten die Treiber der Kamele.

Doch durch das Osttor, am andern End
Von Thus, zog in demselben Moment

Zur Stadt hinaus der Leichenzug,
Der den toten Firdusi zu Grabe trug.

Nächtliche Fahrt

Es wogte das Meer, aus dem dunklen Gewölk
Der Halbmond lugte scheu;
Und als wir stiegen in den Kahn,
Wir waren unsrer drei.

Es plätschert' im Wasser des Ruderschlags
Verdrossenes Einerlei;
Weißschäumende Wellen rauschten heran,
Bespritzten uns alle drei.

Sie stand im Kahn so blaß, so schlank,
Und unbeweglich dabei,
Als wär sie ein welsches Marmorbild,
Dianens Konterfei.

Der Mond verbirgt sich ganz. Es pfeift
Der Nachtwind kalt vorbei;
Hoch über unsern Häuptern ertönt
Plötzlich ein gellender Schrei.

Die weiße, gespenstische Möwe wars,
Und ob dem bösen Schrei,
Der schauerlich klang wie Warnungsruf,
Erschraken wir alle drei.

Bin ich im Fieber? Ist das ein Spuk
Der nächtlichen Phantasei?
Äfft mich ein Traum? Es träumet mir
Grausame Narretei.

Grausame Narretei! Mir träumt,
Daß ich ein Heiland sei,
Und daß ich trüge das große Kreuz
Geduldig und getreu.

Die arme Schönheit ist schwer bedrängt,
Ich aber mache sie frei
Von Schmach und Sünde, von Qual und Not,
Von der Welt Unfläterei.

Du arme Schönheit, schaudre nicht
Wohl ob der bittern Arznei,
Ich selber kredenze dir den Tod,
Bricht auch mein Herz entzwei.

O Narretei, grausamer Traum,
Wahnsinn und Raserei!
Es gähnt die Nacht, es kreischt das Meer,
O Gott! o steh mir bei!

O steh mir bei, barmherziger Gott!
Barmherziger Gott Schaddey!
Da schollerts hinab ins Meer – O Weh –
Schaddey! Schaddey! Adonay! –

Die Sonne ging auf, wir fuhren ans Land,
Da blühte und glühte der Mai!
Und als wir stiegen aus dem Kahn,
Da waren wir unsrer zwei.

Vitzliputzli

Präludium

Dieses ist Amerika!
Dieses ist die neue Welt!
Nicht die heutige, die schon
Europäisieret abwelkt. —

Dieses ist die neue Welt!
Wie sie Christoval Kolumbus
Aus dem Ozean hervorzog.
Glänzet noch in Flutenfrische,

Träufelt noch von Wasserperlen,
Die zerstieben, farbensprühend,
Wenn sie küßt das Licht der Sonne.
Wie gesund ist diese Welt!

Ist kein Kirchhof der Romantik,
Ist kein alter Scherbenberg
Von verschimmelten Symbolen
Und versteinerten Perucken.

Aus gesundem Boden sprossen
Auch gesunde Bäume — keiner
Ist blasiert und keiner hat
In dem Rückgratmark die Schwindsucht.

Auf den Baumesästen schaukeln
Große Vögel. Ihr Gefieder
Farbenschillernd. Mit den ernsthaft
Langen Schnäbeln und mit Augen,

Brillenartig schwarz umrändert,
Schaun sie auf dich nieder, schweigsam —
Bis sie plötzlich schrillend aufschrein
Und wie Kaffeeschwestern schnattern.

Doch ich weiß nicht, was sie sagen,
Ob ich gleich der Vögel Sprachen
Kundig bin wie Salomo,
Welcher tausend Weiber hatte

Und die Vögelsprachen kannte,
Die modernen nicht allein,
Sondern auch die toten, alten,
Ausgestopften Dialekte.

Neuer Boden, neue Blumen!
Neue Blumen, neue Düfte!
Unerhörte, wilde Düfte,
Die mir in die Nase dringen,

Neckend, prickelnd, leidenschaftlich —
Und mein grübelnder Geruchsinn
Quält sich ab: Wo hab ich denn
Je dergleichen schon gerochen?

Wars vielleicht auf Regentstreet,
In den sonnig gelben Armen
Jener schlanken Javanesin,
Die beständig Blumen kaute?

Oder wars zu Rotterdam,
Neben des Erasmi Bildsäul,
In der weißen Waffelbude
Mit geheimnisvollem Vorhang?

Während ich die neue Welt
Solcher Art verdutzt betrachte,
Schein ich selbst ihr einzuflößen
Noch viel größre Scheu — Ein Affe,

Der erschreckt ins Buschwerk forthuscht,
Schlägt ein Kreuz bei meinem Anblick,
Angstvoll rufend: »Ein Gespenst!
Ein Gespenst der alten Welt!«

Affe! fürcht dich nicht, ich bin
Kein Gespenst, ich bin kein Spuk,
Leben kocht in meinen Adern,
Bin des Lebens treuster Sohn.

Doch durch jahrelangen Umgang
Mit den Toten, nahm ich an
Der Verstorbenen Manieren
Und geheime Seltsamkeiten.

Meine schönsten Lebensjahre,
Die verbracht ich im Kyffhäuser,
Auch im Venusberg und andern
Katakomben der Romantik.

Fürcht dich nicht vor mir, mein Affe!
Bin dir hold, denn auf dem haarlos
Ledern abgeschabten Hintern
Trägst du Farben, die ich liebe.

Teure Farben! Schwarz-rot-goldgelb!
Diese Affensteißcouleuren
Sie erinnern mich mit Wehmut
An das Banner Barbarossas.

I

Auf dem Haupt trug er den Lorbeer,
Und an seinen Stiefeln glänzten
Goldne Sporen — dennoch war er
Nicht ein Held und auch kein Ritter.

Nur ein Räuberhauptmann war er,
Der ins Buch des Ruhmes einschrieb,
Mit der eignen frechen Faust,
Seinen frechen Namen: Cortez.

Unter des Kolumbus Namen
Schrieb er ihn, ja dicht darunter,
Und der Schulbub auf der Schulbank
Lernt auswendig beide Namen —

Nach dem Christoval Kolumbus,
Nennt er jetzt Fernando Cortez
Als den zweiten großen Mann
In dem Pantheon der Neuwelt.

Heldenschicksals letzte Tücke:
Unser Name wird verkoppelt
Mit dem Namen eines Schächers
In der Menschen Angedenken.

Wärs nicht besser, ganz verhallen
Unbekannt, als mit sich schleppen
Durch die langen Ewigkeiten
Solche Namenskameradschaft?

Messer Christoval Kolumbus
War ein Held, und sein Gemüte,
Das so lauter wie die Sonne,
War freigebig auch wie diese.

Mancher hat schon viel gegeben,
Aber Jener hat der Welt
Eine ganze Welt geschenket,
Und sie heißt Amerika.

Nicht befreien konnt er uns
Aus dem öden Erdenkerker,
Doch er wußt ihn zu erweitern
Und die Kette zu verlängern.

Dankbar huldigt ihm die Menschheit,
Die nicht bloß europamüde,
Sondern Afrikas und Asiens
Endlich gleichfalls müde worden — —

Einer nur, ein einzger Held,
Gab uns mehr und gab uns Beßres
Als Kolumbus, das ist Jener,
Der uns einen Gott gegeben.

Sein Herr Vater, der hieß Amram,
Seine Mutter hieß Jochebeth,
Und er selber, Moses heißt er,
Und er ist mein bester Heros.

Doch, mein Pegasus, du weilest
Viel zu lang bei dem Kolumbus —
Wisse, unser heutger Flugritt
Gilt dem gringern Mann, dem Cortez.

Breite aus den bunten Fittig,
Flügelroß! und trage mich
Nach der Neuwelt schönem Lande,
Welches Mexiko geheißen.

Trage mich nach jener Burg,
Die der König Montezuma
Gastlich seinen spanschen Gästen
Angewiesen zur Behausung.

Doch nicht Obdach bloß und Atzung,
In verschwenderischer Fülle,
Gab der Fürst den fremden Strolchen —
Auch Geschenke reich und prächtig,

Kostbarkeiten kluggedrechselt,
Von massivem Gold, Juwelen,
Zeugten glänzend von der Huld
Und der Großmut des Monarchen.

Dieser unzivilisierte,
Abergläubisch blinde Heide
Glaubte noch an Treu und Ehre
Und an Heiligkeit des Gastrechts.

Er willfahrte dem Gesuche,
Beizuwohnen einem Feste,
Das in ihrer Burg die Spanier
Ihm zu Ehren geben wollten —

Und mit seinem Hofgesinde,
Arglos, huldreich, kam der König
In das spanische Quartier,
Wo Fanfaren ihn begrüßten.

Wie das Festspiel war betitelt,
Weiß ich nicht. Es hieß vielleicht:
»Spansche Treue!« doch der Autor
Nannt sich Don Fernando Cortez.

Dieser gab das Stichwort — plötzlich
Ward der König überfallen,
Und man band ihn und behielt ihn
In der Burg als eine Geisel.

Aber Montezuma starb,
Und da war der Damm gebrochen,
Der die kecken Abenteurer
Schützte vor dem Zorn des Volkes.

Schrecklich jetzt begann die Brandung —
Wie ein wild empörtes Meer
Tosten, rasten immer näher
Die erzürnten Menschenwellen.

Tapfer schlugen zwar die Spanier
Jeden Sturm zurück. Doch täglich
Ward berennt die Burg aufs neue,
Und ermüdend war das Kampfspiel.

Nach dem Tod des Königs stockte
Auch der Lebensmittel Zufuhr,
Kürzer wurden die Rationen,
Die Gesichter wurden länger.

Und mit langen Angesichtern
Sahn sich an Hispaniens Söhne,
Und sie seufzten und sie dachten
An die traute Christenheimat,

An das teure Vaterland,
Wo die frommen Glocken läuten
Und am Herde friedlich brodelt
Eine Ollea-Potrida,

Dick verschmoret mit Garbanzos,
Unter welchen, schalkhaft duftend,
Auch wohl kichernd, sich verbergen
Die geliebten Knoblauchwürstchen.

Einen Kriegsrat hielt der Feldherr,
Und der Rückzug ward beschlossen;
In der nächsten Tagesfrühe
Soll das Heer die Stadt verlassen.

Leicht gelangs hineinzukommen
Einst durch List dem klugen Cortez,
Doch die Rückkehr nach dem Festland
Bot fatale Schwierigkeiten.

Mexiko, die Inselstadt,
Liegt in einem großen See,
In der Mitte, flutumrauscht:
Eine stolze Wasserfestung,

Mit dem Uferland verkehrend
Nur durch Schiffe, Flöße, Brücken,
Die auf Riesenpfählen ruhen;
Kleine Inseln bilden Furten.

Noch bevor die Sonne aufging,
Setzten sich in Marsch die Spanier;
Keine Trommel ward gerühret,
Kein Trompeter blies Reveille.

Wollten ihre Wirte nicht
Aus dem süßen Schlafe wecken —
‹Hunderttausend Indianer
Lagerten in Mexiko›.

Doch der Spanier machte diesmal
Ohne seinen Wirt die Rechnung;
Noch frühzeitger aufgestanden
Waren heut die Mexikaner.

Auf den Brücken, auf den Flößen,
Auf den Furten harrten sie,
Um den Abschiedstrunk alldorten
Ihren Gästen zu kredenzen.

Auf den Brücken, Flößen, Furten,
Hei! da gabs ein toll Gelage!
Rot in Strömen floß das Blut,
Und die kecken Zecher rangen —

Rangen Leib an Leib gepreßt,
Und wir sehn auf mancher nackten
Indianerbrust den Abdruck
Spanscher Rüstungsarabesken.

Ein Erdrosseln wars, ein Würgen,
Ein Gemetzel, das sich langsam,
Schaurig langsam, weiter wälzte,
Über Brücken, Flöße, Furten.

Die Indianer sangen, brüllten,
Doch die Spanier fochten schweigend,
Mußten Schritt für Schritt erobern
Einen Boden für die Flucht.

In gedrängten Engpaßkämpfen
Boten gringen Vorteil heute
Alteuropas strenge Kriegskunst,
Feuerschlünde, Harnisch, Pferde.

Viele Spanier waren gleichfalls
Schwer bepackt mit jenem Golde,
Das sie jüngst erpreßt, erbeutet —
Ach, die gelbe Sündenlast

Lähmte, hemmte sie im Kampfe,
Und das teuflische Metall
Ward nicht bloß der armen Seele,
Sondern auch dem Leib verderblich.

Mittlerweile ward der See
Ganz bedeckt von Kähnen, Barken,
Schützen saßen drin und schossen
Nach den Brücken, Flößen, Furten.

Trafen freilich im Getümmel
Viele ihrer eignen Brüder,
Doch sie trafen auch gar manchen
Hochvortrefflichen Hidalgo.

Auf der dritten Brücke fiel
Junker Gaston, der an jenem
Tag die Fahne trug, worauf
Konterfeit die heilge Jungfrau.

Dieses Bildnis selber trafen
Die Geschosse der Indianer,
Sechs Geschosse blieben stecken
Just im Herzen — blanke Pfeile,

Ähnlich jenen güldnen Schwertern,
Die der Mater dolorosa
Schmerzenreiche Brust durchbohren
Bei Karfreitagsprozessionen.

Sterbend übergab Don Gaston
Seine Fahne dem Gonzalvo,
Der zu Tod getroffen gleichfalls
Bald dahinsank. — Jetzt ergriff

Cortez selbst das teure Banner,
Er, der Feldherr, und er trug es
Hoch zu Roß bis gegen Abend,
Wo die Schlacht ein Ende nahm.

Hundertsechzig Spanier fanden
Ihren Tod an jenem Tage;
Über achtzig fielen lebend
In die Hände der Indianer.

Schwer verwundet wurden viele,
Die erst später unterlagen.
Schier ein Dutzend Pferde wurde
Teils getötet, teils erbeutet.

Gegen Abend erst erreichten
Cortez und sein Heer das sichre
Uferland, ein Seegestade,
Karg bepflanzt mit Trauerweiden.

II

Nach des Kampfes Schreckenstag
Kommt die Spuknacht des Triumphes;
Hunderttausend Freudenlampen
Lodern auf in Mexiko.

Hunderttausend Freudenlampen,
Waldharzfackeln, Pechkranzfeuer
Werfen grell ihr Tageslicht
Auf Paläste, Götterhallen,

Gildenhäuser und zumal
Auf den Tempel Vitzliputzlis,
Götzenburg von rotem Backstein,
Seltsam mahnend an ägyptisch,

Babylonisch und assyrisch
Kolossalen Bauwerk=Monstren,
Die wir schauen auf den Bildern
Unsers Britten Henri Martin.

Ja, das sind dieselben breiten
Rampentreppen, also breit,
Daß dort auf und nieder wallen
Viele tausend Mexikaner,

Während auf den Stufen lagern
Rottenweis die wilden Krieger,
Welche lustig bankettieren,
Hochberauscht von Sieg und Palmwein.

Diese Rampentreppen leiten,
Wie ein Zickzack, nach der Plattform,
Einem balustradenartgen
Ungeheuern Tempeldach.

Dort auf seinem Thronaltar
Sitzt der große Vitzliputzli,
Mexikos blutdürstger Kriegsgott.
Ist ein böses Ungetüm,

Doch sein Äußres ist so putzig,
So verschnörkelt und so kindisch,
Daß er trotz des innern Grausens
Dennoch unsre Lachlust kitzelt —

Und bei seinem Anblick denken
Wir zu gleicher Zeit etwa
An den blassen Tod von Basel
Und an Brüssels Mannke=Piß.

An des Gottes Seite stehen
Rechts die Laien, links die Pfaffen;
Im Ornat von bunten Federn
Spreizt sich heut die Klerisei.

Auf des Altars Marmorstufen
Hockt ein hundertjährig Männlein,
Ohne Haar an Kinn und Schädel;
Trägt ein scharlach Kamisölchen.

Dieses ist der Opferpriester,
Und er wetzet seine Messer,
Wetzt sie lächelnd, und er schielet
Manchmal nach dem Gott hinauf.

Vitzliputzli scheint den Blick
Seines Dieners zu verstehen,
Zwinkert mit den Augenwimpern
Und bewegt sogar die Lippen.

Auf des Altars Stufen kauern
Auch die Tempelmusici,
Paukenschläger, Kuhhornbläser –
Ein Gerassel und Getute –

Ein Gerassel und Getute,
Und es stimmet ein des Chores
Mexikanisches Tedeum –
Ein Miaulen wie von Katzen –

Ein Miaulen wie von Katzen,
Doch von jener großen Sorte,
Welche Tigerkatzen heißen
Und statt Mäuse Menschen fressen!

Wenn der Nachtwind diese Töne
Hinwirft nach dem Seegestade,
Wird den Spaniern, die dort lagern,
Katzenjämmerlich zu Mute.

Traurig unter Trauerweiden,
Stehen diese dort noch immer,
Und sie starren nach der Stadt,
Die im dunkeln Seegewässer

Widerspiegelt, schier verhöhnend,
Alle Flammen ihrer Freude —
Stehen dort wie im Parterre
Eines großen Schauspielhauses,

Und des Vitzliputzli-Tempels
Helle Plattform ist die Bühne,
Wo zur Siegesfeier jetzt
Ein Mysterium tragiert wird.

»Menschenopfer« heißt das Stück.
Uralt ist der Stoff, die Fabel,
In der christlichen Behandlung
Ist das Schauspiel nicht so gräßlich.

Denn dem Blute wurde Rotwein,
Und dem Leichnam, welcher vorkam,
Wurde eine harmlos dünne
Mehlbreispeis transsubstituieret —

Diesmal aber, bei den Wilden,
War der Spaß sehr roh und ernsthaft
Aufgefaßt: man speiste Fleisch,
Und das Blut war Menschenblut.

Diesmal war es gar das Vollblut
Von Altchristen, das sich nie,
Nie vermischt hat mit dem Blute
Der Moresken und der Juden.

Freu dich, Vitzliputzli, freu dich,
Heute gibt es Spanierblut,
Und am warmen Dufte wirst du
Gierig laben deine Nase.

Heute werden dir geschlachtet
Achtzig Spanier, stolze Braten
Für die Tafel deiner Priester,
Die sich an dem Fleisch erquicken.

Denn der Priester ist ein Mensch,
Und der Mensch, der arme Fresser,
Kann nicht bloß vom Riechen leben
Und vom Dufte, wie die Götter.

Horch! die Todespauke dröhnt schon,
Und es kreischt das böse Kuhhorn!
Sie verkünden, daß heraufsteigt
Jetzt der Zug der Sterbemänner.

Achtzig Spanier, schmählich nackend,
Ihre Hände auf dem Rücken
Festgebunden, schleppt und schleift man
Hoch hinauf die Tempeltreppe.

Vor dem Vitzliputzli-Bilde
Zwingt man sie das Knie zu beugen
Und zu tanzen Possentänze,
Und man zwingt sie durch Torturen,

Die so grausam und entsetzlich,
Daß der Angstschrei der Gequälten
Überheulet das gesamte
Kannibalen-Charivari. –

Armes Publikum am See!
Cortez und die Kriegsgefährten
Sie vernahmen und erkannten
Ihrer Freunde Angstrufstimmen –

Auf der Bühne, grellbeleuchtet,
Sahen sie auch ganz genau
Die Gestalten und die Mienen –
Sahn das Messer, sahn das Blut –

Und sie nahmen ab die Helme
Von den Häuptern, knieten nieder,
Stimmten an den Psalm der Toten,
Und sie sangen: De profundis!

Unter jenen, welche starben,
War auch Raimond de Mendoza,
Sohn der schönen Abbatissin,
Cortez' erste Jugendliebe.

Als er auf der Brust des Jünglings
Jenes Medaillon gewahrte,
Das der Mutter Bildnis einschloß,
Weinte Cortez helle Tränen –

Doch er wischt' sie ab vom Auge
Mit dem harten Büffelhandschuh,
Seufzte tief und sang im Chore
Mit den Andern: miserere!

III

Blasser schimmern schon die Sterne,
Und die Morgennebel steigen
Aus der Seeflut, wie Gespenster,
Mit hinschleppend weißen Laken.

Fest und Lichter sind erloschen
Auf dem Dach des Götzentempels,
Wo am blutgetränkten Estrich
Schnarchend liegen Pfaff und Laie.

Nur die rote Jacke wacht.
Bei dem Schein der letzten Lampe,
Süßlich grinsend, grimmig schäkernd,
Spricht der Priester zu dem Gotte:

»Vitzliputzli, Putzlivitzli,
Liebstes Göttchen Vitzliputzli!
Hast dich heute amüsieret,
Hast gerochen Wohlgerüche!

»Heute gab es Spanierblut –
O, das dampfte so apptitlich,
Und dein feines Leckernäschen
Sog den Duft ein, wollustglänzend.

»Morgen opfern wir die Pferde,
Wiehernd edle Ungetüme,
Die des Windes Geister zeugten,
Buhlschaft treibend mit der Seekuh.

»Willst du artig sein, so schlacht ich
Dir auch meine beiden Enkel,
Hübsche Bübchen, süßes Blut,
Meines Alters einzge Freude.

»Aber artig mußt du sein,
Mußt uns neue Siege schenken –
Laß uns siegen, liebes Göttchen,
Putzlivitzli, Vitzliputzli!

»O verderbe unsre Feinde,
Diese Fremden, die aus fernen
Und noch unentdeckten Ländern
Zu uns kamen übers Weltmeer –

»Warum ließen sie die Heimat?
Trieb sie Hunger oder Blutschuld?
Bleib im Land und nähr dich redlich,
Ist ein sinnig altes Sprüchwort.

»Was ist ihr Begehr? Sie stecken
Unser Gold in ihre Taschen,
Und sie wollen, daß wir droben
Einst im Himmel glücklich werden!

»Anfangs glaubten wir, sie wären
Wesen von der höchsten Gattung,
Sonnensöhne, die unsterblich
Und bewehrt mit Blitz und Donner.

»Aber Menschen sind sie, tötbar
Wie wir Andre, und mein Messer
Hat erprobet heute Nacht
Ihre Menschensterblichkeit.

»Menschen sind sie und nicht schöner
Als wir Andre, manche drunter
Sind so häßlich wie die Affen;
Wie bei diesen sind behaart

»Die Gesichter, und es heißt,
Manche trügen in den Hosen
Auch verborgne Affenschwänze —
Wer kein Aff, braucht keine Hosen.

»Auch moralisch häßlich sind sie,
Wissen nichts von Pietät,
Und es heißt, daß sie sogar
Ihre eignen Götter fräßen!

»O vertilge diese ruchlos
Böse Brut, die Götterfresser —
Vitzliputzli, Putzlivitzli,
Laß uns siegen, Vitzliputzli!« —

Also sprach zum Gott der Priester,
Und des Gottes Antwort tönt
Seufzend, röchelnd, wie der Nachtwind,
Welcher koset mit dem Seeschilf:

Rotjack, Rotjack, blutger Schlächter,
Hast geschlachtet viele Tausend,
Bohre jetzt das Opfermesser
In den eignen alten Leib.

Aus dem aufgeschlitzten Leib
Schlüpft alsdann hervor die Seele,
Über Kiesel, über Wurzel
Trippelt sie zum Laubfroschteiche.

Dorten hocket meine Muhme
Rattenköngin — sie wird sagen:
»Guten Morgen, nackte Seele,
Wie ergeht es meinem Neffen?

»Vitzliputzelt er vergnügt
In dem honigsüßen Goldlicht?
Wedelt ihm das Glück die Fliegen
Und die Sorgen von der Stirne?

»Oder kratzt ihn Katzlagara,
Die verhaßte Unheilsgöttin
Mit den schwarzen Eisenpfoten,
Die in Otterngift getränket?«

Nackte Seele, gib zur Antwort:
Vitzliputzli läßt dich grüßen,
Und er wünscht dir Pestilenz
In den Bauch, Vermaledeite!

Denn du rietest ihm zum Kriege,
Und dein Rat, es war ein Abgrund —
In Erfüllung geht die böse,
Uralt böse Prophezeiung

Von des Reiches Untergang
Durch die furchtbar bärtgen Männer,
Die auf hölzernem Gevögel
Hergeflogen aus dem Osten.

Auch ein altes Sprüchwort gibt es:
Weiberwille, Gotteswille —
Doppelt ist der Gotteswille,
Wenn das Weib die Mutter Gottes.

Diese ist es, die mir zürnet,
Sie, die stolze Himmelsfürstin,
Eine Jungfrau sonder Makel,
Zauberkundig, wundertätig.

Sie beschützt das Spaniervolk,
Und wir müssen untergehen,
Ich, der ärmste aller Götter,
Und mein armes Mexiko.

Nach vollbrachtem Auftrag, Rotjack,
Krieche deine nackte Seele
In ein Sandloch — Schlafe wohl!
Daß du nicht mein Unglück schauest!

Dieser Tempel stürzt zusammen,
Und ich selber, ich versinke
In dem Qualm — nur Rauch und Trümmer —
Keiner wird mich wiedersehen.

Doch ich sterbe nicht, wir Götter
Werden alt wie Papageien,
Und wir mausern nur und wechseln
Auch wie diese das Gefieder.

Nach der Heimat meiner Feinde,
Die Europa ist geheißen,
Will ich flüchten, dort beginn ich
Eine neue Karriere.

Ich verteufle mich, der Gott
Wird jetzund ein Gottseibeiuns,
Als der Feinde böser Feind,
Kann ich dorten wirken, schaffen.

Quälen will ich dort die Feinde,
Mit Phantomen sie erschrecken —
Vorgeschmack der Hölle, Schwefel
Sollen sie beständig riechen.

Ihre Weisen, ihre Narren
Will ich ködern und verlocken;
Ihre Tugend will ich kitzeln,
Bis sie lacht wie eine Metze.

Ja, ein Teufel will ich werden,
Und als Kameraden grüß ich
Satanas und Belial,
Astaroth und Belzebub.

Dich zumal begrüß ich, Lilis,
Sündenmutter, glatte Schlange!
Lehr mich deine Grausamkeiten
Und die schöne Kunst der Lüge!

Mein geliebtes Mexiko,
Nimmermehr kann ich es retten,
Aber rächen will ich furchtbar
Mein geliebtes Mexiko.

Zweites Buch: Lamentationen

Das Glück ist eine leichte Dirne,
Und weilt nicht gern am selben Ort;
Sie streicht das Haar dir von der Stirne
Und küßt dich rasch und flattert fort.

Frau Unglück hat im Gegenteile
Dich liebefest ans Herz gedrückt;
Sie sagt, sie habe keine Eile,
Setzt sich zu dir ans Bett und strickt.

Waldeinsamkeit

Ich hab in meinen Jugendtagen
Wohl auf dem Haupt einen Kranz getragen,
Die Blumen glänzten wunderbar,
Ein Zauber in dem Kranze war.

Der schöne Kranz gefiel wohl Allen,
Doch der ihn trug hat Manchem mißfallen,
Ich floh den gelben Menschenneid,
Ich floh in die grüne Waldeinsamkeit.

Im Wald, im Wald! da konnt ich führen
Ein freies Leben mit Geistern und Tieren,
Feen und Hochwild von stolzem Geweih,
Sie nahten sich mir ganz ohne Scheu.

Sie nahten sich mir ganz ohne Zagnis,
Sie wußten, das sei kein schreckliches Wagnis,
Daß ich kein Jäger, wußte das Reh,
Daß ich kein Vernunftmensch, wußte die Fee.

Von Feenbegünstigung plaudern nur Toren –
Doch wie die übrigen Honoratioren
Des Waldes mir huldreich gewesen, fürwahr
Ich darf es bekennen offenbar.

Wie haben mich lieblich die Elfen umflattert!
Ein luftiges Völkchen! das plaudert und schnattert!
Ein bißchen stechend ist der Blick,
Verheißend ein süßes, doch tödliches Glück.

Ergötzten mich mit Maitanz und Maispiel,
Erzählten mir Hofgeschichten, zum Beispiel:
Die skandalose Chronika
Der Königin Titania.

Saß ich am Bache, so tauchten und sprangen
Hervor aus der Flut, mit ihrem langen
Silberschleier und flatterndem Haar,
Die Wasserbacchanten, die Nixenschar.

Sie schlugen die Zither, sie spielten auf Geigen,
Das war der famose Nixenreigen;
Die Posituren, die Melodei,
War klingende, springende Raserei.

Jedoch zu Zeiten waren sie minder
Tobsüchtig gelaunt, die schönen Kinder;
Zu meinen Füßen lagerten sie,
Das Köpfchen gestützt auf meinem Knie.

Trällerten, trillerten welsche Romanzen,
Zum Beispiel das Lied von den drei Pomeranzen,
Sangen auch wohl ein Lobgedicht
Auf mich und mein nobeles Menschengesicht.

Sie unterbrachen manchmal das Gesinge
Lautlachend, und frugen bedenkliche Dinge,
Zum Beispiel: »Sag uns, zu welchem Behuf
Der liebe Gott den Menschen schuf?

»Hat eine unsterbliche Seele ein Jeder
Von euch? Ist diese Seele von Leder
Oder von steifer Leinwand? Warum
Sind eure Leute meistens so dumm?«

Was ich zur Antwort gab, verhehle
Ich hier, doch meine unsterbliche Seele,
Glaubt mirs, ward nie davon verletzt,
Was eine kleine Nixe geschwätzt.

Anmutig und schalkhaft sind Nixen und Elfen;
Nicht so die Erdgeister, sie dienen und helfen
Treuherzig den Menschen. Ich liebte zumeist
Die, welche man Wichtelmännchen heißt.

Sie tragen Rotmäntelchen, lang und bauschig,
Die Miene ist ehrlich, doch bang und lauschig;
Ich ließ nicht merken, daß ich entdeckt,
Warum sie so ängstlich die Füße versteckt.

Sie haben nämlich Entenfüße
Und bilden sich ein, daß Niemand es wisse.
Das ist eine tiefgeheime Wund,
Worüber ich nimmermehr spötteln kunnt.

Ach Himmel! wir Alle, gleich jenen Zwergen,
Wir haben ja Alle etwas zu verbergen;
Kein Christenmensch, wähnen wir, hätte entdeckt,
Wo unser Entenfüßchen steckt.

Niemals verkehrt ich mit Salamandern,
Und über ihr Treiben erfuhr ich von andern
Waldgeistern sehr wenig. Sie huschten mir scheu
Des Nachts wie leuchtende Schatten vorbei.

Sind spindeldürre, von Kindeslänge,
Höschen und Wämschen anliegend enge,
Von Scharlachfarbe, goldgestickt;
Das Antlitz kränklich, vergilbt und bedrückt.

Ein güldnes Krönlein, gespickt mit Rubinen,
Trägt auf dem Köpfchen ein Jeder von ihnen;
Ein Jeder von ihnen bildet sich ein,
Ein absoluter König zu sein.

Daß sie im Feuer nicht verbrennen,
Ist freilich ein Kunststück, ich will es bekennen;
Jedoch der unentzündbare Wicht,
Ein wahrer Feuergeist ist er nicht.

Die klügsten Waldgeister sind die Alräunchen,
Langbärtige Männlein mit kurzen Beinchen,
Ein fingerlanges Greisengeschlecht;
Woher sie stammen, man weiß es nicht recht.

Wenn sie im Mondschein kopfüber purzeln,
Das mahnt bedenklich an Pissewurzeln;
Doch da sie mir nur Gutes getan,
So geht mich nichts ihr Ursprung an.

Sie lehrten mir kleine Hexereien,
Feuer besprechen, Vögel beschreien,
Auch pflücken in der Johannisnacht
Das Kräutlein, das unsichtbar macht.

Sie lehrten mich Sterne und Zeichen deuten,
Sattellos auf dem Winde reiten,
Auch Runensprüche, womit man ruft
Die Toten hervor aus ihrer Gruft.

Sie haben mir auch den Pfiff gelehrt,
Wie man den Vogel Specht betört
Und ihm die Springwurz abgewinnt,
Die anzeigt, wo Schätze verborgen sind.

Die Worte, die man beim Schätzegraben
Hinmurmelt, lehrten sie mich, sie haben
Mir alles expliziert — umsunst!
Hab nie begriffen die Schatzgräberkunst.

Wohl hatt ich derselben nicht nötig dermalen,
Ich brauchte wenig, und konnt es bezahlen,
Besaß auch in Spanien manch luftiges Schloß,
Wovon ich die Revenüen genoß.

O, schöne Zeit! wo voller Geigen
Der Himmel hing, wo Elfenreigen
Und Nixentanz und Koboldscherz
Umgaukelt mein märchentrunkenes Herz!

O, schöne Zeit! wo sich zu grünen
Triumphespforten zu wölben schienen
Die Bäume des Waldes — ich ging einher,
Bekränzt, als ob ich der Sieger wär!

Die schöne Zeit, sie ist verschlendert,
Und Alles hat sich seitdem verändert,
Und ach! mir ist der Kranz geraubt,
Den ich getragen auf meinem Haupt.

Der Kranz ist mir vom Haupt genommen,
Ich weiß es nicht, wie es gekommen;
Doch seit der schöne Kranz mir fehlt,
Ist meine Seele wie entseelt.

Es glotzen mich an unheimlich blöde
Die Larven der Welt! Der Himmel ist öde,
Ein blauer Kirchhof, entgöttert und stumm.
Ich gehe gebückt im Wald herum.

Im Walde sind die Elfen verschwunden,
Jagdhörner hör ich, Gekläffe von Hunden;
Im Dickicht ist das Reh versteckt,
Das tränend seine Wunden leckt.

Wo sind die Alräunchen? ich glaube, sie halten
Sich ängstlich verborgen in Felsenspalten.
Ihr kleinen Freunde, ich komme zurück,
Doch ohne Kranz und ohne Glück.

Wo ist die Fee mit dem langen Goldhaar,
Die erste Schönheit, die mir hold war?
Der Eichenbaum, worin sie gehaust,
Steht traurig entlaubt, vom Winde zerzaust.

Der Bach rauscht trostlos gleich dem Styxe;
Am einsamen Ufer sitzt eine Nixe,
Todblaß und stumm, wie 'n Bild von Stein,
Scheint tief in Kummer versunken zu sein.

Mitleidig tret ich zu ihr heran —
Da fährt sie auf und schaut mich an,
Und sie entflieht mit entsetzten Mienen,
Als sei ihr ein Gespenst erschienen.

Spanische Atriden

Am Hubertustag des Jahres
Dreizehnhundert drei und achtzig
Gab der König uns ein Gastmahl
Zu Segovia im Schlosse.

Hofgastmähler sind dieselben
Überall, es gähnt dieselbe
Souveräne Langeweile
An der Tafel aller Fürsten.

Prunkgeschirr von Gold und Silber,
Leckerbissen aller Zonen,
Und derselbe Bleigeschmack,
Mahnend an Lokustes Küche.

Auch derselbe seidne Pöbel,
Buntgeputzt und vornehm nickend,
Wie ein Beet von Tulipanen;
Nur die Saucen sind verschieden.

Und das ist ein Wispern, Sumsen,
Das wie Mohn den Sinn einschläfert,
Bis Trompetenstöße wecken
Aus der kauenden Betäubnis.

Neben mir, zum Glücke, saß
Don Diego Albuquerque,
Dem die Rede unterhaltsam
Von den klugen Lippen floß.

Ganz vorzüglich gut erzählte
Er die blutgen Hofgeschichten
Aus den Tagen des Don Pedro,
Den man »König Grausam« nannte.

Als ich frug, warum Don Pedro
Seinen Bruder Don Fredrego
Insgeheim enthaupten ließ,
Sprach mein Tischgenosse seufzend:

Sennor! glaubt nicht was sie klimpern
Auf den schlottrigen Gitarren,
Bänkelsänger, Maultiertreiber,
In Posaden, Kneipen, Schenken.

Glaubet nimmer, was sie faseln
Von der Liebe Don Fredregos
Und Don Pedros schöner Gattin,
Donna Blanka von Bourbon.

Nicht der Eifersucht des Gatten,
Nur der Mißgunst eines Neidharts
Fiel als Opfer Don Fredrego,
Calatravas Ordensmeister.

Das Verbrechen, das Don Pedro
Nicht verzieh, das war sein Ruhm,
Jener Ruhm, den Donna Fama
Mit Entzücken ausposaunte.

Auch verzieh ihm nicht Don Pedro
Seiner Seele Hochgefühle
Und die Wohlgestalt des Leibes,
Die ein Abbild solcher Seele.

Blühend blieb mir im Gedächtnis
Diese schlanke Heldenblume;
Nie vergeß ich dieses schöne
Träumerische Jünglingsantlitz.

Das war eben jene Sorte,
Die geliebt wird von den Feen,
Und ein märchenhaft Geheimnis
Sprach aus allen diesen Zügen.

Blaue Augen, deren Schmelz
Blendend wie ein Edelstein, —
Aber auch der stieren Härte
Eines Edelsteins teilhaftig.

Seine Haare waren schwarz,
Bläulichschwarz, von seltnem Glanze,
Und in üppig schönen Locken
Auf die Schulter niederfallend.

In der schönen Stadt Coimbra,
Die er abgewann den Mohren,
Sah ich ihn zum letzten Male
Lebend — unglückselger Prinz!

Eben kam er vom Alkanzor,
Durch die engen Straßen reitend;
Manche junge Mohrin lauschte
Hinterm Gitter ihres Fensters.

Seines Hauptes Helmbusch wehte
Frei galant, jedoch des Mantels
Strenges Calatrava-Kreuz
Scheuchte jeden Buhlgedanken.

Ihm zur Seite, freudewedelnd,
Sprang sein Liebling, Allan hieß er,
Eine Bestie stolzer Rasse,
Deren Heimat die Sierra.

Trotz der ungeheuern Größe
War er wie ein Reh gelenkig,
Nobel war des Kopfes Bildung,
Ob sie gleich dem Fuchse ähnlich.

Schneeweiß und so weich wie Seide
Flockten lang herab die Haare;
Mit Rubinen inkrustieret
War das breite goldne Halsband.

Dieses Halsband, sagt man, barg
Einen Talisman der Treue;
Niemals wich er von der Seite
Seines Herrn, der treue Hund.

O der schauerlichen Treue!
Mir erbebet das Gemüte,
Denk ich dran, wie sie sich hier
Offenbart vor unsern Augen.

O des schreckenvollen Tages!
Hier in diesem Saale war es,
Und wie heute saß ich hier
An der königlichen Tafel.

An dem obern Tafelende,
Dort, wo heute Don Henrico
Fröhlich bechert mit der Blume
Kastilianscher Ritterschaft —

Jenes Tags saß dort Don Pedro
Finster stumm, und neben ihm,
Strahlend stolz wie eine Göttin,
Saß Maria de Padilla.

Hier am untern End der Tafel,
Wo wir heut die Dame sehen,
Deren große Linnenkrause
Wie ein weißer Teller aussieht –

Während ihr vergilbt Gesichtchen
Mit dem säuerlichen Lächeln
Der Zitrone gleichet, welche
Auf besagtem Teller ruht:

Hier am untern End der Tafel
War ein leerer Platz geblieben,
Eines Gasts von hohem Range
Schien der goldne Stuhl zu harren.

Don Fredrego war der Gast,
Dem der goldne Stuhl bestimmt war –
Doch er kam nicht – ach, wir wissen
Jetzt den Grund der Zögerung.

Ach, zur selben Stunde wurde
Sie vollbracht, die dunkle Untat,
Und der arglos junge Held
Wurde von Don Pedros Schergen

Hinterlistig überfallen
Und gebunden fortgeschleppt
In ein ödes Schloßgewölbe,
Nur von Fackelschein beleuchtet.

Dorten standen Henkersknechte,
Dorten stand der rote Meister,
Der, gestützt auf seinem Richtbeil,
Mit schwermütger Miene sprach:

Jetzt, Großmeister von San Jago,
Müßt Ihr Euch zum Tod bereiten,
Eine Viertelstunde sei
Euch bewilligt zum Gebete.

Don Fredrego kniete nieder,
Betete mit frommer Ruhe,
Sprach sodann: ich hab vollendet,
Und empfing den Todesstreich.

In demselben Augenblicke,
Als der Kopf zu Boden rollte,
Sprang drauf zu der treue Allan,
Welcher unbemerkt gefolgt war.

Er erfaßte, mit den Zähnen,
Bei dem Lockenhaar das Haupt,
Und mit dieser teuern Beute
Schoß er zauberschnell von dannen.

Jammer und Geschrei erscholl
Überall auf seinem Wege,
Durch die Gänge und Gemächer,
Treppen auf und Treppen ab.

Seit dem Gastmahl des Belsazar
Gab es keine Tischgesellschaft,
Welche so verstöret aussah
Wie die unsre in dem Saale,

Als das Ungetüm hereinsprang
Mit dem Haupte Don Fredregos,
Das er mit den Zähnen schleppte
An den träufend blutgen Haaren.

Auf den leer gebliebnen Stuhl,
Welcher seinem Herrn bestimmt war,
Sprang der Hund und, wie ein Kläger,
Hielt er uns das Haupt entgegen.

Ach, es war das wohlbekannte
Heldenantlitz, aber blässer,
Aber ernster, durch den Tod,
Und umringelt gar entsetzlich

Von der Fülle schwarzer Locken,
Die sich bäumten wie der wilde
Schlangenkopfputz der Meduse,
Auch wie dieser schreckversteinernd.

Ja, wir waren wie versteinert,
Sahn uns an mit starrer Miene,
Und gelähmt war jede Zunge
Von der Angst und Etikette.

Nur Maria de Padilla
Brach das allgemeine Schweigen,
Händeringend, laut aufschluchzend,
Jammerte sie ahndungsvoll:

»Heißen wird es jetzt, ich hätte
Angestiftet solche Mordtat,
Und der Groll trifft meine Kinder,
Meine schuldlos armen Kinder!«

Don Diego unterbrach hier
Seine Rede, denn wir sahen,
Daß die Tafel aufgehoben
Und der Hof den Saal verlassen.

Höfisch fein von Sitten, gab
Mir der Ritter das Geleite,
Und wir wandelten selbander
Durch das alte Gotenschloß.

In dem Kreuzgang, welcher leitet
Nach des Königs Hundeställen,
Die durch Knurren und Gekläffe
Schon von fernher sich verkündgen,

Dorten sah ich, in der Wand
Eingemauert und nach außen
Fest mit Eisenwerk vergattert,
Eine Zelle wie ein Käfig.

Menschliche Gestalten zwo
Saßen drin, zwei junge Knaben,
Angefesselt bei den Beinen,
Hockten sie auf fauler Streu.

Kaum zwölfjährig schien der Eine,
Wenig älter war der Andre,
Die Gesichter schön und edel,
Aber fahl und welk von Siechtum.

Waren ganz zerlumpt, fast nackend,
Und die magern Leibchen trugen
Wunde Spuren der Mißhandlung,
Beide schüttelte das Fieber.

Aus der Tiefe ihres Elends
Schauten sie zu mir empor,
Wie mit weißen Geisteraugen,
Daß ich schier darob erschrocken.

Wer sind diese Jammerbilder?
Rief ich aus, indem ich hastig
Don Diegos Hand ergriff,
Die gezittert, wie ich fühlte.

Don Diego schien verlegen,
Sah sich um, ob Niemand lausche,
Seufzte tief und sprach am Ende,
Heitern Weltmannston erkünstelnd:

Dieses sind zwei Königskinder,
Früh verwaiset, König Pedro
Hieß der Vater, und die Mutter
War Maria de Padilla.

Nach der großen Schlacht bei Narvas,
Wo Henrico Transtamare
Seinen Bruder, König Pedro,
Von der großen Last der Krone

Und zugleich von jener größern
Last, die Leben heißt, befreite:
Da traf auch die Bruderskinder
Don Henricos Siegergroßmut.

Hat sich ihrer angenommen,
Wie es einem Oheim ziemet,
Und im eignen Schlosse gab er
Ihnen freie Kost und Wohnung.

Enge freilich ist das Stübchen,
Das er ihnen angewiesen,
Doch im Sommer ist es kühlig,
Und nicht gar zu kalt im Winter.

Ihre Speis ist Roggenbrot,
Das so schmackhaft ist, als hätt es
Göttin Ceres selbst gebacken
Für ihr liebes Proserpinchen.

Manchmal schickt er ihnen auch
Eine Kumpe mit Garbanzos,
Und die Jungen merken dann,
Daß es Sonntag ist in Spanien.

Doch nicht immer ist es Sonntag,
Und nicht immer gibts Garbanzos,
Und der Oberkoppelmeister
Regaliert sie mit der Peitsche.

Denn der Oberkoppelmeister,
Der die Ställe mit der Meute
Sowie auch den Neffenkäfig
Unter seiner Aufsicht hat,

Ist der unglückselge Gatte
Jener sauren Zitronella
Mit der weißen Tellerkrause,
Die wir heut bei Tisch bewundert,

Und sie keift so frech, daß oft
Ihr Gemahl zur Peitsche greift —
Und hierher eilt und die Hunde
Und die armen Knaben züchtigt.

Doch der König hat mißbilligt
Solch Verfahren und befahl,
Daß man künftig seine Neffen
Nicht behandle wie die Hunde.

Keiner fremden Mietlingsfaust
Wird er ferner anvertrauen
Ihre Zucht, die er hinfüro
Eigenhändig leiten will.

Don Diego stockte plötzlich,
Denn der Seneschall des Schlosses
Kam zu uns und frug uns
Höflich: ob wir wohlgespeist? — —

Der Ex-Lebendige

Brutus, wo ist dein Cassius,
Der Wächter, der nächtliche Rufer,
Der einst mit dir, im Seelenerguß,
Gewandelt am Seineufer?

Ihr schautet manchmal in die Höh,
Wo die dunklen Wolken jagen —
Viel dunklere Wolke war die Idee,
Die Ihr im Herzen getragen.

Brutus, wo ist dein Cassius?
Er denkt nicht mehr ans Morden!
Es heißt, er sei am Neckarfluß
Tyrannenvorleser geworden.

Doch Brutus erwidert: Du bist ein Tor,
Kurzsichtig wie alle Poeten —
Mein Cassius liest dem Tyrannen vor,
Jedoch um ihn zu töten.

Er liest ihm Gedichte von Matzerath —
Ein Dolch ist jede Zeile!
Der arme Tyrann, früh oder spat
Stirbt er vor Langeweile.

Der Ex-Nachtwächter

Mißgelaunt, sagt man, verließ er
Stuttgart an dem Neckarstrand,
Und zu München an der Isar
Ward er Schauspielintendant.

Das ist eine schöne Gegend
Ebenfalls, es schäumet hier,
Geist- und phantasieerregend,
Holder Bock, das beste Bier.

Doch der arme Intendante,
Heißt es, gehet dort herum
Melancholisch wie ein Dante,
Wie Lord Byron gloomy, stumm.

Ihn ergötzen nicht Komödien,
Nicht das schlechteste Gedicht,
Selbst die traurigsten Tragödien
Liest er — doch er lächelt nicht.

Manche Schöne möcht erheitern
Dieses gramumflorte Herz,
Doch die Liebesblicke scheitern
An dem Panzer, der von Erz.

Nannerl mit dem Riegelhäubchen
Girrt ihn an so muntern Sinns —
Geh ins Kloster, armes Täubchen,
Spricht er wie ein Dänenprinz.

Seine Freunde sind vergebens
Zu erlustgen ihn bemüht,
Singen: Freue dich des Lebens,
Weil dir noch dein Lämpchen glüht!

Kann dich nichts zum Frohsinn reizen
Hier in dieser hübschen Stadt,
Die an amüsanten Käuzen
Wahrlich keinen Mangel hat?

Zwar hat sie in jüngsten Tagen
Eingebüßt so manchen Mann,
Manchen trefflichen Choragen,
Den man schwer entbehren kann.

Wär der Maßmann nur geblieben!
Dieser hätte wohl am End
Jeden Trübsinn dir vertrieben
Durch sein Burzelbaumtalent.

Schelling, der ist unersetzlich!
Ein Verlust vom höchsten Wert!
War als Philosoph ergötzlich
Und als Mime hochgeehrt.

Daß der Gründer der Walhalla
Fortging und zurücke ließ
Seine Manuskripte alle,
Gleichfalls ein Verlust war dies!

Mit Cornelius ging verloren
Auch des Meisters Jüngerschaft;
Hat das Haar sich abgeschoren,
Und im Haar war ihre Kraft.

Denn der kluge Meister legte
Einen Zauber in das Haar,
Drin sich sichtbar oft bewegte
Etwas das lebendig war.

Tot ist Görres, die Hyäne.
Ob des heiligen Offiz
Umsturz quoll ihm einst die Träne
Aus des Auges rotem Schlitz.

Dieses Raubtier hat ein Sühnchen
Hinterlassen, doch es ist
Nur ein giftiges Kaninchen,
Welches Nonnenfürzchen frißt.

Apropos! Der erzinfame
Pfaffe Dollingerius —
Das ist ungefähr sein Name —
Lebt er noch am Isarfluß?

Dieser bleibt mir unvergeßlich!
Bei dem reinen Sonnenlicht!
Niemals schaut ich solch ein häßlich
Armesünderangesicht.

Wie es heißt, ist er gekommen
Auf die Welt gar wundersam,
Hat den Afterweg genommen,
Zu der Mutter Schreck und Scham.

Sah ihn am Karfreitag wallen
In dem Zug der Prozession,
Von den dunkeln Männern allen
Wohl die dunkelste Person.

Ja, Monacho Monachorum
Ist in unsrer Zeit der Sitz
Der Virorum obscurorum,
Die verherrlicht Huttens Witz.

Wie du zuckst beim Namen Hutten!
Ex-Nachtwächter, wache auf!
Hier die Pritsche, dort die Kutten,
Und wie ehmals schlage drauf!

Geißle ihre Rücken blutig,
Wie einst tat der Ullerich,
Dieser schlug so rittermutig,
Jene heulten fürchterlich.

Der Erasmus mußte lachen
So gewaltig ob dem Spaß,
Daß ihm platzte in dem Rachen
Sein Geschwür und er genas.

Auf der Ebersburg desgleichen
Lachte Sickingen wie toll,
Und in allen deutschen Reichen
Das Gelächter widerscholl.

Alte lachten wie die Jungen —
Eine einzge Lache nur
War ganz Wittenberg, sie sungen
Gaudeamus igitur!

Freilich, klopft man faule Kutten,
Fängt man Flöh im Überfluß,
Und es mußte sich der Hutten
Manchmal kratzen vor Verdruß.

Aber alea est jacta!
War des Ritters Schlachtgeschrei,
Und er knickte und er knackte
Pulices und Klerisei.

Ex-Nachtwächter, Stundenrufer,
Fühlst du nicht dein Herz erglühn?
Rege dich am Isarufer,
Schüttle ab den kranken Spleen.

Deine langen Fortschrittsbeine,
Heb sie auf zu neuem Lauf —
Kutten grobe, Kutten feine,
Sind es Kutten, schlage drauf!

Jener aber seufzt, und seine
Hände ringend er versetzt:
Meine langen Fortschrittsbeine
Sind europamüde jetzt.

Meine Hühneraugen jücken,
Habe deutsche enge Schuh,
Und wo mich die Schuhe drücken,
Weiß ich wohl — laß mich in Ruh!

Plateniden

Iliaden, Odysseen
Kündigst du uns prahlend an,
Und wir sollen in dir sehen
Deutscher Zukunft größten Mann.

Eine große Tat in Worten,
Die du einst zu tun gedenkst! —
O, ich kenne solche Sorten
Geistger Schuldenmacher längst.

Hier ist Rhodus, komm und zeige
Deine Kunst, hier wird getanzt!
Oder trolle dich und schweige,
Wenn du heut nicht tanzen kannst.

Wahre Prinzen aus Genieland
Zahlen bar was sie verzehrt,
Schiller, Goethe, Lessing, Wieland
Haben nie Kredit begehrt.

Wollten keine Ovationen
Von dem Publiko auf Pump,
Keine Vorschuß-Lorbeerkronen,
Rühmten sich nicht keck und plump.

Tot ist längst der alte Junker,
Doch sein Same lebt noch heut —
O, ich kenne das Geflunker
Künftiger Unsterblichkeit.

Das sind Platens echte Kinder,
Echtes Platenidenblut —
Meine teuern Hallermünder,
O, ich kenn euch gar zu gut!

Mythologie

Ja, Europa ist erlegen –
Wer kann Ochsen widerstehen?
Wir verzeihen auch Danäen –
Sie erlag dem goldnen Regen!

Semele ließ sich verführen –
Denn sie dachte: eine Wolke,
Ideale Himmelswolke,
Kann uns nicht kompromittieren.

Aber tief muß uns empören
Was wir von der Leda lesen –
Welche Gans bist du gewesen,
Daß ein Schwan dich konnt betören!

In Mathildens Stammbuch

Hier, auf gewalkten Lumpen, soll ich
Mit einer Spule von der Gans
Hinkritzeln ernsthaft halb, halb drollig,
Versifizierten Firlefanz –

Ich, der gewohnt mich auszusprechen
Auf deinem schönen Rosenmund,
Mit Küssen, die wie Flammen brechen
Hervor aus tiefstem Herzensgrund!

O Modewut! Ist man ein Dichter,
Quält uns die eigne Frau zuletzt,
Bis man, wie andre Sangeslichter,
Ihr einen Reim ins Album setzt.

An die Jungen

Laß dich nicht kirren, laß dich nicht wirren
Durch goldne Äpfel in deinem Lauf!
Die Schwerter klirren, die Pfeile schwirren,
Doch halten sie nicht den Helden auf.

Ein kühnes Beginnen ist halbes Gewinnen,
Ein Alexander erbeutet die Welt!
Kein langes Besinnen! Die Königinnen
Erwarten schon knieend den Sieger im Zelt.

Wir wagen, wir werben! besteigen als Erben
Des alten Darius Bett und Thron.
O süßes Verderben! o blühendes Sterben!
Berauschter Triumphtod zu Babylon!

Der Ungläubige

Du wirst in meinen Armen ruhn!
Von Wonnen sonder Schranken
Erbebt und schwillt mein ganzes Herz
Bei diesem Zaubergedanken.

Du wirst in meinen Armen ruhn!
Ich spiele mit den schönen
Goldlocken! Dein holdes Köpfchen wird
An meine Schulter lehnen.

Du wirst in meinen Armen ruhn!
Der Traum will Wahrheit werden,
Ich soll des Himmels höchste Lust
Hier schon genießen auf Erden.

O, heilger Thomas! Ich glaub es kaum!
Ich zweifle bis zur Stunde,
Wo ich den Finger legen kann
In meines Glückes Wunde.

K.-Jammer

Diese graue Wolkenschar
Stieg aus einem Meer von Freuden;
Heute muß ich dafür leiden,
Daß ich gestern glücklich war.

Ach, in Wermut hat verkehrt
Sich der Nektar! Ach, wie quälend
Katzenjammer, Hundeelend
Herz und Magen mir beschwert!

Zum Hausfrieden

Viele Weiber, viele Flöhe,
Viele Flöhe, vieles Jucken —
Tun sie heimlich dir ein Wehe,
Darfst du dennoch dich nicht mucken.

Denn sie rächen, schelmisch lächelnd,
Sich zur Nachtzeit — Willst du drücken
Sie ans Herze, lieberöchelnd,
Ach, da drehn sie dir den Rücken.

Jetzt wohin?

Jetzt wohin? Der dumme Fuß
Will mich gern nach Deutschland tragen;
Doch es schüttelt klug das Haupt
Mein Verstand und scheint zu sagen:

Zwar beendigt ist der Krieg,
Doch die Kriegsgerichte blieben,
Und es heißt, du habest einst
Viel Erschießliches geschrieben.

Das ist wahr, unangenehm
Wär mir das Erschossenwerden;
Bin kein Held, es fehlen mir
Die pathetischen Gebärden.

Gern würd ich nach England gehn,
Wären dort nicht Kohlendämpfe
Und Engländer — schon ihr Duft
Gibt Erbrechen mir und Krämpfe.

Manchmal kommt mir in den Sinn
Nach Amerika zu segeln,
Nach dem großen Freiheitstall,
Der bewohnt von Gleichheitsflegeln —

Doch es ängstet mich ein Land,
Wo die Menschen Tabak käuen,
Wo sie ohne König kegeln,
Wo sie ohne Spucknapf speien.

Rußland, dieses schöne Reich,
Würde mir vielleicht behagen,
Doch im Winter könnte ich
Dort die Knute nicht ertragen.

Traurig schau ich in die Höh,
Wo viel tausend Sterne nicken —
Aber meinen eignen Stern
Kann ich nirgends dort erblicken.

Hat im güldnen Labyrinth
Sich vielleicht verirrt am Himmel,
Wie ich selber mich verirrt
In dem irdischen Getümmel. —

Altes Lied

Du bist gestorben und weißt es nicht,
Erloschen ist dein Augenlicht,
Erblichen ist dein rotes Mündchen,
Und du bist tot, mein totes Kindchen.

In einer schaurigen Sommernacht
Hab ich dich selber zu Grabe gebracht;
Klaglieder die Nachtigallen sangen,
Die Sterne sind mit zur Leiche gegangen.

Der Zug, der zog den Wald vorbei,
Dort widerhallt die Litanei;
Die Tannen, in Trauermänteln vermummet,
Sie haben Totengebete gebrummet.

Am Weidensee vorüber gings,
Die Elfen tanzten inmitten des Rings;
Sie blieben plötzlich stehn und schienen
Uns anzuschaun mit Beileidsmienen.

Und als wir kamen zu deinem Grab,
Da stieg der Mond vom Himmel herab.
Er hielt eine Rede. Ein Schluchzen und Stöhnen,
Und in der Ferne die Glocken tönen.

Solidität

Liebe sprach zum Gott der Lieder,
Sie verlange Sicherheiten,
Ehe sie sich ganz ergebe,
Denn es wären schlechte Zeiten.

Lachend gab der Gott zur Antwort:
Ja, die Zeiten sich verändern,
Und du sprichst jetzt wie ein alter
Wuchrer, welcher leiht auf Pfändern.

Ach, ich hab nur eine Leier,
Doch sie ist von gutem Golde.
Wieviel Küsse willst du borgen
Mir darauf, o meine Holde?

Alte Rose

Eine Rosenknospe war
Sie, für die mein Herze glühte,
Doch sie wuchs, und wunderbar
Schoß sie auf in voller Blüte.

Ward die schönste Ros im Land,
Und ich wollt die Rose brechen,
Doch sie wußte mich pikant
Mit den Dornen fortzustechen.

Jetzt, wo sie verwelkt, zerfetzt
Und verklatscht von Wind und Regen —
Liebster Heinrich bin ich jetzt,
Liebend kommt sie mir entgegen.

Heinrich hinten, Heinrich vorn,
Klingt es jetzt mit süßen Tönen;
Sticht mich jetzt etwa ein Dorn,
Ist es an dem Kinn der Schönen.

Allzu hart die Borsten sind,
Die des Kinnes Wärzchen zieren —
Geh ins Kloster, liebes Kind,
Oder lasse dich rasieren.

Auto-da-fé

Welke Veilchen, stäubge Locken,
Ein verblichen blaues Band,
Halb zerrissene Billette,
Längst vergeßner Herzenstand —

In die Flammen des Kamines
Werf ich sie verdroßnen Blicks;
Ängstlich knistern diese Trümmer
Meines Glücks und Mißgeschicks.

Liebeschwüre, flatterhafte
Falsche Eide, in den Schlot
Fliegen sie hinauf — es kichert
Unsichtbar der kleine Gott.

Bei den Flammen des Kamines
Sitz ich träumend, und ich seh,
Wie die Fünkchen in der Asche
Still verglühn — Gut Nacht — Ade!

Lazarus

I

Weltlauf

Hat man viel, so wird man bald
Noch viel mehr dazu bekommen.
Wer nur wenig hat, dem wird
Auch das Wenige genommen.

Wenn du aber gar nichts hast,
Ach, so lasse dich begraben —
Denn ein Recht zum Leben, Lump,
Haben nur die etwas haben.

II

Rückschau

Ich habe gerochen alle Gerüche
In dieser holden Erdenküche;
Was man genießen kann in der Welt,
Das hab ich genossen wie je ein Held!
Hab Kaffee getrunken, hab Kuchen gegessen,
Hab manche schöne Puppe besessen;
Trug seidne Westen, den feinsten Frack,
Mir klingelten auch Dukaten im Sack.
Wie Gellert ritt ich auf hohem Roß;
Ich hatte ein Haus, ich hatte ein Schloß.
Ich lag auf der grünen Wiese des Glücks,
Die Sonne grüßte goldigsten Blicks;
Ein Lorbeerkranz umschloß die Stirn,
Er duftete Träume mir ins Gehirn,
Träume von Rosen und ewigem Mai —
Es ward mir so selig zu Sinne dabei,

So dämmersüchtig, so sterbefaul —
Mir flogen gebratne Tauben ins Maul,
Und Englein kamen, und aus den Taschen
Sie zogen hervor Champagnerflaschen —
Das waren Visionen, Seifenblasen —
Sie platzten — Jetzt lieg ich auf feuchtem Rasen,
Die Glieder sind mir rheumatisch gelähmt,
Und meine Seele ist tief beschämt.
Ach, jede Lust, ach, jeden Genuß
Hab ich erkauft durch herben Verdruß;
Ich ward getränkt mit Bitternissen
Und grausam von den Wanzen gebissen;
Ich ward bedrängt von schwarzen Sorgen,
Ich mußte lügen, ich mußte borgen
Bei reichen Buben und alten Vetteln —
Ich glaube sogar, ich mußte betteln.
Jetzt bin ich müd vom Rennen und Laufen,
Jetzt will ich mich im Grabe verschnaufen.
Lebt wohl! Dort oben, ihr christlichen Brüder,
Ja, das versteht sich, dort sehn wir uns wieder.

III

Auferstehung

Posaunenruf erfüllt die Luft,
Und furchtbar schallt es wider,
Die Toten steigen aus der Gruft,
Und schütteln und rütteln die Glieder.

Was Beine hat, das trollt sich fort,
Es wallen die weißen Gestalten
Nach Josaphat, dem Sammelort,
Dort wird Gericht gehalten.

Als Freigraf sitzet Christus dort
In seiner Apostel Kreise.
Sie sind die Schöppen, ihr Spruch und Wort
Ist minniglich und weise.

Sie urteln nicht vermummten Gesichts,
Die Maske läßt Jeder fallen
Am hellen Tage des jüngsten Gerichts,
Wenn die Posaunen schallen.

Das ist zu Josaphat im Tal,
Da stehn die geladenen Scharen,
Und weil zu groß der Beklagten Zahl,
Wird hier summarisch verfahren.

Das Böcklein zur Linken, zur Rechten das Schaf,
Geschieden sind sie schnelle,
Der Himmel dem Schäfchen fromm und brav,
Dem geilen Bock die Hölle!

IV

Sterbende

Flogest aus nach Sonn und Glück,
Nackt und schlecht kommst du zurück.
Deutsche Treue, deutsche Hemde,
Die verschleißt man in der Fremde.

Siehst sehr sterbeblässlich aus,
Doch getrost, du bist zu Haus.
Warm wie an dem Flackerherde
Liegt man in der deutschen Erde.

Mancher leider wurde lahm
Und nicht mehr nach Hause kam —
Streckt verlangend aus die Arme,
Daß der Herr sich sein erbarme!

V

Lumpentum

Die reichen Leute, die gewinnt
Man nur durch platte Schmeichelein —
Das Geld ist platt, mein liebes Kind,
Und will auch platt geschmeichelt sein.

Das Weihrauchfaß, das schwinge keck
Vor jedem göttlich goldnen Kalb,
Bet an im Staub, bet an im Dreck,
Vor allem aber lob nicht halb.

Das Brot ist teuer dieses Jahr,
Jedoch die schönsten Worte hat
Man noch umsonst — Besinge gar
Mäcenas' Hund, und friß dich satt!

VI

Erinnerung

Dem Einen die Perle, dem Andern die Truhe,
O Wilhelm Wisetzki, du starbest so fruhe —
Doch die Katze, die Katz ist gerettet.

Der Balken brach, worauf er geklommen,
Da ist er im Wasser umgekommen —
Doch die Katze, die Katz ist gerettet.

Wir folgten der Leiche, dem lieblichen Knaben,
Sie haben ihn unter Maiblumen begraben, —
Doch die Katze, die Katz ist gerettet.

Bist klug gewesen, du bist entronnen
Den Stürmen, hast früh ein Obdach gewonnen —
Doch die Katze, die Katz ist gerettet.

Bist früh entronnen, bist klug gewesen,
Noch eh du erkranktest, bist du genesen —
Doch die Katze, die Katz ist gerettet.

Seit langen Jahren, wie oft, o Kleiner,
Mit Neid und Wehmut gedenk ich deiner —
Doch die Katze, die Katz ist gerettet.

VII

Unvollkommenheit

Nichts ist vollkommen hier auf dieser Welt.
Der Rose ist der Stachel beigesellt,
Ich glaube gar, die lieben holden Engel
Im Himmel droben sind nicht ohne Mängel.

Der Tulpe fehlt der Duft. Es heißt am Rhein:
Auch Ehrlich stahl einmal ein Ferkelschwein.
Hätte Lucretia sich nicht erstochen,
Sie wär vielleicht gekommen in die Wochen.

Häßliche Füße hat der stolze Pfau.
Uns kann die amüsant geistreichste Frau
Manchmal langweilen wie die Henriade
Voltaires, sogar wie Klopstocks Messiade.

Die bravste, klügste Kuh kein Spanisch weiß,
Wie Maßmann kein Latein — Der Marmorsteiß
Der Venus von Canova ist zu glatte,
Wie Maßmanns Nase viel zu ärschig platte.

Im süßen Lied ist oft ein saurer Reim,
Wie Bienenstachel steckt im Honigseim.
Am Fuß verwundbar war der Sohn der Thetis,
Und Alexander Dumas ist ein Metis.

Der strahlenreinste Stern am Himmelzelt,
Wenn er den Schnupfen kriegt, herunterfällt.
Der beste Äpfelwein schmeckt nach der Tonne,
Und schwarze Flecken sieht man in der Sonne.

Du bist, verehrte Frau, du selbst sogar
Nicht fehlerfrei, nicht aller Mängel bar.
Du schaust mich an — du fragst mich, was dir fehle?
Ein Busen, und im Busen eine Seele.

VIII

Fromme Warnung

Unsterbliche Seele, nimm dich in Acht,
Daß du nicht Schaden leidest,
Wenn du aus dem Irdischen scheidest;
Es geht der Weg durch Tod und Nacht.

Am goldnen Tore der Hauptstadt des Lichts,
Da stehen die Gottessoldaten;
Sie fragen nach Werken und Taten,
Nach Namen und Amt fragt man hier nichts.

Am Eingang läßt der Pilger zurück
Die stäubigen, drückenden Schuhe —
Kehr ein, hier findest du Ruhe,
Und weiche Pantoffeln und schöne Musik.

IX

Der Abgekühlte

Und ist man tot, so muß man lang
Im Grabe liegen; ich bin bang,
Ja, ich bin bang, das Auferstehen
Wird nicht so schnell von Statten gehen.

Noch einmal, eh mein Lebenslicht
Erlöschet, eh mein Herze bricht —
Noch einmal möcht ich vor dem Sterben
Um Frauenhuld beseligt werben.

Und eine Blonde müßt es sein,
Mit Augen sanft wie Mondenschein —
Denn schlecht bekommen mir am Ende
Die wild brünetten Sonnenbrände.

Das junge Volk voll Lebenskraft
Will den Tumult der Leidenschaft,
Das ist ein Rasen, Schwören, Poltern
Und wechselseitges Seelenfoltern!

Unjung und nicht mehr ganz gesund,
Wie ich es bin zu dieser Stund,
Mögt ich noch einmal lieben, schwärmen
Und glücklich sein – doch ohne Lärmen.

X

Salomo

Verstummt sind Pauken, Posaunen und Zinken.
An Salomos Lager Wache halten
Die schwertgegürteten Engelgestalten,
Sechstausend zur Rechten, sechstausend zur Linken.

Sie schützen den König vor träumendem Leide,
Und zieht er finster die Brauen zusammen,
Da fahren sogleich die stählernen Flammen,
Zwölftausend Schwerter, hervor aus der Scheide.

Doch wieder zurück in die Scheide fallen
Die Schwerter der Engel. Das nächtliche Grauen
Verschwindet, es glätten sich wieder die Brauen
Des Schläfers, und seine Lippen lallen:

O Sulamith! das Reich ist mein Erbe,
Die Lande sind mir untertänig,
Bin über Juda und Israel König –
Doch liebst du mich nicht, so welk ich und sterbe.

XI

Verlorene Wünsche

Von der Gleichheit der Gemütsart
Wechselseitig angezogen,
Waren wir einander immer
Mehr als uns bewußt gewogen.

Beide ehrlich und bescheiden,
Konnten wir uns leicht verstehen;
Worte waren überflüssig,
Brauchten uns nur anzusehen.

O wie sehnlich wünscht ich immer,
Daß ich bei dir bleiben könnte
Als der tapfre Waffenbruder
Eines dolce far niente.

Ja, mein liebster Wunsch war immer,
Daß ich immer bei dir bliebe!
Alles was dir wohlgefiele,
Alles tät ich dir zu Liebe.

Würde essen was dir schmeckte
Und die Schüssel gleich entfernen,
Die dir nicht behagt. Ich würde
Auch Zigarren rauchen lernen.

Manche polnische Geschichte,
Die dein Lachen immer weckte,
Wollt ich wieder dir erzählen
In Judäas Dialekte.

Ja, ich wollte zu dir kommen,
Nicht mehr in der Fremde schwärmen —
An dem Herde deines Glückes
Wollt ich meine Kniee wärmen. — —

Goldne Wünsche! Seifenblasen!
Sie zerrinnen wie mein Leben —
Ach, ich liege jetzt am Boden,
Kann mich nimmermehr erheben.

Und Ade! sie sind zerronnen,
Goldne Wünsche, süßes Hoffen!
Ach, zu tödlich war der Faustschlag,
Der mich just ins Herz getroffen.

XII

Gedächtnisfeier

Keine Messe wird man singen,
Keinen Kadosch wird man sagen,
Nichts gesagt und nichts gesungen
Wird an meinen Sterbetagen.

Doch vielleicht an solchem Tage,
Wenn das Wetter schön und milde,
Geht spazieren auf Montmartre
Mit Paulinen Frau Mathilde.

Mit dem Kranz von Immortellen
Kommt sie mir das Grab zu schmücken,
Und sie seufzet: Pauvre homme!
Feuchte Wehmut in den Blicken.

Leider wohn ich viel zu hoch,
Und ich habe meiner Süßen
Keinen Stuhl hier anzubieten,
Ach! sie schwankt mit müden Füßen.

Süßes, dickes Kind, du darfst
Nicht zu Fuß nach Hause gehen,
An dem Barrieregitter
Siehst du die Fiaker stehen.

XIII

Wiedersehen

Die Geißblattlaube — Ein Sommerabend —
Wir saßen wieder wie ehmals am Fenster —
Der Mond ging auf, belebend und labend —
Wir aber waren wie zwei Gespenster.

Zwölf Jahre schwanden, seitdem wir beisammen
Zum letzten Male hier gesessen;
Die zärtlichen Gluten, die großen Flammen,
Sie waren erloschen unterdessen.

Einsilbig saß ich. Die Plaudertasche,
Das Weib hingegen schürte beständig
Herum in der alten Liebesasche.
Jedoch kein Fünkchen ward wieder lebendig.

Und sie erzählte: wie sie die bösen
Gedanken bekämpft, eine lange Geschichte,
Wie wackelig schon ihre Tugend gewesen —
Ich machte dazu ein dummes Gesichte.

Als ich nach Hause ritt, da liefen
Die Bäume vorbei in der Mondenhelle,
Wie Geister. Wehmütige Stimmen riefen —
Doch ich und die Toten, wir ritten schnelle.

XIV

Frau Sorge

In meines Glückes Sonnenglanz,
Da gaukelte fröhlich der Mückentanz.
Die lieben Freunde liebten mich
Und teilten mit mir brüderlich
Wohl meinen besten Braten
Und meinen letzten Dukaten.

Das Glück ist fort, der Beutel leer,
Und hab auch keine Freunde mehr;
Erloschen ist der Sonnenglanz,
Zerstoben ist der Mückentanz,
Die Freunde, so wie die Mücke,
Verschwinden mit dem Glücke.

An meinem Bett in der Winternacht
Als Wärterin die Sorge wacht.
Sie trägt eine weiße Unterjack,
Ein schwarzes Mützchen, und schnupft Tabak.
Die Dose knarrt so gräßlich,
Die Alte nickt so häßlich.

Mir träumt manchmal, gekommen sei
Zurück das Glück und der junge Mai
Und die Freundschaft und der Mückenschwarm —
Da knarrt die Dose — daß Gott erbarm,
Es platzt die Seifenblase —
Die Alte schneuzt die Nase.

XV

An die Engel

Das ist der böse Thanatos,
Er kommt auf einem fahlen Roß;
Ich hör den Hufschlag, hör den Trab,
Der dunkle Reiter holt mich ab —
Er reißt mich fort, Mathilden soll ich lassen,
O, den Gedanken kann mein Herz nicht fassen!

Sie war mir Weib und Kind zugleich,
Und geh ich in das Schattenreich,
Wird Witwe sie und Waise sein!
Ich laß in dieser Welt allein
Das Weib, das Kind, das, trauend meinem Mute,
Sorglos und treu an meinem Herzen ruhte.

Ihr Engel in den Himmelshöhn,
Vernehmt mein Schluchzen und mein Flehn:
Beschützt, wenn ich im öden Grab,
Das Weib, das ich geliebet hab;
Seid Schild und Vögte eurem Ebenbilde,
Beschützt, beschirmt mein armes Kind, Mathilde.

Bei allen Tränen, die ihr je
Geweint um unser Menschenweh,
Beim Wort, das nur der Priester kennt
Und niemals ohne Schauder nennt,
Bei eurer eignen Schönheit, Huld und Milde,
Beschwör ich euch, ihr Engel, schützt Mathilde.

XVI

Im Oktober 1849

Gelegt hat sich der starke Wind,
Und wieder stille wirds daheime,
Germania, das große Kind,
Erfreut sich wieder seiner Weihnachtsbäume.

Wir treiben jetzt Familienglück —
Was höher lockt, das ist vom Übel —
Die Friedensschwalbe kehrt zurück,
Die einst genistet in des Hauses Giebel.

Gemütlich ruhen Wald und Fluß,
Von sanftem Mondlicht übergossen,
Nur manchmal knallts — Ist das ein Schuß? —
Es ist vielleicht ein Freund, den man erschossen.

Vielleicht mit Waffen in der Hand
Hat man den Tollkopf angetroffen
(Nicht jeder hat so viel Verstand
Wie Flaccus, der so kühn davongeloffen).

Es knallt. Es ist ein Fest vielleicht,
Ein Feuerwerk zur Goethefeier! —
Die Sontag, die dem Grab entsteigt,
Begrüßt Raketenlärm — die alte Leier.

Auch Liszt taucht wieder auf, der Franz,
Er lebt, er liegt nicht blutgerötet
Auf einem Schlachtfeld Ungarlands,
Kein Russe, noch Kroat hat ihn getötet.

Es fiel der Freiheit letzte Schanz,
Und Ungarn blutet sich zu Tode —
Doch unversehrt blieb Ritter Franz,
Sein Säbel auch — er liegt in der Kommode.

Er lebt, der Franz, und wird als Greis
Vom Ungarkriege Wunderdinge
Erzählen in der Enkel Kreis —
»So lag ich und so führt ich meine Klinge!«

Wenn ich den Namen Ungarn hör,
Wird mir das deutsche Wams zu enge,
Es braust darunter wie ein Meer,
Mir ist als grüßten mich Trompetenklänge!

Es klirrt mir wieder im Gemüt
Die Heldensage, längst verklungen,
Das eisern wilde Kämpenlied —
Das Lied vom Untergang der Nibelungen.

Es ist dasselbe Heldenlos,
Es sind dieselben alten Mären,
Die Namen sind verändert bloß,
Doch sinds dieselben »Helden lobebären«.

Es ist dasselbe Schicksal auch —
Wie stolz und frei die Fahnen fliegen,
Es muß der Held, nach altem Brauch,
Den tierisch rohen Mächten unterliegen.

Und diesmal hat der Ochse gar
Mit Bären einen Bund geschlossen —
Du fällst, doch tröste dich, Magyar,
Wir Andre haben schlimmre Schmach genossen.

Anständge Bestien sind es doch,
Die ganz honett dich überwunden,
Doch wir geraten in das Joch
Von Wölfen, Schweinen und gemeinen Hunden.

Das heult und bellt und grunzt — ich kann
Ertragen kaum den Duft der Sieger.
Doch still, Poet, das greift dich an —
Du bist so krank, und schweigen wäre klüger.

XVII

Böses Geträume

Im Traume war ich wieder jung und munter —
Es war das Landhaus hoch am Bergesrand,
Wettlaufend lief ich dort den Pfad hinunter,
Wettlaufend mit Ottiljen Hand in Hand.

Wie das Persönchen fein formiert! Die süßen
Meergrünen Augen zwinkern nixenhaft.
Sie steht so fest auf ihren kleinen Füßen,
Ein Bild von Zierlichkeit, vereint mit Kraft.

Der Ton der Stimme ist so treu und innig,
Man glaubt zu schaun bis in der Seele Grund;
Und alles was sie spricht ist klug und sinnig;
Wie eine Rosenknospe ist der Mund.

Es ist nicht Liebesweh, was mich beschleichet,
Ich schwärme nicht, ich bleibe bei Verstand; —
Doch wunderbar ihr Wesen mich erweichet,
Und heimlich bebend küß ich ihre Hand.

Ich glaub, am Ende brach ich eine Lilje,
Die gab ich ihr und sprach ganz laut dabei:
Heirate mich und sei mein Weib, Ottilje,
Damit ich fromm wie du und glücklich sei.

Was sie zur Antwort gab, das weiß ich nimmer,
Denn ich erwachte jählings — und ich war
Wieder ein Kranker, der im Krankenzimmer
Trostlos daniederliegt seit manchem Jahr. — —

XVIII

Sie erlischt

Der Vorhang fällt, das Stück ist aus,
Und Herrn und Damen gehn nach Haus.
Ob ihnen auch das Stück gefallen?
Ich glaub, ich hörte Beifall schallen.
Ein hochverehrtes Publikum
Beklatschte dankbar seinen Dichter.
Jetzt aber ist das Haus so stumm,
Und sind verschwunden Lust und Lichter.

Doch horch! ein schollernd schnöder Klang
Ertönt unfern der öden Bühne, —
Vielleicht daß eine Saite sprang
An einer alten Violine.
Verdrießlich rascheln im Parterr
Etwelche Ratten hin und her,
Und Alles riecht nach ranzgem Öle.
Die letzte Lampe ächzt und zischt
Verzweiflungsvoll, und sie erlischt.
Das arme Licht war meine Seele.

XIX

Vermächtnis

Nun mein Leben geht zu End,
Mach ich auch mein Testament,
Christlich will ich drin bedenken
Meine Feinde mit Geschenken.

Diese würdgen, tugendfesten
Widersacher sollen erben
All mein Siechtum und Verderben,
Meine sämtlichen Gebresten.

Ich vermach euch die Koliken,
Die den Bauch wie Zangen zwicken,
Harnbeschwerden, die perfiden
Preußischen Hämorrhoiden.

Meine Krämpfe sollt ihr haben,
Speichelfluß und Gliederzucken,
Knochendarre in dem Rucken,
Lauter schöne Gottesgaben.

Kodizill zu dem Vermächtnis:
In Vergessenheit versenken
Soll der Herr eur Angedenken,
Er vertilge eur Gedächtnis.

XX

Enfant perdu

Verlorner Posten in dem Freiheitskriege,
Hielt ich seit dreißig Jahren treulich aus.
Ich kämpfe ohne Hoffnung, daß ich siege,
Ich wußte, nie komm ich gesund nach Haus.

Ich wachte Tag und Nacht — Ich konnt nicht schlafen,
Wie in dem Lagerzelt der Freunde Schar —
(Auch hielt das laute Schnarchen dieser Braven
Mich wach, wenn ich ein bißchen schlummrig war).

In jenen Nächten hat Langweil ergriffen
Mich oft, auch Furcht — (nur Narren fürchten nichts) —
Sie zu verscheuchen, hab ich dann gepfiffen
Die frechen Reime eines Spottgedichts.

Ja, wachsam stand ich, das Gewehr im Arme,
Und nahte irgend ein verdächtger Gauch,
So schoß ich gut und jagt ihm eine warme,
Brühwarme Kugel in den schnöden Bauch.

Mitunter freilich mocht es sich ereignen,
Daß solch ein schlechter Gauch gleichfalls sehr gut
Zu schießen wußte — ach, ich kanns nicht leugnen —
Die Wunden klaffen — es verströmt mein Blut.

Ein Posten ist vakant! — Die Wunden klaffen —
Der Eine fällt, die Andern rücken nach —
Doch fall ich unbesiegt, und meine Waffen
Sind nicht gebrochen — Nur mein Herze brach.

Drittes Buch: Hebräische Melodien

O laß nicht ohne Lebensgenuß
Dein Leben verfließen!
Und bist du sicher vor dem Schuß,
So laß sie nur schießen.

Fliegt dir das Glück vorbei einmal,
So faß es am Zipfel.
Auch rat ich dir, baue dein Hüttchen im Tal
Und nicht auf dem Gipfel.

Prinzessin Sabbath

In Arabiens Märchenbuche
Sehen wir verwünschte Prinzen,
Die zu Zeiten ihre schöne
Urgestalt zurückgewinnen:

Das behaarte Ungeheuer
Ist ein Königsohn geworden,
Schmuckreich glänzend angekleidet,
Auch verliebt die Flöte blasend.

Doch die Zauberfrist zerrinnt,
Und wir schauen plötzlich wieder
Seine königliche Hoheit
In ein Ungetüm verzottelt.

Einen Prinzen solchen Schicksals
Singt mein Lied. Er ist geheißen
Israel. Ihn hat verwandelt
Hexenspruch in einen Hund.

Hund mit hündischen Gedanken,
Kötert er die ganze Woche
Durch des Lebens Kot und Kehricht,
Gassenbuben zum Gespötte.

Aber jeden Freitag Abend,
In der Dämmrungstunde, plötzlich
Weicht der Zauber, und der Hund
Wird aufs Neu ein menschlich Wesen.

Mensch mit menschlichen Gefühlen,
Mit erhobnem Haupt und Herzen,
Festlich, reinlich schier gekleidet,
Tritt er in des Vaters Halle.

»Sei gegrüßt, geliebte Halle
Meines königlichen Vaters!
Zelte Jakobs, eure heilgen
Eingangspfosten küßt mein Mund!«

Durch das Haus geheimnisvoll
Zieht ein Wispern und ein Weben,
Und der unsichtbare Hausherr
Atmet schaurig in der Stille.

Stille! Nur der Seneschall
(Vulgo Synagogendiener)
Springt geschäftig auf und nieder,
Um die Lampen anzuzünden.

Trostverheißend goldne Lichter,
Wie sie glänzen, wie sie glimmern!
Stolz aufflackern auch die Kerzen
Auf der Brüstung des Almemors.

Vor dem Schreine, der die Thora
Aufbewahret und verhängt ist
Mit der kostbar seidnen Decke,
Die von Edelsteinen funkelt —

Dort an seinem Betpultständer
Steht schon der Gemeindesänger,
Schmuckes Männchen, das sein schwarzes
Mäntelchen kokett geachselt.

Um die weiße Hand zu zeigen,
Haspelt er am Halse, seltsam
An die Schläf den Zeigefinger,
An die Kehl den Daumen drückend.

Trällert vor sich hin ganz leise,
Bis er endlich lautaufjubelnd
Seine Stimm erhebt und singt:
Lecho Daudi likras Kalle!

Lecho Daudi likras Kalle —
Komm, Geliebter, deiner harret
Schon die Braut, die dir entschleiert
Ihr verschämtes Angesicht!

Dieses hübsche Hochzeitkarmen
Ist gedichtet von dem großen,
Hochberühmten Minnesinger
Don Jehuda ben Halevy.

In dem Liede wird gefeiert
Die Vermählung Israels
Mit der Frau Prinzessin Sabbath,
Die man nennt die stille Fürstin.

Perl und Blume aller Schönheit
Ist die Fürstin. Schöner war
Nicht die Königin von Saba,
Salomonis Busenfreundin,

Die, ein Blaustrumpf Äthiopiens,
Durch Esprit brillieren wollte,
Und mit ihren klugen Rätseln
Auf die Länge fatigant ward.

Die Prinzessin Sabbath, welche
Ja die personifizierte
Ruhe ist, verabscheut alle
Geisteskämpfe und Debatten.

Gleich fatal ist ihr die trampelnd
Deklamierende Passion,
Jenes Pathos, das mit flatternd
Aufgelöstem Haar einherstürmt.

Sittsam birgt die stille Fürstin
In der Haube ihre Zöpfe,
Blickt so sanft wie die Gazelle,
Blüht so schlank wie eine Addas.

Sie erlaubt dem Liebsten alles,
Ausgenommen Tabakrauchen –
»Liebster! Rauchen ist verboten,
Weil es heute Sabbath ist.

»Dafür aber heute Mittag
Soll dir dampfen, zum Ersatz,
Ein Gericht, das wahrhaft göttlich –
Heute sollst du Schalet essen!«

Schalet, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium!
Also klänge Schillers Hochlied,
Hätt er Schalet je gekostet.

Schalet ist die Himmelspeise,
Die der liebe Herrgott selber
Einst den Moses kochen lehrte
Auf dem Berge Sinai,

Wo der Allerhöchste gleichfalls
All die guten Glaubenslehren
Und die heilgen zehn Gebote
Wetterleuchtend offenbarte.

Schalet ist des wahren Gottes
Koscheres Ambrosia,
Wonnebrot des Paradieses,
Und mit solcher Kost verglichen

Ist nur eitel Teufelsdreck
Das Ambrosia der falschen
Heidengötter Griechenlands,
Die verkappte Teufel waren.

Speist der Prinz von solcher Speise,
Glänzt sein Auge wie verkläret,
Und er knöpfet auf die Weste,
Und er spricht mit selgem Lächeln:

»Hör ich nicht den Jordan rauschen?
Sind das nicht die Brüßelbrunnen
In dem Palmental von Beth-El,
Wo gelagert die Kamele?

»Hör ich nicht die Herdenglöckchen?
Sind das nicht die fetten Hämmel,
Die vom Gileathgebirge
Abendlich der Hirt herabtreibt?«

Doch der schöne Tag verflittert,
Wie mit langen Schattenbeinen
Kommt geschritten der Verwünschung
Böse Stund — Es seufzt der Prinz.

Ist ihm doch als griffen eiskalt
Hexenfinger in sein Herze.
Schon durchrieseln ihn die Schauer
Hündischer Metamorphose.

Die Prinzessin reicht dem Prinzen
Ihre güldne Nardenbüchse.
Langsam riecht er — Will sich laben
Noch einmal an Wohlgerüchen.

Es kredenzet die Prinzessin
Auch den Abschiedstrunk dem Prinzen —
Hastig trinkt er, und im Becher
Bleiben wen'ge Tropfen nur.

Er besprengt damit den Tisch,
Nimmt alsdann ein kleines Wachslicht,
Und er tunkt es in die Nässe,
Daß es knistert und erlischt.

Jehuda ben Halevy

I

»Lechzend klebe mir die Zunge
An dem Gaumen, und es welke
Meine rechte Hand, vergäß ich
Jemals dein, Jerusalem —«

Wort und Weise, unaufhörlich
Schwirren sie mir heut im Kopfe,
Und mir ist als hört ich Stimmen,
Psalmodierend, Männerstimmen —

Manchmal kommen auch zum Vorschein
Bärte, schattig lange Bärte —
Traumgestalten, wer von euch
Ist Jehuda ben Halevy?

Doch sie huschen rasch vorüber;
Die Gespenster scheuen furchtsam
Der Lebendgen plumpen Zuspruch —
Aber ihn hab ich erkannt —

Ich erkannt ihn an der bleichen
Und gedankenstolzen Stirne,
An der Augen süßer Starrheit —
Sahn mich an so schmerzlich forschend —

Doch zumeist erkannt ich ihn
An dem rätselhaften Lächeln
Jener schön gereimten Lippen,
Die man nur bei Dichtern findet.

Jahre kommen und verfließen.
Seit Jehuda ben Halevy
Ward geboren, sind verflossen
Siebenhundert funfzig Jahre —

Hat zuerst das Licht erblickt
Zu Toledo in Kastilien,
Und es hat der goldne Tajo
Ihm sein Wiegenlied gelullet.

Für Entwicklung seines Geistes
Sorgte früh der strenge Vater,
Der den Unterricht begann
Mit dem Gottesbuch, der Thora.

Diese las er mit dem Sohne
In dem Urtext, dessen schöne,
Hieroglyphisch pittoreske,
Altchaldäische Quadratschrift

Herstammt aus dem Kindesalter
Unsrer Welt, und auch deswegen
Jedem kindlichen Gemüte
So vertraut entgegenlacht.

Diesen echten alten Text
Rezitierte auch der Knabe
In der uralt hergebrachten
Singsangweise, Tropp geheißen –

Und er gurgelte gar lieblich
Jene fetten Gutturalen,
Und er schlug dabei den Triller,
Den Schalscheleth, wie ein Vogel.

Auch den Targum Onkelos,
Der geschrieben ist in jenem
Plattjudäischen Idiom,
Das wir Aramäisch nennen

Und zur Sprache der Propheten
Sich verhalten mag etwa
Wie das Schwäbische zum Deutschen —
Dieses Gelbveiglein-Hebräisch

Lernte gleichfalls früh der Knabe,
Und es kam ihm solche Kenntnis
Bald darauf sehr gut zu Statten
Bei dem Studium des Talmuds.

Ja, frühzeitig hat der Vater
Ihn geleitet zu dem Talmud,
Und da hat er ihm erschlossen
Die Halacha, diese große

Fechterschule, wo die besten
Dialektischen Athleten
Babylons und Pumpedithas
Ihre Kämpferspiele trieben.

Lernen konnte hier der Knabe
Alle Künste der Polemik;
Seine Meisterschaft bezeugte
Späterhin das Buch Cosari.

Doch der Himmel gießt herunter
Zwei verschiedne Sorten Lichtes:
Grelles Tageslicht der Sonne
Und das mildre Mondlicht — Also,

Also leuchtet auch der Talmud
Zwiefach, und man teilt ihn ein
In Halacha und Hagada.
Erstre nannt ich eine Fechtschul —

Letztre aber, die Hagada,
Will ich einen Garten nennen,
Einen Garten, hochphantastisch
Und vergleichbar jenem andern,

Welcher ebenfalls dem Boden
Babylons entsprossen weiland —
Garten der Semiramis,
Achtes Wunderwerk der Welt.

Königin Semiramis,
Die als Kind erzogen worden
Von den Vögeln, und gar manche
Vögeltümlichkeit bewahrte,

Wollte nicht auf platter Erde
Promenieren wie wir andern
Säugetiere, und sie pflanzte
Einen Garten in der Luft —

Hoch auf kolossalen Säulen
Prangten Palmen und Zypressen,
Goldorangen, Blumenbeete,
Marmorbilder, auch Springbrunnen,

Alles klug und fest verbunden
Durch unzählge Hängebrücken,
Die wie Schlingepflanzen aussahn
Und worauf sich Vögel wiegten —

Große, bunte, ernste Vögel,
Tiefe Denker, die nicht singen,
Während sie umflattert kleines
Zeisigvolk, das lustig trillert —

Alle atmen ein, beseligt,
Einen reinen Balsamduft,
Welcher unvermischt mit schnödem
Erdendunst und Mißgeruche.

Die Hagada ist ein Garten
Solcher Luftkindgrillenart,
Und der junge Talmudschüler,
Wenn sein Herze war bestäubet

Und betäubet vom Gezänke
Der Halacha, vom Dispute
Über das fatale Ei,
Das ein Huhn gelegt am Festtag,

Oder über eine Frage
Gleicher Importanz — der Knabe
Floh alsdann sich zu erfrischen
In die blühende Hagada,

Wo die schönen alten Sagen,
Engelmärchen und Legenden,
Stille Märtyrerhistorien,
Festgesänge, Weisheitsprüche,

Auch Hyperbeln, gar possierlich,
Alles aber glaubenskräftig,
Glaubensglühend — O, das glänzte,
Quoll und sproß so überschwenglich —

Und des Knaben edles Herze
Ward ergriffen von der wilden,
Abenteuerlichen Süße,
Von der wundersamen Schmerzlust

Und den fabelhaften Schauern
Jener seligen Geheimwelt,
Jener großen Offenbarung,
Die wir nennen Poesie.

Auch die Kunst der Poesie,
Heitres Wissen, holdes Können,
Welches wir die Dichtkunst heißen,
Tat sich auf dem Sinn des Knaben.

Und Jehuda ben Halevy
Ward nicht bloß ein Schriftgelehrter,
Sondern auch der Dichtkunst Meister,
Sondern auch ein großer Dichter.

Ja, er ward ein großer Dichter,
Stern und Fackel seiner Zeit,
Seines Volkes Licht und Leuchte,
Eine wunderbare, große

Feuersäule des Gesanges,
Die der Schmerzenskarawane
Israels vorangezogen
In der Wüste des Exils.

Rein und wahrhaft, sonder Makel
War sein Lied, wie seine Seele —
Als der Schöpfer sie erschaffen,
Diese Seele, selbstzufrieden

Küßte er die schöne Seele,
Und des Kusses holder Nachklang
Bebt in jedem Lied des Dichters,
Das geweiht durch diese Gnade.

Wie im Leben, so im Dichten
Ist das höchste Gut die Gnade –
Wer sie hat, der kann nicht sündgen
Nicht in Versen, noch in Prosa.

Solchen Dichter von der Gnade
Gottes nennen wir Genie:
Unverantwortlicher König
Des Gedankenreiches ist er.

Nur dem Gotte steht er Rede,
Nicht dem Volke – In der Kunst,
Wie im Leben, kann das Volk
Töten uns, doch niemals richten. –

II

Bei den Wassern Babels saßen
Wir und weinten, unsre Harfen
Lehnten an den Trauerweiden –
Kennst du noch das alte Lied?

Kennst du noch die alte Weise,
Die im Anfang so elegisch
Greint und sumset, wie ein Kessel,
Welcher auf dem Herde kocht?

Lange schon, jahrtausendlange
Kochts in mir. Ein dunkles Wehe!
Und die Zeit leckt meine Wunde,
Wie der Hund die Schwären Hiobs.

Dank dir, Hund, für deinen Speichel –
Doch das kann nur kühlend lindern –
Heilen kann mich nur der Tod,
Aber, ach, ich bin unsterblich!

Jahre kommen und vergehen –
In dem Webstuhl läuft geschäftig
Schnurrend hin und her die Spule –
Was er webt, das weiß kein Weber.

Jahre kommen und vergehen,
Menschentränen träufeln, rinnen
Auf die Erde, und die Erde
Saugt sie ein mit stiller Gier –

Tolle Sud! Der Deckel springt –
Heil dem Manne, dessen Hand
Deine junge Brut ergreifet
Und zerschmettert an der Felswand.

Gott sei Dank! die Sud verdampfet
In dem Kessel, der allmählig
Ganz verstummt. Es weicht mein Spleen,
Mein westöstlich dunkler Spleen –

Auch mein Flügelrößlein wiehert
Wieder heiter, scheint den bösen
Nachtalp von sich abzuschütteln,
Und die klugen Augen fragen:

Reiten wir zurück nach Spanien
Zu dem kleinen Talmudisten,
Der ein großer Dichter worden,
Zu Jehuda ben Halevy?

Ja, er ward ein großer Dichter,
Absoluter Traumweltsherrscher
Mit der Geisterkönigskrone,
Ein Poet von Gottes Gnade,

Der in heiligen Sirventen,
Madrigalen und Terzinen,
Kanzonetten und Ghaselen
Ausgegossen alle Flammen

Seiner gottgeküßten Seele!
Wahrlich ebenbürtig war
Dieser Troubadour den besten
Lautenschlägern der Provence,

Poitous und der Guienne,
Roussillons und aller andern
Süßen Pomeranzenlande
Der galanten Christenheit.

Der galanten Christenheit
Süße Pomeranzenlande!
Wie sie duften, glänzen, klingen
In dem Zwielicht der Erinnrung!

Schöne Nachtigallenwelt!
Wo man statt des wahren Gottes
Nur den falschen Gott der Liebe
Und der Musen angebeten.

Clerici mit Rosenkränzen
Auf der Glatze sangen Psalmen
In der heitern Sprache d'oc,
Und die Laien, edle Ritter,

Stolz auf hohen Rossen trabend,
Spintisierten Vers und Reime
Zur Verherrlichung der Dame,
Der ihr Herze fröhlich diente.

Ohne Dame keine Minne,
Und es war dem Minnesänger
Unentbehrlich eine Dame,
Wie dem Butterbrot die Butter.

Auch der Held, den wir besingen,
Auch Jehuda ben Halevy
Hatte seine Herzensdame;
Doch sie war besondrer Art.

Sie war keine Laura, deren
Augen, sterbliche Gestirne,
In dem Dome am Karfreitag
Den berühmten Brand gestiftet –

Sie war keine Chatelaine,
Die im Blütenschmuck der Jugend
Bei Turnieren präsidierte
Und den Lorbeerkranz erteilte –

Keine Kußrechtskasuistin
War sie, keine Doktrinärrin,
Die im Spruchkollegium
Eines Minnehofs dozierte –

Jene, die der Rabbi liebte,
War ein traurig armes Liebchen,
Der Zerstörung Jammerbildnis,
Und sie hieß Jerusalem.

Schon in frühen Kindestagen
War sie seine ganze Liebe;
Sein Gemüte machte beben
Schon das Wort Jerusalem.

Purpurflamme auf der Wange,
Stand der Knabe, und er horchte,
Wenn ein Pilger nach Toledo
Kam aus fernem Morgenlande

Und erzählte: wie verödet
Und verunreint jetzt die Stätte,
Wo am Boden noch die Lichtspur
Von dem Fuße der Propheten —

Wo die Luft noch balsamieret
Von dem ewgen Odem Gottes —
O des Jammeranblicks! rief
Einst ein Pilger, dessen Bart

Silberweiß hinabfloß, während
Sich das Barthaar an der Spitze
Wieder schwärzte und es aussah,
Als ob sich der Bart verjünge —

Ein gar wunderlicher Pilger
Mocht es sein, die Augen lugten
Wie aus tausendjährgem Trübsinn,
Und er seufzt': »Jerusalem!

»Sie, die volkreich heilge Stadt
Ist zur Wüstenei geworden,
Wo Waldteufel, Werwolf, Schakal
Ihr verruchtes Wesen treiben —

»Schlangen, Nachtgevögel nisten
Im verwitterten Gemäuer;
Aus des Fensters luftgem Bogen
Schaut der Fuchs mit Wohlbehagen.

»Hier und da taucht auf zuweilen
Ein zerlumpter Knecht der Wüste,
Der sein höckriges Kamel
In dem hohen Grase weidet.

»Auf der edlen Höhe Zions,
Wo die goldne Feste ragte,
Deren Herrlichkeiten zeugten
Von der Pracht des großen Königs:

»Dort, von Unkraut überwuchert,
Liegen nur noch graue Trümmer,
Die uns ansehn schmerzhaft traurig,
Daß man glauben muß, sie weinten.

»Und es heißt, sie weinten wirklich
Einmal in dem Jahr, an jenem
Neunten Tag des Monats Ab –
Und mit tränend eignen Augen

»Schaute ich die dicken Tropfen
Aus den großen Steinen sickern,
Und ich hörte weheklagen
Die gebrochnen Tempelsäulen.« – –

Solche fromme Pilgersagen
Weckten in der jungen Brust
Des Jehuda ben Halevy
Sehnsucht nach Jerusalem.

Dichtersehnsucht! ahnend, träumend
Und fatal war sie, wie jene,
Die auf seinem Schloß zu Blaye
Einst empfand der alte Vidam,

Messer Geoffroi Rudello,
Als die Ritter, die zurück
Aus dem Morgenlande kehrten,
Laut beim Becherklang beteuert:

Ausbund aller Huld und Züchten,
Perl und Blume aller Frauen,
Sei die schöne Melisande,
Markgräfin von Tripolis.

Jeder weiß, für diese Dame
Schwärmte jetzt der Troubadour;
Er besang sie, und es wurde
Ihm zu eng im Schlosse Blaye.

Und es trieb ihn fort. Zu Cette
Schiffte er sich ein, erkrankte
Aber auf dem Meer, und sterbend
Kam er an zu Tripolis.

Hier erblickt er Melisanden
Endlich auch mit Leibesaugen,
Die jedoch des Todes Schatten
In derselben Stunde deckten.

Seinen letzten Liebessang
Singend, starb er zu den Füßen
Seiner Dame Melisande,
Markgräfin von Tripolis.

Wunderbare Ähnlichkeit
In dem Schicksal beider Dichter!
Nur daß jener erst im Alter
Seine große Wallfahrt antrat.

Auch Jehuda ben Halevy
Starb zu Füßen seiner Liebsten,
Und sein sterbend Haupt, es ruhte
Auf den Knien Jerusalems.

III

Nach der Schlacht bei Arabella
Hat der große Alexander
Land und Leute des Darius,
Hof und Harem, Pferde, Weiber,

Elefanten und Dariken,
Kron und Szepter, goldnen Plunder,
Eingesteckt in seine weiten
Mazedonschen Pluderhosen.

In dem Zelt des großen Königs,
Der entflohn, um nicht höchstselbst
Gleichfalls eingesteckt zu werden,
Fand der junge Held ein Kästchen,

Eine kleine güldne Truhe,
Mit Miniaturbildwerken
Und mit inkrustierten Steinen
Und Kameen reich geschmückt –

Dieses Kästchen, selbst ein Kleinod
Unschätzbaren Wertes, diente
Zur Bewahrung von Kleinodien,
Des Monarchen Leibjuwelen.

Letztre schenkte Alexander
An die Tapfern seines Heeres,
Darob lächelnd, daß sich Männer
Kindisch freun an bunten Steinchen.

Eine kostbar schönste Gemme
Schickte er der lieben Mutter,
War der Siegelring des Cyrus,
Wurde jetzt zu einer Brosche.

Seinem alten Weltarschpauker
Aristoteles, dem sandt er
Einen Onyx für sein großes
Naturalienkabinett.

In dem Kästchen waren Perlen,
Eine wunderbare Schnur,
Die der Königin Atossa
Einst geschenkt der falsche Smerdis —

Doch die Perlen waren echt —
Und der heitre Sieger gab sie
Einer schönen Tänzerin
Aus Korinth, mit Namen Thais.

Diese trug sie in den Haaren,
Die bacchantisch aufgelöst,
In der Brandnacht, als sie tanzte
Zu Persepolis und frech

In die Königsburg geschleudert
Ihre Fackel, daß laut prasselnd
Bald die Flammenlohe aufschlug,
Wie ein Feuerwerk zum Feste.

Nach dem Tod der schönen Thais,
Die an einer babylonschen
Krankheit starb zu Babylon,
Wurden ihre Perlen dort

Auf dem Börsensaal vergantert.
Sie erstand ein Pfaff aus Memphis,
Der sie nach Ägypten brachte,
Wo sie später auf dem Putztisch

Der Kleopatra erschienen,
Die die schönste Perl zerstampft
Und mit Wein vermischt verschluckte,
Um Antonius zu foppen.

Mit dem letzten Omayaden
Kam die Perlenschnur nach Spanien,
Und sie schlängelte am Turban
Des Chalifen zu Corduba.

Abderam der Dritte trug sie
Als Brustschleife beim Turnier,
Wo er dreißig goldne Ringe
Und das Herz Zuleimas stach.

Nach dem Fall der Mohrenherrschaft
Gingen zu den Christen über
Auch die Perlen, und gerieten
In den Kronschatz von Kastilien.

Die katholschen Majestäten
Spanscher Königinnen schmückten
Sich damit bei Hoffestspielen,
Stiergefechten, Prozessionen,

So wie auch Autodafés,
Wo sie, auf Balkonen sitzend,
Sich erquickten am Geruche
Von gebratnen alten Juden.

Späterhin gab Mendizabel,
Satansenkel, diese Perlen
In Versatz, um der Finanzen
Defizit damit zu decken.

An dem Hof der Tuilerien
Kam die Schnur zuletzt zum Vorschein,
Und sie schimmerte am Halse
Der Baronin Salomon.

So ergings den schönen Perlen.
Minder abenteuerlich
Gings dem Kästchen, dies behielt
Alexander für sich selber.

Er verschloß darin die Lieder
Des ambrosischen Homeros,
Seines Lieblings, und zu Häupten
Seines Bettes in der Nacht

Stand das Kästchen — Schlief der König,
Stiegen draus hervor der Helden
Lichte Bilder, und sie schlichen
Gaukelnd sich in seine Träume.

Andre Zeiten, andre Vögel —
Ich, ich liebte weiland gleichfalls
Die Gesänge von den Taten
Des Peliden, des Odysseus.

Damals war so sonnengoldig
Und so purpurn mir zu Mute,
Meine Stirn umkränzte Weinlaub,
Und es tönten die Fanfaren —

Still davon — gebrochen liegt
Jetzt mein stolzer Siegeswagen,
Und die Panther, die ihn zogen,
Sind verreckt, so wie die Weiber,

Die mit Pauk und Zimbelklängen
Mich umtanzten, und ich selbst
Wälze mich am Boden elend,
Krüppelelend — still davon —

Still davon — es ist die Rede
Von dem Kästchen des Darius,
Und ich dacht in meinem Sinne:
Käm ich in Besitz des Kästchens,

Und mich zwänge nicht Finanznot
Gleich dasselbe zu versilbern,
So verschlösse ich darin
Die Gedichte unsres Rabbi —

Des Jehuda ben Halevy
Festgesänge, Klagelieder,
Die Ghaselen, Reisebilder
Seiner Wallfahrt — alles ließ ich

Von dem besten Zophar schreiben
Auf der reinsten Pergamenthaut,
Und ich legte diese Handschrift
In das kleine goldne Kästchen.

Dieses stellt ich auf den Tisch
Neben meinem Bett, und kämen
Dann die Freunde und erstaunten
Ob der Pracht der kleinen Truhe,

Ob den seltnen Basrelieffen,
Die so winzig, doch vollendet
Sind zugleich, und ob den großen
Inkrustierten Edelsteinen —

Lächelnd würd ich ihnen sagen:
Das ist nur die rohe Schale,
Die den bessern Schatz verschließet –
Hier in diesem Kästchen liegen

Diamanten, deren Lichter
Abglanz, Widerschein des Himmels,
Herzblutglühende Rubinen,
Fleckenlose Turkoasen,

Auch Smaragde der Verheißung,
Perlen, reiner noch als jene,
Die der Königin Atossa
Einst geschenkt der falsche Smerdis,

Und die späterhin geschmücket
Alle Notabilitäten
Dieser mondumkreisten Erde,
Thais und Kleopatra,

Isispriester, Mohrenfürsten,
Auch Hispaniens Königinnen,
Und zuletzt die hochverehrte
Frau Baronin Salomon –

Diese weltberühmten Perlen,
Sie sind nur der bleiche Schleim
Eines armen Austertiers,
Das im Meergrund blöde kränkelt:

Doch die Perlen hier im Kästchen
Sind entquollen einer schönen
Menschenseele, die noch tiefer,
Abgrundtiefer als das Weltmeer –

Denn es sind die Tränenperlen
Des Jehuda ben Halevy,
Die er ob dem Untergang
Von Jerusalem geweinet —

Perlentränen, die verbunden
Durch des Reimes goldnen Faden,
Aus der Dichtkunst güldnen Schmiede
Als ein Lied hervorgegangen.

Dieses Perlentränenlied
Ist die vielberühmte Klage,
Die gesungen wird in allen
Weltzerstreuten Zelten Jakobs

An dem neunten Tag des Monats,
Der geheißen Ab, dem Jahrstag
Von Jerusalems Zerstörung
Durch den Titus Vespasianus.

Ja, das ist das Zionslied,
Das Jehuda ben Halevy
Sterbend auf den heilgen Trümmern
Von Jerusalem gesungen —

Barfuß und im Büßerkittel
Saß er dorten auf dem Bruchstück
Einer umgestürzten Säule, —
Bis zur Brust herunter fiel

Wie ein greiser Wald sein Haupthaar,
Abenteuerlich beschattend
Das bekümmert bleiche Antlitz
Mit den geisterhaften Augen —

Also saß er und er sang,
Wie ein Seher aus der Vorzeit
Anzuschaun — dem Grab entstiegen
Schien Jeremias, der Alte —

Das Gevögel der Ruinen
Zähmte schier der wilde Schmerzlaut
Des Gesanges, und die Geier
Nahten horchend, fast mitleidig —

Doch ein frecher Sarazene
Kam desselben Wegs geritten,
Hoch zu Roß, im Bug sich wiegend
Und die blanke Lanze schwingend —

In die Brust des armen Sängers
Stieß er diesen Todesspeer,
Und er jagte rasch von dannen,
Wie ein Schattenbild beflügelt.

Ruhig floß das Blut des Rabbi,
Ruhig seinen Sang zu Ende
Sang er, und sein sterbeletzter
Seufzer war Jerusalem! — —

Eine alte Sage meldet,
Jener Sarazene sei
Gar kein böser Mensch gewesen,
Sondern ein verkappter Engel,

Der vom Himmel ward gesendet,
Gottes Liebling zu entrücken
Dieser Erde und zu fördern
Ohne Qual ins Reich der Selgen.

Droben, heißt es, harrte seiner
Ein Empfang, der schmeichelhaft
Ganz besonders für den Dichter,
Eine himmlische Sürprise.

Festlich kam das Chor der Engel
Ihm entgegen mit Musik,
Und als Hymne grüßten ihn
Seine eignen Verse, jenes

Synagogen-Hochzeitkarmen,
Jene Sabbathhymenäen,
Mit den jauchzend wohlbekannten
Melodieen — welche Töne!

Englein bliesen auf Hoboen,
Englein spielten Violine,
Andre strichen auch die Bratsche
Oder schlugen Pauk und Zimbel.

Und das sang und klang so lieblich,
Und so lieblich in den weiten
Himmelsräumen widerhallt es:
Lecho Daudi likras Kalle.

IV

Meine Frau ist nicht zufrieden
Mit dem vorigen Kapitel,
Ganz besonders in Bezug
Auf das Kästchen des Darius.

Fast mit Bitterkeit bemerkt sie:
Daß ein Ehemann, der wahrhaft
Religiöse sei, das Kästchen
Gleich zu Gelde machen würde,

Um damit für seine arme
Legitime Ehegattin
Einen Kaschemir zu kaufen,
Dessen sie so sehr bedürfe.

Der Jehuda ben Halevy,
Meinte sie, der sei hinlänglich
Ehrenvoll bewahrt in einem
Schönen Futteral von Pappe

Mit chinesisch eleganten
Arabesken, wie die hübschen
Bonbonnieren von Marquis
Im Passage Panorama.

Sonderbar! – setzt sie hinzu –
Daß ich niemals nennen hörte
Diesen großen Dichternamen,
Den Jehuda ben Halevy.

Liebstes Kind, gab ich zur Antwort,
Solche holde Ignoranz,
Sie bekundet die Lakunen
Der französischen Erziehung,

Der Pariser Pensionate,
Wo die Mädchen, diese künftgen
Mütter eines freien Volkes,
Ihren Unterricht genießen –

Alte Mumien, ausgestopfte
Pharaonen von Ägypten,
Merovinger Schattenkönge,
Ungepuderte Perücken,

Auch die Zopfmonarchen Chinas,
Porzellanpagodenkaiser —
Alle lernen sie auswendig,
Kluge Mädchen, aber Himmel —

Fragt man sie nach großen Namen
Aus dem großen Goldzeitalter
Der arabisch=althispanisch
Jüdischen Poetenschule,

Fragt man nach dem Dreigestirn,
Nach Jehuda ben Halevy,
Nach dem Salomon Gabirol
Und dem Moses Iben Esra —

Fragt man nach dergleichen Namen,
Dann mit großen Augen schaun
Uns die Kleinen an — alsdann
Stehn am Berge die Ochsinnen.

Raten möcht ich dir, Geliebte,
Nachzuholen das Versäumte
Und Hebräisch zu erlernen —
Laß Theater und Konzerte,

Widme einge Jahre solchem
Studium, du kannst alsdann
Im Originale lesen
Iben Esra und Gabirol

Und versteht sich den Halevy,
Das Triumvirat der Dichtkunst,
Das dem Saitenspiel Davidis
Einst entlockt die schönsten Laute.

Alcharisi — der, ich wette,
Dir nicht minder unbekannt ist,
Ob er gleich, französ'scher Witzbold,
Den Hariri überwitzelt

Im Gebiete der Makame,
Und ein Voltairianer war
Schon sechshundert Jahr vor Voltair' —
Jener Alcharisi sagte:

»Durch Gedanken glänzt Gabirol
Und gefällt zumeist dem Denker,
Iben Esra glänzt durch Kunst
Und behagt weit mehr dem Künstler —

»Aber Beider Eigenschaften
Hat Jehuda ben Halevy,
Und er ist ein großer Dichter
Und ein Liebling aller Menschen.«

Iben Esra war ein Freund
Und, ich glaube, auch ein Vetter
Des Jehuda ben Halevy,
Der in seinem Wanderbuche

Schmerzlich klagt, wie er vergebens
In Granada aufgesucht hat
Seinen Freund, und nur den Bruder
Dorten fand, den Medikus,

Rabbi Meyer, auch ein Dichter
Und der Vater jener Schönen,
Die mit hoffnungsloser Flamme
Iben Esras Herz entzunden —

Um das Mühmchen zu vergessen,
Griff er nach dem Wanderstabe,
Wie so mancher der Kollegen;
Lebte unstet, heimatlos.

Pilgernd nach Jerusalem,
Überfielen ihn Tartaren,
Die an einen Gaul gebunden
Ihn nach ihren Steppen schleppten.

Mußte Dienste dort verrichten,
Die nicht würdig eines Rabbi
Und noch wenger eines Dichters,
Mußte nämlich Kühe melken.

Einstens, als er unterm Bauche
Einer Kuh gekauert saß,
Ihre Euter hastig fingernd,
Daß die Milch floß in den Zuber –

Eine Position, unwürdig
Eines Rabbis, eines Dichters –
Da befiel ihn tiefe Wehmut,
Und er fing zu singen an,

Und er sang so schön und lieblich,
Daß der Chan, der Fürst der Horde,
Der vorbeiging, ward gerühret
Und die Freiheit gab dem Sklaven.

Auch Geschenke gab er ihm,
Einen Fuchspelz, eine lange
Sarazenenmandoline
Und das Zehrgeld für die Heimkehr.

Dichterschicksal! böser Unstern,
Der die Söhne des Apollo
Tödlich nergelt, und sogar
Ihren Vater nicht verschont hat,

Als er, hinter Daphnen laufend,
Statt des weißen Nymphenleibes
Nur den Lorbeerbaum erfaßte,
Er, der göttliche Schlemihl!

Ja, der hohe Delphier ist
Ein Schlemihl, und gar der Lorbeer,
Der so stolz die Stirne krönet,
Ist ein Zeichen des Schlemihltums.

Was das Wort Schlemihl bedeutet,
Wissen wir. Hat doch Chamisso
Ihm das Bürgerrecht in Deutschland
Längst verschafft, dem Worte nämlich.

Aber unbekannt geblieben,
Wie des heilgen Niles Quellen,
Ist sein Ursprung; hab darüber
Nachgegrübelt manche Nacht.

Zu Berlin vor vielen Jahren
Wandt ich mich deshalb an unsern
Freund Chamisso, suchte Auskunft
Beim Dekane der Schlemihle.

Doch er konnt mich nicht befriedgen
Und verwies mich drob an Hitzig,
Der ihm den Familiennamen
Seines schattenlosen Peters

Einst verraten. Alsbald nahm ich
Eine Droschke und ich rollte
Zu dem Kriminalrat Hitzig,
Welcher ehmals Itzig hieß –

Als er noch ein Itzig war,
Träumte ihm, er säh geschrieben
An dem Himmel seinen Namen
Und davor den Buchstab H.

»Was bedeutet dieses H?«
Frug er sich – »etwa Herr Itzig
Oder Heilger Itzig? Heilger
Ist ein schöner Titel – aber

In Berlin nicht passend« – Endlich
Grübelnsmüd nannt er sich Hitzig,
Und nur die Getreuen wußten:
In dem Hitzig steckt ein Heilger.

Heilger Hitzig! sprach ich also,
Als ich zu ihm kam, Sie sollen
Mir die Etymologie
Von dem Wort Schlemihl erklären.

Viel Umschweife nahm der Heilge,
Konnte sich nicht recht erinnern,
Eine Ausflucht nach der andern,
Immer christlich – Bis mir endlich,

Endlich alle Knöpfe rissen
An der Hose der Geduld,
Und ich anfing so zu fluchen,
So gottlästerlich zu fluchen,

Daß der fromme Pietist,
Leichenblaß und beineschlotternd,
Unverzüglich mir willfahrte
Und mir Folgendes erzählte:

»In der Bibel ist zu lesen,
Als zur Zeit der Wüstenwandrung
Israel sich oft erlustigt
Mit den Töchtern Kanaans,

»Da geschah es, daß der Pinhas
Sahe, wie der edle Simri
Buhlschaft trieb mit einem Weibsbild
Aus dem Stamm der Kananiter,

»Und alsbald ergriff er zornig
Seinen Speer und hat den Simri
Auf der Stelle totgestochen —
Also heißt es in der Bibel.

»Aber mündlich überliefert
Hat im Volke sich die Sage,
Daß es nicht der Simri war,
Den des Pinhas Speer getroffen,

»Sondern daß der Blinderzürnte,
Statt des Sünders, unversehens
Einen ganz Unschuldgen traf,
Den Schlemihl ben Zuri Schadday.« —

Dieser nun, Schlemihl I,
Ist der Ahnherr des Geschlechtes
Derer von Schlemihl. Wir stammen
Von Schlemihl ben Zuri Schadday.

Freilich keine Heldentaten
Meldet man von ihm, wir kennen
Nur den Namen und wir wissen,
Daß er ein Schlemihl gewesen.

Doch geschätzet wird ein Stammbaum
Nicht ob seinen guten Früchten,
Sondern nur ob seinem Alter —
Drei Jahrtausend zählt der unsre!

Jahre kommen und vergehen —
Drei Jahrtausende verflossen,
Seit gestorben unser Ahnherr,
Herr Schlemihl ben Zuri Schadday.

Längst ist auch der Pinhas tot —
Doch sein Speer hat sich erhalten,
Und wir hören ihn beständig
Über unsre Häupter schwirren.

Und die besten Herzen trifft er —
Wie Jehuda ben Halevy,
Traf er Moses Iben Esra
Und er traf auch den Gabirol —

Den Gabirol, diesen treuen
Gottgeweihten Minnesänger,
Diese fromme Nachtigall,
Deren Rose Gott gewesen —

Diese Nachtigall, die zärtlich
Ihre Liebeslieder sang
In der Dunkelheit der gotisch
Mittelalterlichen Nacht!

Unerschrocken, unbekümmert
Ob den Fratzen und Gespenstern,
Ob dem Wust von Tod und Wahnsinn,
Die gespukt in jener Nacht —

Sie, die Nachtigall, sie dachte
Nur an ihren göttlich Liebsten,
Dem sie ihre Liebe schluchzte,
Den ihr Lobgesang verherrlicht! —

Dreißig Lenze sah Gabirol
Hier auf Erden, aber Fama
Ausposaunte seines Namens
Herrlichkeit durch alle Lande.

Zu Corduba, wo er wohnte,
War ein Mohr sein nächster Nachbar,
Welcher gleichfalls Verse machte
Und des Dichters Ruhm beneidet'.

Hörte er den Dichter singen,
Schwoll dem Mohren gleich die Galle,
Und der Lieder Süße wurde
Bittre Wehmut für den Neidhart.

Er verlockte den Verhaßten
Nächtlich in sein Haus, erschlug ihn
Dorten und vergrub den Leichnam
Hinterm Hause in dem Garten.

Aber siehe! aus dem Boden,
Wo die Leiche eingescharrt war,
Wuchs hervor ein Feigenbaum
Von der wunderbarsten Schönheit.

Seine Frucht war seltsam länglich
Und von seltsam würzger Süße,
Wer davon genoß, versank
In ein träumerisch Entzücken.

In dem Volke ging darüber
Viel Gerede und Gemunkel,
Das am End zu den erlauchten
Ohren des Chalifen kam.

Dieser prüfte eigenzüngig
Jenes Feigenphänomen,
Und ernannte eine strenge
Untersuchungskommission.

Man verfuhr summarisch. Sechzig
Bambushiebe auf die Sohlen
Gab man gleich dem Herrn des Baumes,
Welcher eingestand die Untat.

Darauf riß man auch den Baum
Mit den Wurzeln aus dem Boden,
Und zum Vorschein kam die Leiche
Des erschlagenen Gabirol.

Diese ward mit Pomp bestattet
Und betrauert von den Brüdern,
An demselben Tage henkte
Man den Mohren zu Corduba.

(Fragment)

Disputation

In der Aula zu Toledo
Klingen schmetternd die Fanfaren,
Zu dem geistlichen Turnei
Wallt das Volk in bunten Scharen.

Das ist nicht ein weltlich Stechen,
Keine Eisenwaffe blitzet –
Eine Lanze ist das Wort,
Das scholastisch scharf gespitzet.

Nicht galante Paladins
Fechten hier, nicht Damendiener –
Dieses Kampfes Ritter sind
Kapuziner und Rabbiner.

Statt des Helmes tragen sie
Schabbesdeckel und Kapuzen,
Skapulier und Arbekanfeß
Sind der Harnisch, drob sie trutzen.

Welches ist der wahre Gott?
Ist es der Hebräer starrer
Großer Eingott, dessen Kämpe
Rabbi Juda, der Navarrer?

Oder ist es der dreifaltge
Liebegott der Christianer,
Dessen Kämpe Frater Jose,
Gardian der Franziskaner?

Durch die Macht der Argumente,
Durch der Logik Kettenschlüsse
Und Zitate von Autoren,
Die man anerkennen müsse,

Will ein jeder Kämpe seinen
Gegner ad absurdum führen
Und die wahre Göttlichkeit
Seines Gottes demonstrieren.

Festgestellt ist: daß derjenge,
Der im Streit ward überwunden,
Seines Gegners Religion
Anzunehmen sei verbunden,

Daß der Jude sich der Taufe
Heilgem Sakramente füge,
Und im Gegenteil der Christ
Der Beschneidung unterliege.

Jedem von den beiden Kämpen
Beigesellt sind elf Genossen,
Die zu teilen sein Geschick
Sind in Freud und Leid entschlossen.

Glaubenssicher sind die Mönche
Von des Gardians Geleitschaft,
Halten schon Weihwasserkübel
Für die Taufe in Bereitschaft,

Schwingen schon die Sprengelbesen
Und die blanken Räucherfässer —
Ihre Gegner unterdessen
Wetzen die Beschneidungsmesser.

Beide Rotten stehn schlagfertig
Vor den Schranken in dem Saale,
Und das Volk mit Ungeduld
Harret drängend der Signale.

Unterm güldnen Baldachin
Und umrauscht vom Hofgesinde
Sitzt der König und die Köngin,
Diese gleichet einem Kinde.

Ein französisch stumpfes Näschen,
Schalkheit kichert in den Mienen,
Doch bezaubernd sind des Mundes
Immer lächelnde Rubinen.

Schöne, flatterhafte Blume —
Daß sich ihrer Gott erbarme —
Von dem heitern Seineufer
Wurde sie verpflanzt, die arme,

Hierher in den steifen Boden
Der hispanischen Grandezza,
Weiland hieß sie Blanch' de Bourbon,
Donna Blanka heißt sie jetzo.

Pedro wird genannt der König
Mit dem Zusatz der Grausame,
Aber heute, milden Sinnes,
Ist er besser als sein Name.

Unterhält sich gut gelaunt
Mit des Hofes Edelleuten,
Auch den Juden und den Mohren
Sagt er viele Artigkeiten.

Diese Ritter ohne Vorhaut
Sind des Königs Lieblingsschranzen,
Sie befehlgen seine Heere,
Sie verwalten die Finanzen.

Aber plötzlich Paukenschläge,
Und es melden die Trompeten,
Daß begonnen hat der Maulkampf,
Der Disput der zwei Athleten.

Der Gardian der Franziskaner
Bricht hervor mit frommem Grimme;
Polternd roh und widrig greinend
Ist abwechselnd seine Stimme.

In des Vaters und des Sohnes
Und des heilgen Geistes Namen
Exorzieret er den Rabbi,
Jakobs maledeiten Samen.

Denn bei solchen Kontroversen
Sind oft Teufelchen verborgen
In dem Juden, die mit Scharfsinn,
Witz und Gründen ihn versorgen.

Nun die Teufel ausgetrieben
Durch die Macht des Exorzismus,
Kommt der Mönch auch zur Dogmatik,
Kugelt ab den Katechismus.

Er erzählt, daß in der Gottheit
Drei Personen sind enthalten,
Die jedoch zu einer einzgen,
Wenn es passend, sich gestalten —

Ein Mysterium, das nur
Von demjengen wird verstanden,
Der entsprungen ist dem Kerker
Der Vernunft und ihren Banden.

Er erzählt: wie Gott der Herr
Ward zu Bethlehem geboren
Von der Jungfrau, welche niemals
Ihre Jungferschaft verloren;

Wie der Herr der Welt gelegen
In der Krippe, und ein Kühlein
Und ein Öchslein bei ihm stunden,
Schier andächtig, zwei Rindviehlein.

Er erzählte: wie der Herr
Vor den Schergen des Herodes
Nach Ägypten floh, und später
Litt die herbe Pein des Todes

Unter Pontio Pilato,
Der das Urteil unterschrieben,
Von den harten Pharisäern,
Von den Juden angetrieben.

Er erzählte: wie der Herr,
Der entstiegen seinem Grabe
Schon am dritten Tag, gen Himmel
Seinen Flug genommen habe;

Wie er aber, wenn es Zeit ist,
Wiederkehren auf die Erde
Und zu Josaphat die Toten
Und Lebendgen richten werde.

»Zittert, Juden!« rief der Mönch,
»Vor dem Gott, den ihr mit Hieben
Und mit Dornen habt gemartert,
Den ihr in den Tod getrieben.

»Seine Mörder, Volk der Rachsucht,
Juden, das seid ihr gewesen —
Immer meuchelt ihr den Heiland,
Welcher kommt, euch zu erlösen.

»Judenvolk, du bist ein Aas,
Worin hausen die Dämonen,
Eure Leiber sind Kasernen
Für des Teufels Legionen.

»Thomas von Aquino sagt es,
Den man nennt den großen Ochsen
Der Gelehrsamkeit, er ist
Licht und Lust der Orthodoxen.

»Judenvolk, ihr seid Hyänen,
Wölfe, Schakals, die in Gräbern
Wühlen, um der Toten Leichnam'
Blutfraßgierig aufzustöbern.

»Juden, Juden, ihr seid Säue,
Paviane, Nashorntiere,
Die man nennt Rhinozerosse,
Krokodile und Vampire.

»Ihr seid Raben, Eulen, Uhus,
Fledermäuse, Wiedehöpfe,
Leichenhühner, Basilisken,
Galgenvögel, Nachtgeschöpfe.

»Ihr seid Vipern und Blindschleichen,
Klapperschlangen, giftge Kröten,
Ottern, Nattern – Christus wird
Eur verfluchtes Haupt zertreten.

»Oder wollt ihr, Maledeiten,
Eure armen Seelen retten?
Aus der Bosheit Synagoge
Flüchtet nach den frommen Stätten,

»Nach der Liebe lichtem Dome,
Wo im benedeiten Becken
Euch der Quell der Gnade sprudelt –
Drin sollt ihr die Köpfe stecken –

»Wascht dort ab den alten Adam
Und die Laster, die ihn schwärzen,
Des verjährten Grolles Schimmel,
Wascht ihn ab von euren Herzen!

»Hört ihr nicht des Heilands Stimme?
Euren neuen Namen rief er –
Lauset euch an Christi Brust
Von der Sünde Ungeziefer!

»Unser Gott, der ist die Liebe,
Und er gleichet einem Lamme;
Um zu sühnen unsre Schuld,
Starb er an des Kreuzes Stamme.

»Unser Gott, der ist die Liebe,
Jesus Christus ist sein Name;
Seine Duldsamkeit und Demut
Suchen wir stets nachzuahmen.

»Deshalb sind wir auch so sanft,
So leutselig, ruhig, milde,
Hadern niemals, nach des Lammes,
Des Versöhners, Musterbilde.

»Einst im Himmel werden wir
Ganz verklärt zu frommen Englein,
Und wir wandeln dort gottselig,
In den Händen Liljenstenglein.

»Statt der groben Kutten tragen
Wir die reinlichsten Gewänder
Von Mousslin, Brokat und Seide,
Goldne Troddeln, bunte Bänder.

»Keine Glatze mehr! Goldlocken
Flattern dort um unsre Köpfe,
Allerliebste Jungfraun flechten
Uns das Haar in hübsche Zöpfe.

»Weinpokale wird es droben
Von viel weiterm Umfang geben
Als die Becher sind hier unten,
Worin schäumt der Saft der Reben.

»Doch im Gegenteil viel enger
Als ein Weibermund hienieden,
Wird das Frauenmündchen sein,
Das dort oben uns beschieden.

»Trinkend, küssend, lachend wollen
Wir die Ewigkeit verbringen,
Und verzückt Halleluja,
Kyrie Eleison singen.«

Also schloß der Christ. Die Mönchlein
Glaubten schon, Erleuchtung träte
In die Herzen, und sie schleppten
Flink herbei das Taufgeräte.

Doch die wasserscheuen Juden
Schütteln sich und grinsen schnöde.
Rabbi Juda, der Navarrer,
Hub jetzt an die Gegenrede:

»Um für deine Saat zu düngen
Meines Geistes dürren Acker,
Mit Mistkarren voll Schimpfwörter
Hast du mich beschmissen wacker.

»So folgt jeder der Methode,
Dran er nun einmal gewöhnet,
Und anstatt dich drob zu schelten,
Sag ich Dank dir, wohlversöhnet.

»Die Dreieinigkeitsdoktrin
Kann für unsre Leut nicht passen,
Die mit Regula-de-tri
Sich von Jugend auf befassen.

»Daß in deinem Gotte drei,
Drei Personen sind enthalten,
Ist bescheiden noch, sechstausend
Götter gab es bei den Alten.

»Unbekannt ist mir der Gott,
Den ihr Christum pflegt zu nennen,
Seine Jungfer Mutter gleichfalls
Hab ich nicht die Ehr zu kennen.

»Ich bedaure, daß er einst,
Vor etwa zwölfhundert Jahren,
Einge Unannehmlichkeiten
Zu Jerusalem erfahren.

»Ob die Juden ihn getötet,
Das ist schwer jetzt zu erkunden,
Da ja das Corpus Delicti
Schon am dritten Tag verschwunden.

»Daß er ein Verwandter sei
Unsres Gottes, ist nicht minder
Zweifelhaft, so viel wir wissen,
Hat der letztre keine Kinder.

»Unser Gott ist nicht gestorben
Als ein armes Lämmerschwänzchen
Für die Menschheit, ist kein süßes
Philantröpfchen, Faselhänschen.

»Unser Gott ist nicht die Liebe,
Schnäbeln ist nicht seine Sache,
Denn er ist ein Donnergott
Und er ist ein Gott der Rache.

»Seines Zornes Blitze treffen
Unerbittlich jeden Sünder,
Und des Vaters Schulden büßen
Oft die späten Enkelkinder.

»Unser Gott, der ist lebendig,
Und in seiner Himmelshalle
Existieret er drauf los
Durch die Ewigkeiten alle.

»Unser Gott, und der ist auch
Ein gesunder Gott, kein Mythos
Bleich und dünne wie Oblaten
Oder Schatten am Cocytos.

»Unser Gott ist stark. In Händen
Trägt er Sonne, Mond, Gestirne;
Throne brechen, Völker schwinden,
Wenn er runzelt seine Stirne.

»Und er ist ein großer Gott.
David singt: Ermessen ließe
Sich die Größe nicht, die Erde
Sei der Schemel seiner Füße.

»Unser Gott liebt die Musik,
Saitenspiel und Festgesänge;
Doch wie Ferkelgrunzen sind
Ihm zuwider Glockenklänge.

»Leviathan heißt der Fisch,
Welcher haust im Meeresgrunde;
Mit ihm spielet Gott der Herr
Alle Tage eine Stunde —

»Ausgenommen an dem neunten
Tag des Monats Ab, wo nämlich
Eingeäschert ward sein Tempel;
An dem Tag ist er zu grämlich.

»Des Leviathans Länge ist
Hundert Meilen, hat Floßfedern
Groß wie König Ok von Basan,
Und sein Schwanz ist wie ein Zedern.

»Doch sein Fleisch ist delikat,
Delikater als Schildkröten,
Und am Tag der Auferstehung
Wird der Herr zu Tische beten

»Alle frommen Auserwählten,
Die Gerechten und die Weisen –
Unsres Herrgotts Lieblingsfisch
Werden sie alsdann verspeisen,

»Teils mit weißer Knoblauchbrühe,
Teils auch braun in Wein gesotten,
Mit Gewürzen und Rosinen,
Ungefähr wie Matelotten.

»In der weißen Knoblauchbrühe
Schwimmen kleine Schäbchen Rettich –
So bereitet, Frater Jose,
Mundet dir das Fischlein, wett ich!

»Auch die braune ist so lecker,
Nämlich die Rosinensauce,
Sie wird himmlisch wohl behagen
Deinem Bäuchlein, Frater Jose.

»Was Gott kocht, ist gut gekocht!
Mönchlein, nimm jetzt meinen Rat an,
Opfre hin die alte Vorhaut
Und erquick dich am Leviathan.«

Also lockend sprach der Rabbi,
Lockend, ködernd, heimlich schmunzelnd,
Und die Juden schwangen schon
Ihre Messer wonnegrunzelnd,

Um als Sieger zu skalpieren
Die verfallenen Vorhäute,
Wahre spolia opima
In dem wunderlichen Streite.

Doch die Mönche hielten fest
An dem väterlichen Glauben
Und an ihrer Vorhaut, ließen
Sich derselben nicht berauben.

Nach dem Juden sprach aufs neue
Der katholische Bekehrer,
Wieder schimpft er, jedes Wort
Ist ein Nachttopf, und kein leerer.

Darauf repliziert der Rabbi
Mit zurückgehaltnem Eifer,
Wie sein Herz auch überkocht,
Doch verschluckt er seinen Geifer.

Er beruft sich auf die Mischna,
Kommentare und Traktate,
Bringt auch aus dem Tausves-Jontof
Viel beweisende Zitate.

Aber welche Blasphemie
Mußt er von dem Mönche hören!
Dieser sprach: der Tausves-Jontof
Möge sich zum Teufel scheren.

»Da hört alles auf, o Gott!«
Kreischt der Rabbi jetzt entsetzlich,
Und es reißt ihm die Geduld,
Rappelköpfig wird er plötzlich.

»Gilt nichts mehr der Tausves-Jontof,
Was soll gelten? Zeter! Zeter!
Räche, Herr, die Missetat,
Strafe, Herr, den Übeltäter!

»Denn der Tausves-Jontof, Gott,
Das bist du! Und an dem frechen
Tausvesjontof-Leugner mußt du
Deines Namens Ehre rächen.

»Laß den Abgrund ihn verschlingen,
Wie des Korah böse Rotte,
Die sich wider dich empört
Durch Emeute und Komplotte.

»Donnre deinen besten Donner!
Strafe, o mein Gott, den Frevel —
Hattest du doch zu Sodoma
Und Gomorrha Pech und Schwefel!

»Treffe, Herr, die Kapuziner,
Wie du Pharaon getroffen,
Der uns nachgesetzt, als wir
Wohl bepackt davongeloffen.

»Hunderttausend Ritter folgten
Diesem König von Mizrayim,
Stahlbepanzert, blanke Schwerter
In den schrecklichen Jadayim.

»Gott! da hast du ausgestreckt
Deine Jad, und samt dem Heere
Ward ertränkt, wie junge Katzen,
Pharao im roten Meere.

»Treffe, Herr, die Kapuziner,
Zeige den infamen Schuften,
Daß die Blitze deines Zorns
Nicht verrauchten und verpufften.

»Deines Sieges Ruhm und Preis
Will ich singen dann und sagen,
Und dabei, wie Mirjam tat,
Tanzen und die Pauke schlagen.«

In die Rede grimmig fiel
Jetzt der Mönch dem Zornentflammten:
»Mag dich selbst der Herr verderben,
Dich Verfluchten und Verdammten!

»Trotzen kann ich deinen Teufeln,
Deinem schmutzgen Fliegengotte,
Luzifer und Belzebube,
Belial und Astarothe.

»Trotzen kann ich deinen Geistern,
Deinen dunkeln Höllenpossen,
Denn in mir ist Jesus Christus,
Habe seinen Leib genossen.

»Christus ist mein Leibgericht,
Schmeckt viel besser als Leviathan
Mit der weißen Knoblauchsauce,
Die vielleicht gekocht der Satan.

»Ach! anstatt zu disputieren,
Lieber möcht ich schmoren, braten
Auf dem wärmsten Scheiterhaufen
Dich und deine Kameraden.«

Also tost in Schimpf und Ernst
Das Turnei für Gott und Glauben,
Doch die Kämpen ganz vergeblich
Kreischen, schelten, wüten, schnauben.

Schon zwölf Stunden währt der Kampf,
Dem kein End ist abzuschauen;
Müde wird das Publikum,
Und es schwitzen stark die Frauen.

Auch der Hof wird ungeduldig,
Manche Zofe gähnt ein wenig.
Zu der schönen Königin
Wendet fragend sich der König:

Sagt mir, was ist Eure Meinung?
Wer hat Recht von diesen beiden?
Wollt Ihr für den Rabbi Euch
Oder für den Mönch entscheiden?

Donna Blanka schaut ihn an,
Und wie sinnend ihre Hände
Mit verschränkten Fingern drückt sie
An die Stirn und spricht am Ende:

Welcher Recht hat, weiß ich nicht —
Doch es will mich schier bedünken,
Daß der Rabbi und der Mönch,
Daß sie alle beide stinken.

Noten

I

Zu Seite 5:

Rhampsenit

»Des Königs Rhampsenitus Reichtum an Geld, sagten die ägyptischen Priester, sei so groß gewesen, daß ihn keiner der nachmaligen Könige überbieten, oder ihm nahe kommen konnte. Da er nun seine Schätze in Sicherheit aufbewahren wollte, habe er ein steinernes Gemach erbaut, das mit einer seiner Wände an den äußern Flügel seines Hauses stieß. Der Werkmeister davon habe nun, aus bösen Absichten, Folgendes angestellt. Einen der Steine habe er so eingerichtet, daß er sich von zwei Männern oder von Einem leicht aus der Wand heraus nehmen ließ. Und als dieses Gemach aufgeführt war, verwahrte der König seine Schätze darin. Nach Verlauf einiger Zeit berief nun der Baumeister, kurz vor seinem Lebensende, seine Söhne (deren er zwei hatte), und erzählte denselben, wie er für sie gesorgt, daß sie vollauf zu leben hätten, und den Kunstgriff, den er bei Erbauung des königlichen Schatzes angewendet habe, und nach genauer Beschreibung, wie der Stein herauszunehmen sei, gab er ihnen die Maße dazu, mit dem Bedeuten, wenn sie immer auf diese Acht hätten, würden sie Verwalter von den Schätzen des Königs sein. Darauf endigte er sein Leben, seine Söhne aber schoben das Werk nicht lange auf: sie gingen des Nachts zur Königsburg, fanden wirklich den Stein in dem Gebäude auf, konnten auch leicht damit umgehen, und nahmen eine Menge Schätze heraus. Als nun der König wieder einmal das Gemach öffnete, wunderte er sich, die Gefäße von den Schätzen nicht voll zu sehen, wußte aber doch Niemanden Schuld zu geben, da die Siegel (an der Türe) unversehrt waren, und das Gemach verschlossen. Doch als er bei zwei- und dreimaligem Öffnen die Schätze immer vermindert sah (denn die Diebe hörten nicht auf zu plündern), da machte ers also. Er ließ Schlingen verfertigen und legte sie um die Gefäße her, worin die Schätze waren. Da nun die Diebe kamen, wie zuvor, und Einer hineinschlüpfte und an ein Gefäß ging, wurde er sogleich in

der Schlinge gefangen. So wie er aber seine Not bemerkte, rief er sogleich seinem Bruder, gab ihm die Sache zu erkennen, und hieß denselben eiligst hereinschlüpfen und ihm den Kopf abschneiden, damit er nicht, sähe man ihn und fände, Wer er sei, denselben ebenfalls ins Verderben brächte. Dem schien Das wohlgesprochen, und er befolgte es wirklich, paßte dann den Stein wieder in die Fuge und ging nach Hause mit dem Kopf seines Bruders. Wie es nun Tag ward und der König in das Gemach trat, wurde er ganz betroffen durch den Anblick von dem Leibe des Diebs, der ohne Kopf in der Schlinge stak, während das Gemach unbeschädigt war, ohne Eingang und ohne ein Schlupfloch nach außen. In dieser Verlegenheit soll er es nun also gemacht haben. Er hing den Leichnam des Diebes an der Mauer auf und stellte Wächter dazu, mit dem Befehl, falls sie Einen weinen oder wehklagen sähen, Den sollten sie ergreifen und zu ihm führen. Als nun der Leichnam aufgehängt war, soll es seiner Mutter arg gewesen sein. Sie sprach mit ihrem übriggebliebenen Sohne und gebot ihm, es zu veranstalten, wie er nur könne, daß er den Leib seines Bruders herunterkriege, und, wenn er Das unterlassen wollte, drohte sie ihm, zum König zu gehen und anzuzeigen, daß er die Schätze habe. Als sich nun die Mutter so hart anließ gegen den übriggebliebenen Sohn, und Alles, was er ihr sagte, vergeblich war, soll er folgenden Kunstgriff angewandt haben. Er schirrte Esel an, legte ihnen Schläuche voll Wein auf und trieb alsdann die Esel vor sich her, und als er an die Wache des aufgehängten Toten kam, so zog er drei oder vier aufgebundene Zipfel der Schläuche auf. Als nun der Wein auslief, schlug er sich vor den Kopf mit lautem Geschrei, als wisse er nicht, zu welchem Esel er sich zuerst wenden solle. Die Wächter aber sahen nicht so bald die Menge Wein, die auslief, als sie sämtlich mit Gefäßen in den Weg rannten, und den ausfließenden Wein als gute Beute einsammelten, worüber er sich zornig stellte und Alle ausschalt. Da ihm aber die Wächter zuredeten, stellte er sich, als werde er allmählig

ruhiger und sein Zorn lasse nach, und zuletzt trieb er die Esel aus dem Wege und schirrte sie zurecht. Wie nun ein Wort das andere gab, auch Der und Jener seinen Spaß mit ihm hatte, und ihn zum Lachen brachte, gab er ihnen noch einen Schlauch dazu, und jetzt beschlossen sie, an Ort und Stelle sich zum Trinken zu lagern, wollten auch ihn dabei haben und hießen ihn bleiben, um hier bei ihnen mitzutrinken, wozu er sich denn auch verstand und da blieb. Endlich als sie ihm beim Trinken herzlich schön taten, gab er ihnen noch einen zweiten Schlauch dazu. Da wurden die Wächter vom tüchtigen Zechen übermäßig betrunken, und, vom Schlaf überwältigt, streckten sie sich an derselben Stelle hin, wo sie getrunken hatten. Nun nahm er, da es schon tief in der Nacht war, den Leib des Bruders herunter, und schor auch noch allen Wächtern zum Schimpf den rechten Backenbart ab, legte dann den Leichnam auf die Esel und trieb sie nach Haus, nachdem er so, was ihm seine Mutter geboten, vollzogen hatte.

Der König soll es aber, als ihm gemeldet wurde, der Leichnam des Diebes sei entwendet, sehr arg empfunden haben, und da er durchaus ausfindig machen wollte, Wer in aller Welt Solches angestellt habe, soll er, was mir einmal nicht glaubwürdig ist, Folgendes getan haben. Er ließ seine Tochter in der Bude feil sitzen, und gab ihr auf, Jeden ohne Unterschied anzunehmen, ehe sie aber zusammenkämen, müsse ihr Jeder den klügsten und den sündlichsten Streich sagen, den er in seinem Leben ausgeführt, und wenn da Einer die Geschichte mit dem Dieb erzähle, Den solle sie ergreifen und nicht heraus lassen. Dies tat das Mädchen, wie es ihr vom Vater geboten war, der Dieb aber, der verstand, wo Das hinaus wolle, beschloß, den König noch an Verschlagenheit zu übertreffen, und soll Folgendes getan haben. Er schnitt den ganzen Arm vom frischen Leichnam bei der Schulter ab und nahm ihn unter dem Mantel mit. So ging er zur Tochter des Königs, und da sie ihn eben so wie die Andern befragte, erzählte er ihr, als seinen sündlichsten Streich, daß er seinem Bruder, der im Schatz des

Königs in eine Schlinge fiel, den Kopf abgeschnitten, und als den klügsten, daß er die Wächter trunken gemacht und den aufgehängten Leichnam seines Bruders herunter genommen habe. Als sie Das hörte, wollte sie ihn fassen; der Dieb aber streckte ihr im Dunkeln den Arm des Toten hin, worauf sie dann zugriff und ihn hielt, in der Meinung, seinen eigenen Arm festzuhalten; und nun ließ er denselben los und entwischte schnell zur Türe hinaus. Als nun auch Dieses dem König hinterbracht wurde, ward er ganz betroffen über die Schlauigkeit und Kühnheit des Menschen. Zuletzt soll er aber in sämtliche Städte eine Verkündigung haben ausgehen lassen, mit Gewährung von Straflosigkeit, und mit großen Versprechungen, wenn er sich vor sein Angesicht stellen würde. Dem habe der Dieb getraut und sich ihm gestellt, und Rhampsenitus habe ihn höchlich bewundert, ja ihm jene Tochter zur Hausfrau gegeben, als dem allergescheitesten Menschen, wiefern er nämlich die Ägyptier über alle Andere setzte, und ihn über die Ägyptier.«

(Herodots Geschichte, zweites Buch, 121. Kapitel)

II

Zu Seite 18:

Schlachtfeld bei Hastings

Sépulture du roi Harold

»Deux moines saxons, Asgod et Ailrik, députés par l'abbé de Waltham, demandèrent et obtinrent de transporter dans leur église les restes de leur bienfaiteur. Ils allèrent à l'amas des corps dépouillés d'armes et de vêtements, les examinèrent avec soin l'un après l'autre, et ne reconnurent point celui qu'ils cherchaient, tant ses blessures l'avaient défiguré. Tristes, et désespérant de réussir seuls dans cette recherche, ils s'adressèrent à une femme que Harold, avant d'être roi, avait entretenue comme maîtresse, et la prièrent de se joindre à eux. Elle s'appelait Edithe, et on la surnommait la Belle au cou de cygne. Elle consentit à suivre

les deux moines, et fut plus habile qu'eux à découvrir le cadavre de celui qu'elle avait aimé.«

⟨p. 348 de l'Histoire de la conquète de l'Angleterre par les Normands, par Aug. Thierry⟩

III

Zu Seite 117: Erinnerung

»Auch der kleine Wilhelm liegt dort ⟨auf dem Kirchhofe⟩, und daran bin ich Schuld. Wir waren Schulkameraden im Franziskanerkloster ⟨zu Düsseldorf⟩ und spielten auf jener Seite desselben, wo zwischen steinernen Mauern die Düssel fließt, und ich sagte: ‚Wilhelm, hol doch das Kätzchen, das eben hineingefallen' — und lustig stieg er hinab auf das Brett, das über dem Bach lag, riß das Kätzchen aus dem Wasser, fiel aber selbst hinein, und als man ihn herauszog, war er naß und tot. — Das Kätzchen hat noch lange Zeit gelebt.«

⟨Heinrich Heines Reisebilder, zweiter Teil, Kapitel VI, Seite 119⟩

IV

Zu Seite 141: Jehuda ben Halevy

»Das Lied, das der Levit Jehuda gesungen, — ist als Prachtdiadem um der Gemeinde Haupt geschlungen, — als Perlenschnur hält es ihren Hals umrungen. — Er, des Sangestempels Säul und Schaft, — weilend in den Hallen der Wissenschaft, — der Gewaltige, der Liedesspeerschwinger, — der die Riesen des Gesanges hingestreckt, ihr Sieger und Bezwinger. — Seine Lieder nehmen den Weisen den Dichtermut, — fast schwindet vor ihnen Assaphs und Jeduthans Kraft und Glut, — und der

Korachiten Gesang — deucht zu lang. — Er drang in der Dichtkunst Speicher und plünderte die Vorräte, — und entführte die herrlichsten Geräte, — er ging hinaus und schloß das Tor, daß keiner nach ihm es betrete. — Und denen, die folgen den Spuren seines Ganges, — zu erlernen die Kunst seines Sanges, — nicht seines Siegeswagens Staub zu erreichen gelang es. — Alle Sänger führen im Munde sein Wort, — und küssen seiner Füße Ort. — Denn in der künstlichen Rede Werke — zeigt sich seiner Sprache Kraft und Stärke. — Mit seinen Gebeten reißt er die Herzen hin, sie überwindend, — in seinen Liebesliedern mild wie der Tau, und wie feurige Kohlen zündend, — und in seinen Klagetönen — läßt er strömen die Wolke der Tränen, — in den Briefen und Schriften, die er verfaßt, — ist alle Poesie eingefaßt.«

⟨Rabbi Salomo Al-Charisi über Rabbi Jehuda Halevy⟩

Nachwort zum »Romanzero«



Ich habe dieses Buch Romanzero genannt, weil der Romanzenton vorherrschend in den Gedichten, die hier gesammelt. Mit wenigen Ausnahmen schrieb ich sie während der letzten drei Jahre, unter mancherlei körperlichen Hindernissen und Qualen. Gleichzeitig mit dem Romanzero lasse ich in derselben Verlagshandlung ein Büchlein erscheinen, welches »Der Doktor Faust, ein Tanzpoem, nebst kuriosen Berichten über Teufel, Hexen und Dichtkunst« betitelt ist. Ich empfehle solches einem verehrungswürdigen Publiko, das sich gern ohne Kopfanstrengung über dergleichen Dinge belehren lassen möchte; es ist eine leichte Goldarbeit, worüber gewiß mancher Grobschmied den Kopf schütteln wird. Ich hegte ursprünglich die Absicht, dieses Produkt dem Romanzero einzuverleiben, was ich aber unterließ, um nicht die Einheit der Stimmung, die in letzterem waltet und gleichsam sein Kolorit bildet, zu stören. Jenes Tanzpoem schrieb ich nämlich im Jahre 1847, zu einer Zeit, wo mein böses Siechtum bereits bedenklich vorgeschritten war, aber doch noch nicht seine grämlichen Schatten über mein Gemüt warf. Ich hatte damals noch etwas Fleisch und Heidentum an mir, und ich war noch nicht zu dem spiritualistischen Skelette abgemagert, das jetzt seiner gänzlichen Auflösung entgegenharrt. Aber existiere ich wirklich noch? Mein Leib ist so sehr in die Krümpe gegangen, daß schier nichts übrig geblieben als die Stimme, und mein Bett mahnt mich an das tönende Grab des Zauberers Merlinus, welches sich im Walde Brozeliand in der Bretagne befindet, unter hohen Eichen, deren Wipfel wie grüne Flammen gen Himmel lodern. Ach, um diese Bäume und ihr frisches Wehen beneide ich dich, Kollege Merlinus, denn kein grünes Blatt rauscht herein in meine Matratzengruft zu Paris, wo ich früh und spat nur

Wagengerassel, Gehämmer, Gekeife und Klaviergeklimper vernehme. Ein Grab ohne Ruhe, der Tod ohne die Privilegien der Verstorbenen, die kein Geld auszugeben und keine Briefe oder gar Bücher zu schreiben brauchen — das ist ein trauriger Zustand. Man hat mir längst das Maß genommen zum Sarg, auch zum Nekrolog, aber ich sterbe so langsam, daß solches nachgrade langweilig wird für mich, wie für meine Freunde. Doch Geduld, alles hat sein Ende. Ihr werdet eines Morgens die Bude geschlossen finden, wo euch die Puppenspiele meines Humors so oft ergötzten.

Was soll aber, wenn ich tot bin, aus den armen Hanswürsten werden, die ich seit Jahren bei jenen Darstellungen employiert hatte? Was soll z. B. aus Maßmann werden? Ungern verlaß ich ihn, und es erfaßt mich schier eine tiefe Wehmut, wenn ich denke an die Verse:

Ich sehe die kurzen Beinchen nicht mehr,
Nicht mehr die platte Nase;
Er schlug wie ein Pudel, frisch, fromm, fröhlich, frei,
Die Purzelbäume im Grase.

Und er versteht Latein. Ich habe freilich in meinen Schriften so oft das Gegenteil behauptet, daß Niemand mehr meine Behauptung bezweifelte, und der Ärmste ein Stichblatt der allgemeinen Verhöhnung ward. Die Schulbuben frugen ihn, in welcher Sprache der Don Quixote geschrieben sei? und wenn mein armer Maßmann antwortete: in spanischer Sprache — erwiderten sie, er irre sich, derselbe sei lateinisch geschrieben und das käme ihm so spanisch vor. Sogar die eigene Gattin war grausam genug, bei häuslichen Mißverständnissen auszurufen, sie wundere sich, daß ihr Mann sie nicht verstehe, da sie doch Deutsch und kein Latein gesprochen habe. Die Maßmännische Großmutter, eine Wäscherin

von unbescholtener Sittlichkeit und die einst für Friedrich den Großen gewaschen, hat sich über die Schmach ihres Enkels zu Tode gegrämt; der Onkel, ein wackerer altpreußischer Schuhflicker, bildete sich ein, die ganze Familie sei schimpfiert, und vor Verdruß ergab er sich dem Trunk.

Ich bedaure, daß meine jugendliche Unbesonnenheit solches Unheil angerichtet. Die würdige Waschfrau kann ich leider nicht wieder ins Leben zurückrufen, und den zartfühlenden Oheim, der jetzt zu Berlin in der Gosse liegt, kann ich nicht mehr des Schnapses entwöhnen; aber ihn selbst, meinen armen Hanswurst Maßmann, will ich in der öffentlichen Meinung wieder rehabilitieren, indem ich alles was ich über seine Lateinlosigkeit, seine lateinische Impotenz, seine magna linguae romanae ignorantia jemals geäußert habe, feierlich widerrufe.

So hätte ich denn mein Gewissen erleichtert. Wenn man auf dem Sterbebette liegt, wird man sehr empfindsam und weichselig, und möchte Frieden machen mit Gott und der Welt. Ich gestehe es, ich habe Manchen gekratzt, Manchen gebissen, und war kein Lamm. Aber glaubt mir, jene gepriesenen Lämmer der Sanftmut würden sich minder frömmig gebärden, besäßen sie die Zähne und die Tatzen des Tigers. Ich kann mich rühmen, daß ich mich solcher angebornen Waffen nur selten bedient habe. Seit ich selbst der Barmherzigkeit Gottes bedürftig, habe ich allen meinen Feinden Amnestie erteilt; manche schöne Gedichte, die gegen sehr hohe und sehr niedrige Personen gerichtet waren, wurden deshalb in vorliegender Sammlung nicht aufgenommen. Gedichte, die nur halbweg Anzüglichkeiten gegen den lieben Gott selbst enthielten, habe ich mit ängstlichstem Eifer den Flammen überliefert. Es ist besser, daß die Verse

brennen als der Versifex. Ja, wie mit der Kreatur, habe ich auch mit dem Schöpfer Frieden gemacht, zum größten Ärgernis meiner aufgeklärten Freunde, die mir Vorwürfe machten über dieses Zurückfallen in den alten Aberglauben, wie sie meine Heimkehr zu Gott zu nennen beliebten. Andere, in ihrer Intoleranz, äußerten sich noch herber. Der gesamte hohe Klerus des Atheismus hat sein Anathema über mich ausgesprochen, und es gibt fanatische Pfaffen des Unglaubens, die mich gerne auf die Folter spannten, damit ich meine Ketzereien bekenne. Zum Glück stehen ihnen keine andern Folterinstrumente zu Gebote als ihre Schriften. Aber ich will auch ohne Tortur alles bekennen. Ja, ich bin zurückgekehrt zu Gott, wie der verlorene Sohn, nachdem ich lange Zeit bei den Hegelianern die Schweine gehütet. War es die Misère, die mich zurücktrieb? Vielleicht ein minder miserabler Grund. Das himmlische Heimweh überfiel mich und trieb mich fort durch Wälder und Schluchten, über die schwindlichsten Bergpfade der Dialektik. Auf meinem Wege fand ich den Gott der Pantheisten, aber ich konnte ihn nicht gebrauchen. Dies arme träumerische Wesen ist mit der Welt verwebt und verwachsen, gleichsam in ihr eingekerkert, und gähnt dich an, willenlos und ohnmächtig. Um einen Willen zu haben, muß man eine Person sein, und, um ihn zu manifestieren, muß man die Ellbogen frei haben. Wenn man nun einen Gott begehrt, der zu helfen vermag — und das ist doch die Hauptsache — so muß man auch seine Persönlichkeit, seine Außerweltlichkeit und seine heiligen Attribute, die Allgüte, die Allweisheit, die Allgerechtigkeit u. s. w. annehmen. Die Unsterblichkeit der Seele, unsre Fortdauer nach dem Tode, wird uns alsdann gleichsam mit in den Kauf gegeben, wie der schöne Markknochen, den der Fleischer, wenn er mit

seinen Kunden zufrieden ist, ihnen unentgeltlich in den Korb schiebt. Ein solcher schöner Markknochen wird in der französischen Küchensprache la réjouissance genannt, und man kocht damit ganz vorzügliche Kraftbrühen, die für einen armen schmachtenden Kranken sehr stärkend und labend sind. Daß ich eine solche réjouissance nicht ablehnte und sie mir vielmehr mit Behagen zu Gemüte führte, wird jeder fühlende Mensch billigen.

Ich habe vom Gott der Pantheisten geredet, aber ich kann nicht umhin zu bemerken, daß er im Grunde gar kein Gott ist, so wie überhaupt die Pantheisten eigentlich nur verschämte Atheisten sind, die sich weniger vor der Sache als vor dem Schatten, den sie an die Wand wirft, vor dem Namen, fürchten. Auch haben die meisten in Deutschland während der Restaurationszeit mit dem lieben Gotte dieselbe funfzehnjährige Komödie gespielt, welche hier in Frankreich die konstitutionellen Royalisten, die größtenteils im Herzen Republikaner waren, mit dem Königtume spielten. Nach der Juliusrevolution ließ man jenseits wie diesseits des Rheines die Maske fallen. Seitdem, besonders aber nach dem Sturz Ludwig Philipps, des besten Monarchen, der jemals die konstitutionelle Dornenkrone trug, bildete sich hier in Frankreich die Meinung: daß nur zwei Regierungsformen, das absolute Königtum und die Republik, die Kritik der Vernunft oder der Erfahrung aushielten, daß man Eins von Beiden wählen müsse, daß alles dazwischen liegende Mischwerk unwahr, unhaltbar und verderblich sei. In derselben Weise tauchte in Deutschland die Ansicht auf, daß man wählen müsse zwischen der Religion und der Philosophie, zwischen dem geoffenbarten Dogma des Glaubens und der letzten Konsequenz des Denkens, zwischen dem absoluten Bibelgott und dem Atheismus.

Je entschiedener die Gemüter, desto leichter werden sie das Opfer solcher Dilemmen. Was mich betrifft, so kann ich mich in der Politik keines sonderlichen Fortschritts rühmen; ich verharrte bei denselben demokratischen Prinzipien, denen meine früheste Jugend huldigte und für die ich seitdem immer flammender erglühte. In der Theologie hingegen muß ich mich des Rückschreitens beschuldigen, indem ich, was ich bereits oben gestanden, zu dem alten Aberglauben, zu einem persönlichen Gotte, zurückkehrte. Das läßt sich nun einmal nicht vertuschen, wie es mancher aufgeklärte und wohlmeinende Freund versuchte. Ausdrücklich widersprechen muß ich jedoch dem Gerüchte, als hätten mich meine Rückschritte bis zur Schwelle irgend einer Kirche oder gar in ihren Schoß geführt. Nein, meine religiösen Überzeugungen und Ansichten sind frei geblieben von jeder Kirchlichkeit; kein Glockenklang hat mich verlockt, keine Altarkerze hat mich geblendet. Ich habe mit keiner Symbolik gespielt und meiner Vernunft nicht ganz entsagt. Ich habe nichts abgeschworen, nicht einmal meine alten Heidengötter, von denen ich mich zwar abgewendet, aber scheidend in Liebe und Freundschaft. Es war im Mai 1848, an dem Tage, wo ich zum letzten Male ausging, als ich Abschied nahm von den holden Idolen, die ich angebetet in den Zeiten meines Glücks. Nur mit Mühe schleppte ich mich bis zum Louvre, und ich brach fast zusammen, als ich in den erhabenen Saal trat, wo die hochgebenedeite Göttin der Schönheit, Unsere liebe Frau von Milo, auf ihrem Postamente steht. Zu ihren Füßen lag ich lange, und ich weinte so heftig, daß sich dessen ein Stein erbarmen mußte. Auch schaute die Göttin mitleidig auf mich herab, doch zugleich so trostlos, als wollte sie sagen: siehst du denn nicht, daß ich keine Arme habe und also nicht helfen kann?

Ich breche hier ab, denn ich gerate in einen larmoyanten Ton, der vielleicht überhandnehmen kann, wenn ich bedenke, daß ich jetzt auch von Dir, teurer Leser, Abschied nehmen soll. Eine gewisse Rührung beschleicht mich bei diesem Gedanken; denn ungern trenne ich mich von Dir. Der Autor gewöhnt sich am Ende an sein Publikum, als wäre es ein vernünftiges Wesen. Auch dich scheint es zu betrüben, daß ich Dir Valet sagen muß; du bist gerührt, mein teurer Leser, und kostbare Perlen fallen aus deinen Tränensäckchen. Doch beruhige Dich, wir werden uns wiedersehen in einer besseren Welt, wo ich dir auch bessere Bücher zu schreiben gedenke. Ich setze voraus, daß sich dort auch meine Gesundheit bessert und daß mich Swedenborg nicht belogen hat. Dieser erzählt nämlich mit großer Zuversicht, daß wir in der andern Welt das alte Treiben, ganz wie wir es in dieser Welt getrieben, ruhig fortsetzen, daß wir dort unsere Individualität unverändert bewahren und daß der Tod in unserer organischen Entwickelung gar keine sonderliche Störung hervorbringe. Swedenborg ist eine grundehrliche Haut, und glaubwürdig sind seine Berichte über die andere Welt, wo er mit eigenen Augen die Personen sah, die auf unserer Erde eine Rolle gespielt. Die meisten, sagt er, blieben unverändert und beschäftigen sich mit denselben Dingen, mit denen sie sich auch vormals beschäftigt; sie blieben stationär, waren veraltet, rokoko, was sich mitunter sehr lächerlich ausnahm. So z. B. unser teurer Doktor Martinus Luther war stehen geblieben bei seiner Lehre von der Gnade, über die er während dreihundert Jahren tagtäglich dieselben verschimmelten Argumente niederschrieb — ganz in derselben Weise wie der verstorbene Baron Eckstein, der während zwanzig Jahren in der Allgemeinen Zeitung einen und denselben Artikel drucken ließ, den alten

jesuitischen Sauerteig beständig wiederkäuend. Aber, wie gesagt, nicht alle Personen, die hienieden eine Rolle gespielt, fand Swedenborg in solcher fossilen Erstarrung; sie hatten im Guten wie im Bösen ihren Charakter weidlich ausgebildet in der anderen Welt, und da gab es sehr wunderliche Erscheinungen. Helden und Heilige dieser Erde waren dort zu Lumpen und Taugenichtsen herabgesunken, während auch das Gegenteil stattfand. So z. B. stieg dem heiligen Antonius der Hochmut in den Kopf, als er erfuhr, welche ungeheure Verehrung und Anbetung ihm die ganze Christenheit zollt, und er, der hienieden den furchtbarsten Versuchungen widerstanden, ward jetzt ein ganz impertinenter Schlingel und liederlicher Galgenstrick, der sich mit seinem Schweine um die Wette in den Kot wälzt. Die keusche Susanne brachte der Dünkel ihrer Sittlichkeit, die sie unbesiegbar glaubte, gar schmählich zu Falle, und sie, die einst den Greisen so glorreich widerstanden, erlag der Verlockung des jungen Absalon, Sohn Davids. Die Töchter Lots hingegen hatten sich im Verlauf der Zeit sehr vertugendhaftet und gelten in der andern Welt für Muster der Anständigkeit; der Alte verharrte leider bei der Weinflasche.

So närrisch sie auch klingen, so sind doch diese Nachrichten eben so bedeutsam wie scharfsinnig. Der große skandinavische Seher begriff die Einheit und Unteilbarkeit unserer Existenz, so wie er auch die unveräußerlichen Individualitätsrechte des Menschen ganz richtig erkannte und anerkannte. Die Fortdauer nach dem Tode ist bei ihm kein idealer Mummenschanz, wo wir neue Jacken und einen neuen Menschen anziehen; Mensch und Kostüm bleiben bei ihm unverändert. In der anderen Welt des Swedenborg werden sich auch die armen Grönländer behaglich fühlen, die einst, als die dänischen

Missionäre sie bekehren wollten, an diese die Frage richteten: ob es im christlichen Himmel auch Seehunde gäbe? Auf die verneinende Antwort erwiderten sie betrübt: der christliche Himmel passe alsdann nicht für Grönländer, die nicht ohne Seehunde existieren könnten.

Wie sträubt sich unsere Seele gegen den Gedanken des Aufhörens unserer Persönlichkeit, der ewigen Vernichtung! Der horror vacui, den man der Natur zuschreibt, ist vielmehr dem menschlichen Gemüte angeboren. Sei getrost, teurer Leser, es gibt eine Fortdauer nach dem Tode, und in der anderen Welt werden wir auch unsere Seehunde wiederfinden.

Und nun, lebe wohl, und wenn ich Dir etwas schuldig bin, so schicke mir Deine Rechnung. —

Geschrieben zu Paris, den 30. September 1851.

Heinrich Heine.



Gedichte
1853 und 1854

I

Ruhelechzend

Laß bluten deine Wunden, laß
Die Tränen fließen unaufhaltsam —
Geheime Wollust schwelgt im Schmerz,
Und Weinen ist ein süßer Balsam.

Verwundet dich nicht fremde Hand,
So mußt du selber dich verletzen;
Auch danke hübsch dem lieben Gott,
Wenn Zähren deine Wangen netzen.

Des Tages Lärm verhallt, es steigt
Die Nacht herab mit langen Flören.
In ihrem Schoße wird kein Schelm,
Kein Tölpel deine Ruhe stören.

Hier bist du sicher vor Musik,
Vor des Pianofortes Folter,
Und vor der großen Oper Pracht
Und schrecklichem Bravourgepolter.

Hier wirst du nicht verfolgt, geplagt
Vom eitlen Virtuosenpacke
Und vom Genie Giacomos
Und seiner Weltberühmtheitsclaque.

O Grab, du bist das Paradies
Für pöbelscheue, zarte Ohren —
Der Tod ist gut, doch besser wärs,
Die Mutter hätt uns nie geboren.

II

Im Mai

Die Freunde, die ich geküßt und geliebt,
Die haben das Schlimmste an mir verübt.
Mein Herze bricht, doch droben die Sonne,
Lachend begrüßt sie den Monat der Wonne.

Es blüht der Lenz. Im grünen Wald
Der lustige Vogelgesang erschallt,
Und Mädchen und Blumen, sie lächeln jungfräulich –
O schöne Welt, du bist abscheulich!

Da lob ich mir den Orkus fast,
Dort kränkt uns nirgends ein schnöder Kontrast,
Für leidende Herzen ist es viel besser
Dort unten am stygischen Nachtgewässer.

Sein melancholisches Geräusch,
Der Stymphaliden ödes Gekreisch,
Der Furien Singsang, so schrill und grell,
Dazwischen des Cerberus Gebell –

Das paßt verdrießlich zu Unglück und Qual –
Im Schattenreich, dem traurigen Tal,
In Proserpinens verdammten Domänen,
Ist alles im Einklang mit unseren Tränen.

Hier oben aber, wie grausamlich
Sonne und Rosen stechen sie mich!
Mich höhnt der Himmel, der bläulich und mailich –
O schöne Welt, du bist abscheulich!

III

Leib und Seele

Die arme Seele spricht zum Leibe:
Ich laß nicht ab von dir, ich bleibe
Bei dir — Ich will mit dir versinken
In Tod und Nacht, Vernichtung trinken!
Du warst ja stets mein zweites Ich,
Das liebevoll umschlungen mich,
Als wie ein Festkleid von Satin,
Gefüttert weich mit Hermelin —
Weh mir! jetzt soll ich gleichsam nackt,
Ganz ohne Körper, ganz abstrakt,
Hinlungern als ein selges Nichts
Dort oben in dem Reich des Lichts,
In jenen kalten Himmelshallen,
Wo schweigend die Ewigkeiten wallen
Und mich angähnen — sie klappern dabei
Langweilig mit ihren Pantoffeln von Blei.
O, das ist grauenhaft; o bleib,
Bleib bei mir, du geliebter Leib!

Der Leib zur armen Seele spricht:
O tröste dich und gräm dich nicht!
Ertragen müssen wir in Frieden
Was uns vom Schicksal ward beschieden.
Ich war der Lampe Docht, ich muß
Verbrennen; du, der Spiritus,
Wirst droben auserlesen sein
Zu leuchten als ein Sternelein
Vom reinsten Glanz — Ich bin nur Plunder,
Materie nur, wie morscher Zunder
Zusammensinkend, und ich werde,
Was ich gewesen, eitel Erde.
Nun lebe wohl und tröste dich!
Vielleicht auch amüsiert man sich

Im Himmel besser als du meinst.
Siehst du den großen Bären einst
(Nicht Meyer-Bär) im Sternensaal,
Grüß ihn von mir vieltausendmal!

IV

Rote Pantoffeln

Gar böse Katze, so alt und grau,
Sie sagte, sie sei eine Schusterfrau;
Auch stand vor ihrem Fenster ein Lädchen,
Worin Pantoffeln für junge Mädchen,
Pantöffelchen von Maroquin,
Von Saffian und von Satin,
Von Samt, mit goldnen Borden garniert
Und buntgeblümten Bändern verziert.
Am lieblichsten dort zu schauen war
Ein scharlachrotes Pantöffelchenpaar;
Es hat mit seiner Farbenpracht
Gar manchem Dirnchen ins Herz gelacht.

Eine junge weiße Edelmaus,
Die ging vorbei dem Schusterhaus,
Kehrt wieder um, dann blieb sie stehn,
Tät nochmals durch das Fenster sehn –
Sprach endlich: Ich grüß Euch, Frau Kitze, Frau Katze,
Gar schöne rote Pantöffelchen hat Sie;
Sind sie nicht teuer, ich kauf sie Euch ab,
Sagt mir, wieviel ich zu zahlen hab.

Die Katze rief: Mein Jüngferlein,
Ich bitte gehorsamst, treten Sie ein,
Geruhen Sie mein Haus zu beehren
Mit Dero Gegenwart; es verkehren

Mit mir die allerschönsten Madel
Und Herzoginnen, der höchste Adel –
Die Töffelchen will ich wohlfeil lassen –
Doch laßt uns sehn, ob sie Euch passen –
Ach, treten Sie ein und nehmen Sie Platz –

So flötet die boshaft listige Katz,
Und das weiße, unerfahrene Ding
In die Mördergrub, in die Falle ging –
Auf eine Bank setzt sich die Maus
Und streckt ihr kleines Beinchen aus,
Um anzuprobieren die roten Schuhe –
Sie war ein Bild von Unschuld und Ruhe –
Da packt sie plötzlich die böse Katze
Und würgt sie mit der grimmigen Tatze,
Und beißt ihr ab das arme Köpfchen,
Und spricht: Mein liebes, weißes Geschöpfchen,
Mein Mäuschen, du bist mausetot!
Jedoch die Pantöffelchen scharlachrot,
Die will ich stellen auf deine Gruft;
Und wenn die Weltposaune ruft
Zum jüngsten Tanz, o weiße Maus,
Aus deinem Grab steigst du heraus,
Ganz wie die andern, und sodann
Ziehst du die roten Pantöffelchen an.

Moral

Ihr weißen Mäuschen, nehmt euch in Acht,
Laßt euch nicht ködern von weltlicher Pracht!
Ich rat euch, lieber barfuß zu laufen
Als bei der Katze Pantoffeln zu kaufen.

V

Babylonische Sorgen

Mich ruft der Tod – Ich wollt, o Süße,
Daß ich dich in einem Wald verließe,
In einem jener Tannenforsten,
Wo Wölfe heulen, Geier horsten
Und schrecklich grunzt die wilde Sau,
Des blonden Ebers Ehefrau.

Mich ruft der Tod – Es wär noch besser,
Müßt ich auf hohem Seegewässer
Verlassen dich, mein Weib, mein Kind,
Wenngleich der tolle Nordpolwind
Dort peitscht die Wellen, und aus den Tiefen
Die Ungetüme, die dort schliefen,
Haifisch und Krokodile, kommen
Mit offnem Rachen emporgeschwommen –
Glaub mir, mein Kind, mein Weib, Mathilde,
Nicht so gefährlich ist das wilde,
Erzürnte Meer und der trotzige Wald
Als unser jetziger Aufenthalt!
Wie schrecklich auch der Wolf und der Geier,
Haifische und sonstige Meerungeheuer:
Viel grimmere, schlimmere Bestien enthält
Paris, die leuchtende Hauptstadt der Welt,
Das singende, springende, schöne Paris,
Die Hölle der Engel, der Teufel Paradies –
Daß ich dich hier verlassen soll,
Das macht mich verrückt, das macht mich toll!

Mit spöttischem Sumsen mein Bett umschwirrn
Die schwarzen Fliegen, auf Nas und Stirn
Setzen sie sich – fatales Gelichter!
Etwelche haben wie Menschengesichter,

Auch Elefantenrüssel daran,
Wie Gott Ganesa in Hindostan. — —
In meinem Hirne rumort es und knackt,
Ich glaube, da wird ein Koffer gepackt,
Und mein Verstand reist ab — o wehe! —
Noch früher als ich selber gehe.

VI

Das Sklavenschiff

1

Der Superkargo Mynher van Koek
Sitzt rechnend in seiner Kajüte;
Er kalkuliert der Ladung Betrag
Und die probabeln Profite.

»Der Gummi ist gut, der Pfeffer ist gut,
Dreihundert Säcke und Fässer;
Ich habe Goldstaub und Elfenbein —
Die schwarze Ware ist besser.

»Sechshundert Neger tauschte ich ein
Spottwohlfeil am Senegalflusse.
Das Fleisch ist hart, die Sehnen sind stramm,
Wie Eisen vom besten Gusse.

»Ich hab zum Tausche Branntewein,
Glasperlen und Stahlzeug gegeben;
Gewinne daran achthundert Prozent,
Bleibt mir die Hälfte am Leben.

»Bleiben mir Neger dreihundert nur
Im Hafen von Rio-Janeiro,
Zahlt dort mir hundert Dukaten per Stück
Das Haus Gonzales Perreiro.«

Da plötzlich wird Mynher van Koek
Aus seinen Gedanken gerissen;
Der Schiffschirurgius tritt herein,
Der Doktor van der Smissen.

Das ist eine klapperdürre Figur,
Die Nase voll roter Warzen —
Nun, Wasserfeldscherer, ruft van Koek,
Wie gehts meinen lieben Schwarzen?

Der Doktor dankt der Nachfrage und spricht:
»Ich bin zu melden gekommen,
Daß heute Nacht die Sterblichkeit
Bedeutend zugenommen.

»Im Durchschnitt starben täglich zwei,
Doch heute starben sieben,
Vier Männer, drei Frauen — Ich hab den Verlust
Sogleich in die Kladde geschrieben.

»Ich inspizierte die Leichen genau,
Denn diese Schelme stellen
Sich manchmal tot, damit man sie
Hinabwirft in die Wellen.

»Ich nahm den Toten die Eisen ab,
Und wie ich gewöhnlich tue,
Ich ließ die Leichen werfen ins Meer
Des Morgens in der Fruhe.

»Es schossen alsbald hervor aus der Flut
Haifische, ganze Heere,
Sie lieben so sehr das Negerfleisch,
Das sind meine Pensionäre.

»Sie folgten unseres Schiffes Spur,
Seit wir verlassen die Küste;
Die Bestien wittern den Leichengeruch
Mit schnupperndem Fraßgelüste.

»Es ist possierlich anzusehn,
Wie sie nach den Toten schnappen!
Die faßt den Kopf, die faßt das Bein,
Die andern schlucken die Lappen.

»Ist alles verschlungen, dann tummeln sie sich
Vergnügt um des Schiffes Planken
Und glotzen mich an, als wollten sie
Sich für das Frühstück bedanken.«

Doch seufzend fällt ihm in die Red
Van Koek: Wie kann ich lindern
Das Übel? wie kann ich die Progression
Der Sterblichkeit verhindern?

Der Doktor erwidert: »Durch eigne Schuld
Sind viele Schwarze gestorben;
Ihr schlechter Odem hat die Luft
Im Schiffsraum so sehr verdorben.

»Auch starben viele durch Melancholie,
Dieweil sie sich tödlich langweilen;
Durch etwas Luft, Musik und Tanz
Läßt sich die Krankheit heilen.«

Da ruft van Koek: »Ein guter Rat!
Mein teurer Wasserfeldscherer
Ist klug wie Aristoteles,
Des Alexanders Lehrer.

»Der Präsident der Sozietät
Der Tulpenveredlung im Delfte
Ist sehr gescheit, doch hat er nicht
Von Eurem Verstande die Hälfte.

»Musik! Musik! Die Schwarzen solln
Hier auf dem Verdecke tanzen.
Und wer sich beim Hopsen nicht amüsiert,
Den soll die Peitsche kuranzen.«

2

Hoch aus dem blauen Himmelszelt
Viel tausend Sterne schauen,
Sehnsüchtig glänzend, groß und klug,
Wie Augen von schönen Frauen.

Sie blicken hinunter in das Meer,
Das weithin überzogen
Mit phosphorstrahlendem Purpurduft,
Wollüstig girren die Wogen.

Kein Segel flattert am Sklavenschiff,
Es liegt wie abgetakelt,
Doch schimmern Laternen auf dem Verdeck,
Wo Tanzmusik spektakelt.

Die Fiedel streicht der Steuermann,
Der Koch, der spielt die Flöte,
Ein Schiffsjung schlägt die Trommel dazu,
Der Doktor bläst die Trompete.

Wohl hundert Neger, Männer und Fraun,
Sie jauchzen und hopsen und kreisen
Wie toll herum, bei jedem Sprung
Taktmäßig klirren die Eisen.

Sie stampfen den Boden mit tobender Lust,
Und manche schwarze Schöne
Umschlingt wollüstig den nackten Genoß –
Dazwischen ächzende Töne.

Der Büttel ist maître des plaisirs,
Und hat mit Peitschenhieben
Die lässigen Tänzer stimuliert,
Zum Frohsinn angetrieben.

Und Dideldumdei und Schnedderedeng!
Der Lärm lockt aus den Tiefen
Die Ungetüme der Wasserwelt,
Die dort blödsinnig schliefen.

Schlaftrunken kommen geschwommen heran
Haifische, viele hundert,
Sie glotzen nach dem Schiff hinauf,
Sie sind verdutzt, verwundert.

Sie merken, daß die Frühstückstund
Noch nicht gekommen, und gähnen,
Aufsperrend den Rachen, die Kiefer sind
Bepflanzt mit Sägezähnen.

Und Dideldumdei und Schnedderedeng –
Es nehmen kein Ende die Tänze.
Die Haifische beißen vor Ungeduld
Sich selber in die Schwänze.

Ich glaube, sie lieben nicht die Musik,
Wie viele von ihrem Gelichter.
Trau keiner Bestie, die nicht liebt
Musik! sagt Albions großer Dichter.

Und Schnedderedeng und Dideldumdei –
Die Tänze nehmen kein Ende.
Am Fockmast steht Mynher van Koek
Und faltet betend die Hände:

»Um Christi willen verschone, o Herr,
Das Leben der schwarzen Sünder!
Erzürnten sie dich, so weißt du ja,
Sie sind so dumm wie die Rinder.

»Verschone ihr Leben um Christi willn,
Der für uns alle gestorben!
Denn bleiben mir nicht dreihundert Stück,
So ist mein Geschäft verdorben.«

VII

Affrontenburg

Die Zeit verfließt, jedoch das Schloß,
Das alte Schloß mit Turm und Zinne
Und seinem blöden Menschenvolk,
Es kommt mir nimmer aus dem Sinne.

Ich sehe stets die Wetterfahn,
Die auf dem Dach sich rasselnd drehte.
Ein jeder blickte scheu hinauf,
Bevor er nur den Mund auftäte.

Wer sprechen wollt, erforschte erst
Den Wind, aus Furcht, es möchte plötzlich
Der alte Brummbär Boreas
Anschnauben ihn nicht sehr ergötzlich.

Die Klügsten freilich schwiegen ganz —
Denn ach, es gab an jenem Orte
Ein Echo, das im Widerklatsch
Boshaft verfälschte alle Worte.

Inmitten im Schloßgarten stand
Ein sphinxgezierter Marmorbronnen,
Der immer trocken war, obgleich
Gar manche Träne dort geronnen.

Vermaledeiter Garten! Ach,
Da gab es nirgends eine Stätte,
Wo nicht mein Herz gekränket ward,
Wo nicht mein Aug geweinet hätte.

Da gabs wahrhaftig keinen Baum,
Worunter nicht Beleidigungen
Mir zugefüget worden sind
Von feinen und von groben Zungen.

Die Kröte, die im Gras gelauscht,
Hat alles mitgeteilt der Ratte,
Die ihrer Muhme Viper gleich
Erzählt, was sie vernommen hatte.

Die hats gesagt dem Schwager Frosch —
Und solcherweis erfahren konnte
Die ganze schmutzge Sippschaft stracks
Die mir erwiesenen Affronte.

Des Gartens Rosen waren schön,
Und lieblich lockten ihre Düfte;
Doch früh hinwelkend starben sie
An einem sonderbaren Gifte.

Zu Tod ist auch erkrankt seitdem
Die Nachtigall, der edle Sprosser,
Der jenen Rosen sang sein Lied; —
Ich glaub, vom selben Gift genoß er.

Vermaledeiter Garten! Ja,
Es war, als ob ein Fluch drauf laste;
Manchmal am hellen lichten Tag
Mich dort Gespensterfurcht erfaßte.

Mich grinste an der grüne Spuk,
Er schien mich grausam zu verhöhnen,
Und aus den Taxusbüschen drang
Alsbald ein Ächzen, Röcheln, Stöhnen.

Am Ende der Allee erhob
Sich die Terrasse, wo die Wellen
Der Nordsee, zu der Zeit der Flut,
Tief unten am Gestein zerschellen.

Dort schaut man weit hinaus ins Meer.
Dort stand ich oft in wilden Träumen.
Brandung war auch in meiner Brust —
Das war ein Tosen, Rasen, Schäumen —

Ein Schäumen, Rasen, Tosen wars,
Ohnmächtig gleichfalls wie die Wogen,
Die kläglich brach der harte Fels,
Wie stolz sie auch herangezogen.

Mit Neid sah ich die Schiffe ziehn
Vorüber nach beglückten Landen —
Doch mich hielt das verdammte Schloß
Gefesselt in verfluchten Banden.

Zum Lazarus

1

Laß die heilgen Parabolen,
Laß die frommen Hypothesen —
Suche die verdammten Fragen
Ohne Umschweif uns zu lösen.

Warum schleppt sich blutend, elend,
Unter Kreuzlast der Gerechte,
Während glücklich als ein Sieger
Trabt auf hohem Roß der Schlechte?

Woran liegt die Schuld? Ist etwa
Unser Herr nicht ganz allmächtig?
Oder treibt er selbst den Unfug?
Ach, das wäre niederträchtig.

Also fragen wir beständig,
Bis man uns mit einer Handvoll
Erde endlich stopft die Mäuler —
Aber ist das eine Antwort?

2

Es hatte mein Haupt die schwarze Frau
Zärtlich ans Herz geschlossen;
Ach! meine Haare wurden grau,
Wo ihre Tränen geflossen.

Sie küßte mich lahm, sie küßte mich krank,
Sie küßte mir blind die Augen;
Das Mark aus meinem Rückgrat trank
Ihr Mund mit wildem Saugen.

Mein Leib ist jetzt ein Leichnam, worin
Der Geist ist eingekerkert –
Manchmal wird ihm unwirsch zu Sinn,
Er tobt und rast und berserkert.

Ohnmächtige Flüche! Dein schlimmster Fluch
Wird keine Fliege töten.
Ertrage die Schickung, und versuch
Gelinde zu flennen, zu beten.

3

Wie langsam kriechet sie dahin,
Die Zeit, die schauderhafte Schnecke!
Ich aber, ganz bewegungslos
Blieb ich hier auf demselben Flecke.

In meine dunkle Zelle dringt
Kein Sonnenstrahl, kein Hoffnungsschimmer,
Ich weiß, nur mit der Kirchhofsgruft
Vertausch ich dies fatale Zimmer.

Vielleicht bin ich gestorben längst,
Es sind vielleicht nur Spukgestalten
Die Phantasieen, die des Nachts
Im Hirn den bunten Umzug halten.

Es mögen wohl Gespenster sein,
Altheidnisch göttlichen Gelichters,
Sie wählen gern zum Tummelplatz
Den Schädel eines toten Dichters. –

Die schaurig süßen Orgia,
Das nächtlich tolle Geistertreiben,
Sucht des Poeten Leichenhand
Manchmal am Morgen aufzuschreiben.

4

Einst sah ich viele Blumen blühen
An meinem Weg; jedoch zu faul,
Mich pflückend nieder zu bemühen,
Ritt ich vorbei auf stolzem Gaul.

Jetzt, wo ich todessiech und elend,
Jetzt, wo geschaufelt schon die Gruft,
Oft im Gedächtnis höhnend, quälend,
Spukt der verschmähten Blumen Duft.

Besonders eine feuergelbe
Viole brennt mir stets im Hirn.
Wie reut es mich, daß ich dieselbe
Nicht einst genoß, die tolle Dirn.

Mein Trost ist: Lethes Wasser haben
Noch jetzt verloren nicht die Macht,
Das dumme Menschenherz zu laben
Mit des Vergessens süßer Nacht.

5

Ich sah sie lachen, sah sie lächeln,
Ich sah sie ganz zu Grunde gehn;
Ich hört ihr Weinen und ihr Röcheln,
Und habe ruhig zugesehn.

Leidtragend folgt ich ihren Särgen,
Und bis zum Kirchhof ging ich mit;
Hernach, ich will es nicht verbergen,
Speist ich zu Mittag mit Apptit.

Doch jetzt auf einmal mit Betrübnis
Denk ich der längstverstorbnen Schar,
Wie lodernd plötzliche Verliebnis
Stürmts auf im Herzen wunderbar!

Besonders sind es Julchens Tränen,
Die im Gedächtnis rinnen mir;
Die Wehmut wird zu wildem Sehnen,
Und Tag und Nacht ruf ich nach ihr! — —

Oft kommt zu mir die tote Blume
Im Fiebertraum, alsdann zu Mut
Ist mir, als böte sie posthume
Gewährung meiner Liebesglut.

O zärtliches Phantom, umschließe
Mich fest und fester, deinen Mund
Drück ihn auf meinen Mund — versüße
Die Bitternis der letzten Stund!

6

Du warst ein blondes Jungfräulein, so artig,
So niedlich und so kühl — vergebens harrt ich
Der Stunde, wo dein Herze sich erschlösse
Und sich daraus Begeisterung ergösse —

Begeisterung für jene hohen Dinge,
Die zwar Verstand und Prosa achten gringe,
Für die jedoch die Edlen, Schönen, Guten
Auf dieser Erde schwärmen, leiden, bluten.

Am Strand des Rheins, wo Rebenhügel ragen,
Ergingen wir uns einst in Sommertagen.
Die Sonne lachte, aus den liebevollen
Kelchen der Blumen Wohlgerüche quollen.

Die Purpurnelken und die Rosen sandten
Uns rote Küsse, die wie Flammen brannten.
Im kümmerlichsten Gänseblümchen schien
Ein ideales Leben aufzublühn.

Du aber gingest ruhig neben mir,
Im weißen Atlaskleid, voll Zucht und Zier,
Als wie ein Mädchenbild gemalt von Netscher;
Ein Herzchen im Korsett wie 'n kleiner Gletscher.

7

Vom Schöppenstuhle der Vernunft
Bist du vollständig freigesprochen;
Das Urteil sagt: die Kleine hat
Durch Tun und Reden nichts verbrochen.

Ja, stumm und tatlos standest du,
Als mich verzehrten tolle Flammen —
Du schürtest nicht, du sprachst kein Wort,
Und doch muß dich mein Herz verdammen.

In meinen Träumen jede Nacht
Klagt eine Stimme, die bezichtet
Des bösen Willens dich, und sagt,
Du habest mich zu Grund gerichtet.

Sie bringt Beweis und Zeugnis bei,
Sie schleppt ein Bündel von Urkunden;
Jedoch am Morgen, mit dem Traum,
Ist auch die Klägerin verschwunden.

Sie hat in meines Herzens Grund
Mit ihren Akten sich geflüchtet —
Nur eins bleibt im Gedächtnis mir,
Das ist: ich bin zu Grund gerichtet.

8

Ein Wetterstrahl, beleuchtend plötzlich
Des Abgrunds Nacht, war mir dein Brief,
Er zeigte blendend hell, wie tief
Mein Unglück ist, wie tief entsetzlich.

Selbst dich ergreift ein Mitgefühl!
Dich, die in meines Lebens Wildnis
So schweigsam standest, wie ein Bildnis,
Das marmorschön und marmorkühl.

O Gott, wie muß ich elend sein!
Denn sie sogar beginnt zu sprechen,
Aus ihrem Auge Tränen brechen,
Der Stein sogar erbarmt sich mein!

Erschüttert hat mich, was ich sah!
Auch du erbarm dich mein und spende
Die Ruhe mir, o Gott, und ende
Die schreckliche Tragödia.

9

Die Gestalt der wahren Sphinx
Weicht nicht ab von der des Weibes,
Faselei ist jener Zusatz
Des betatzten Löwenleibes.

Todesdunkel ist das Rätsel
Dieser wahren Sphinx. Es hatte
Kein so schweres zu erraten
Frau Jokastens Sohn und Gatte.

Doch zum Glücke kennt sein eignes
Rätsel nicht das Frauenzimmer,
Spräch es aus das Lösungswort,
Fiele diese Welt in Trümmer.

10

Es sitzen am Kreuzweg drei Frauen,
Sie grinsen und spinnen,
Sie seufzen und sinnen;
Sie sind gar häßlich anzuschauen.

Die erste trägt den Rocken,
Sie dreht die Fäden,
Befeuchtet jeden;
Deshalb ist die Hängelippe so trocken.

Die zweite läßt tanzen die Spindel;
Das wirbelt im Kreise,
In drolliger Weise;
Die Augen der Alten sind rot wie Zindel.

Es hält die dritte Parze
In Händen die Schere,
Sie summt Miserere;
Die Nase ist spitz, drauf sitzt eine Warze.

O spute dich und zerschneide
Den Faden, den bösen,
Und laß mich genesen
Von diesem schrecklichen Lebensleide!

11

Mich locken nicht die Himmelsauen
Im Paradies, im selgen Land,
Dort find ich keine schönre Frauen
Als ich bereits auf Erden fand.

Kein Engel mit den feinsten Schwingen
Könnt mir ersetzen dort mein Weib;
Auf Wolken sitzend Psalmen singen,
Wär auch nicht just mein Zeitvertreib.

O Herr! ich glaub, es wär das Beste,
Du ließest mich in dieser Welt,
Heil nur zuvor mein Leibgebreste,
Und sorge auch für etwas Geld.

Ich weiß, es ist voll Sünd und Laster
Die Welt, jedoch ich bin einmal
Gewöhnt, auf diesem Erdpechpflaster
Zu schlendern durch das Jammertal.

Genieren wird das Weltgetreibe
Mich nie, denn selten geh ich aus,
In Schlafrock und Pantoffeln bleibe
Ich gern bei meiner Frau zu Haus.

Laß mich bei ihr! Hör ich sie schwätzen,
Trinkt meine Seele die Musik
Der holden Stimme mit Ergötzen.
So treu und ehrlich ist ihr Blick!

Gesundheit nur und Geldzulage
Verlang ich, Herr! O laß mich froh
Hinleben noch viel schöne Tage
Bei meiner Frau im statu quo!

IX
Die Libelle

Es tanzt die schöne Libelle
Wohl auf des Baches Welle,
Sie tanzt daher, sie tanzt dahin,
Die schimmernde, flimmernde Gauklerin.

Gar mancher junge Käfertor
Bewundert ihr Kleid von blauem Flor,
Bewundert des Leibchens Emaille
Und auch die schlanke Taille.

Gar mancher junge Käfertor
Sein bißchen Käferverstand verlor,
Die Buhlen sumsen von Lieb und Treu,
Versprechen Holland und Brabant dabei.

Die schöne Libelle lacht und spricht:
»Holland und Brabant brauch ich nicht,
Doch sputet euch, ihr Freier,
Und holt mir ein Fünkchen Feuer.

»Die Köchin kam in Wochen,
Muß selbst mein Süpplein kochen,
Die Kohlen des Herdes erloschen sind —
Holt mir ein Fünkchen Feuer geschwind.«

Kaum hat die Falsche gesprochen das Wort,
Die Käfer flatterten eilig fort.
Sie suchen Feuer, und lassen bald
Weit hinter sich den Heimatwald.

Sie sehen Kerzenlicht, ich glaube
In einer erleuchteten Gartenlaube;
Und die Verliebten, mit blindem Mut
Stürzen sie sich in die Kerzenglut.

Knisternd verzehrten die Flammen der Kerzen
Die Käfer und ihre liebenden Herzen;
Die Einen büßten das Leben ein,
Die Andern nur die Flügelein.

O wehe dem Käfer, welchem verbrannt
Die Flügel sind! Im fremden Land
Muß er wie ein Wurm am Boden kriechen,
Mit feuchten Insekten, die häßlich riechen.

Die schlechte Gesellschaft, hört man ihn klagen,
Ist im Exil die schlimmste der Plagen.
Wir müssen verkehren mit einer Schar
Von Ungeziefer, von Wanzen sogar,

Die uns behandeln als Kameraden,
Weil wir im selben Schmutze waten —
Drob klagte schon der Schüler Virgils,
Der Dichter der Hölle und des Exils.

Ich denke mit Gram an die bessere Zeit,
Wo ich mit beflügelter Herrlichkeit
Im Heimatäther gegaukelt,
Auf Sonnenblumen geschaukelt,

Aus Rosenkelchen Nahrung sog
Und vornehm war, und Umgang pflog
Mit Schmetterlingen von adligem Sinn,
Und mit der Zikade, der Künstlerin —

Jetzt sind meine armen Flügel verbrannt;
Ich kann nicht zurück ins Vaterland,
Ich bin ein Wurm, und ich verrecke
Und ich verfaule im fremden Drecke.

O, daß ich nie gesehen hätt
Die Wasserfliege, die blaue Kokett
Mit ihrer feinen Taille –
Die schöne, falsche Canaille!

X
Himmelfahrt

Der Leib lag auf der Totenbahr,
Jedoch die arme Seele war,
Entrissen irdischem Getümmel,
Schon auf dem Wege nach dem Himmel.

Dort klopft' sie an die hohe Pforte,
Und seufzte tief und sprach die Worte:
Sankt Peter, komm und schließe auf!
Ich bin so müde vom Lebenslauf –
Ausruhen möcht ich auf seidnen Pfühlen
Im Himmelreich, ich möchte spielen
Mit lieben Englein Blindekuh
Und endlich genießen Glück und Ruh!

Man hört Pantoffelgeschlappe jetzund,
Auch klirrt es wie ein Schlüsselbund,
Und aus einem Gitterfenster am Tor
Sankt Peters Antlitz schaut hervor.

Er spricht: »Es kommen die Vagabunde,
Zigeuner, Polacken und Lumpenhunde,
Die Tagediebe, die Hottentotten –
Sie kommen einzeln und in Rotten,
Und wollen in den Himmel hinein
Und Engel werden und selig sein.

Holla! Holla! Für Galgengesichter
Von eurer Art, für solches Gelichter
Sind nicht erbaut die himmlischen Hallen –
Ihr seid dem leidigen Satan verfallen.
Fort, fort von hier! und trollt euch schnelle
Zum schwarzen Pfuhle der ewigen Hölle« –

So brummt der Alte, doch kann er nicht
Im Polterton verharren, er spricht
Gutmütig am Ende die tröstenden Worte:
»Du arme Seele, zu jener Sorte
Halunken scheinst du nicht zu gehören –
Nu! Nu! Ich will deinen Wunsch gewähren,
Weil heute mein Geburtstag just
Und mich erweicht barmherzige Lust –
Nenn mir daher die Stadt und das Reich,
Woher du bist, sag mir zugleich,
Ob du vermählt warst? – Ehliches Dulden
Sühnt oft des Menschen ärgste Schulden,
Ein Ehmann braucht nicht in der Hölle zu schmoren,
Ihn läßt man nicht warten vor Himmelstoren.«

Die Seele antwortet: Ich bin aus Preußen,
Die Vaterstadt ist Berlin geheißen.
Dort rieselt die Spree, und in ihr Bette
Pflegen zu wässern die jungen Kadette,
Sie fließt gemütlich über, wenns regent –
Berlin ist auch eine schöne Gegend!
Dort bin ich Privatdozent gewesen,
Und hab über Philosophie gelesen –
Mit einem Stiftsfräulein war ich vermählt,
Doch hat sie oft entsetzlich krakehlt,
Besonders wenn im Haus kein Brot –
Drauf bin ich gestorben und bin jetzt tot.

Sankt Peter rief: »O weh! o weh!
Die Philosophie ist ein schlechtes Metier.
Wahrhaftig, ich begreife nie,

Warum man treibt Philosophie.
Sie ist langweilig und bringt nichts ein,
Und gottlos ist sie obendrein;
Da lebt man nur in Hunger und Zweifel,
Und endlich wird man geholt vom Teufel.
Gejammert hat wohl deine Xantuppe
Oft über die magre Wassersuppe,
Woraus niemals ein Auge von Fett
Sie tröstend angelächelt hätt —
Nun sei getrost, du arme Seele!
Ich habe zwar die strengsten Befehle,
Jedweden, der sich je im Leben
Mit Philosophie hat abgegeben,
Zumalen mit der gottlos deutschen,
Ich soll ihn schimpflich von hinnen peitschen —
Doch mein Geburtstag, wie gesagt,
Ist eben heut, und fortgejagt
Sollst du nicht werden, ich schließe dir auf
Das Himmelstor, und jetzo lauf
Geschwind herein —

»Jetzt bist du geborgen!
Den ganzen Tag, vom frühen Morgen
Bis Abends spät, kannst du spazieren
Im Himmel herum und träumend flanieren
Auf edelsteingepflasterten Gassen.
Doch wisse, hier darfst du dich nie befassen
Mit Philosophie, du würdest mich
Kompromittieren fürchterlich —
Hörst du die Engel singen, so schneide
Ein schiefes Gesicht verklärter Freude, —
Hat aber gar ein Erzengel gesungen,
Sei gänzlich von Begeistrung durchdrungen,
Und sag ihm, daß die Malibran
Niemals besessen solchen Sopran —
Auch applaudiere immer die Stimm
Der Cherubim und der Seraphim,
Vergleiche sie mit Signor Rubini,

Mit Mario und Tamburini –
Gib ihnen den Titel von Exzellenzen
Und knickre nicht mit Reverenzen.
Die Sänger, im Himmel wie auf Erden,
Sie wollen alle geschmeichelt werden –
Der Weltkapellenmeister hier oben,
Er selbst sogar, hört gerne loben
Gleichfalls seine Werke, er hört es gern,
Wenn man lobsinget Gott dem Herrn
Und seinem Preis und Ruhm ein Psalm
Erklingt im dicksten Weihrauchqualm.

»Vergiß mich nicht. Wenn dir die Pracht
Des Himmels einmal Langweile macht,
So komm zu mir, dann spielen wir Karten.
Ich kenne Spiele von allen Arten,
Vom Landsknecht bis zum König Pharo.
Wir trinken auch – Doch apropos!
Begegnet dir von ungefähr
Der liebe Gott, und fragt dich: woher
Du seiest? so sage nicht: aus Berlin,
Sag lieber: aus München, oder aus Wien.«

XI

Die Wahlverlobten

Du weinst und siehst mich an, und meinst,
Daß du ob meinem Elend weinst –
Du weißt nicht, Weib! dir selber gilt
Die Trän, die deinem Aug entquillt.

O, sage mir, ob nicht vielleicht
Zuweilen dein Gemüt beschleicht
Die Ahnung, die dir offenbart,
Daß Schicksalswille uns gepaart?

Vereinigt, war uns Glück hienieden,
Getrennt, nur Untergang beschieden.

Im großen Buche stand geschrieben,
Wir sollten uns einander lieben.
Dein Platz, er sollt an meiner Brust sein,
Hier wär erwacht dein Selbstbewußtsein,
Ich hätt dich aus dem Pflanzentume
Erlöst, emporgeküßt, o Blume,
Empor zu mir, zum höchsten Leben —
Ich hätt dir eine Seel gegeben.

Jetzt, wo gelöst die Rätsel sind,
Der Sand im Stundenglas verrinnt —
O weine nicht, es mußte sein —
Ich scheide, und du welkst allein,
Du welkst, bevor du noch geblüht,
Erlöschest, eh du noch geglüht,
Du stirbst, dich hat der Tod erfaßt,
Bevor du noch gelebet hast.

Ich weiß es jetzt. Bei Gott! du bist es,
Die ich geliebt. Wie bitter ist es,
Wenn im Momente des Erkennens
Die Stunde schlägt des ewgen Trennens!
Der Willkomm ist zu gleicher Zeit
Ein Lebewohl! Wir scheiden heut
Auf immerdar. Kein Wiedersehn
Gibt es für uns in Himmelshöhn.
Die Schönheit ist dem Staub verfallen,
Du wirst zerstieben, wirst verhallen.
Viel anders ist es mit Poeten,
Die kann der Tod nicht gänzlich töten.
Uns trifft nicht weltliche Vernichtung,
Wir leben fort im Land der Dichtung,
In Avalun, dem Feenreiche —
Leb wohl auf ewig, schöne Leiche!

XII

Der Philanthrop

Das waren zwei liebe Geschwister,
Die Schwester war arm, der Bruder war reich.
Zum Reichen sprach die Arme:
Gib mir ein Stückchen Brot.

Zur Armen sprach der Reiche:
»Laß mich nur heut in Ruh.
Heut geb ich mein jährliches Gastmahl
Den Herren vom großen Rat.

»Der Eine liebt Schildkrötensuppe,
Der Andre Ananas,
Der Dritte ißt gern Fasanen
Mit Trüffeln von Périgord.

»Der Vierte speist nur Seefisch,
Der Fünfte verzehrt auch Lachs,
Der Sechste, der frißt Alles,
Und trinkt noch mehr dazu.«

Die arme, arme Schwester
Ging hungrig wieder nach Haus,
Sie warf sich auf den Strohsack
Und seufzte tief und starb.

Wir müssen alle sterben!
Des Todes Sense trifft
Am End den reichen Bruder,
Wie er die Schwester traf.

Und als der reiche Bruder
Sein Stündlein kommen sah,
Da schickt' er zum Notare
Und macht' sein Testament.

Beträchtliche Legate
Bekam die Geistlichkeit,
Die Schulanstalten, das große
Museum für Zoologie.

Mit edlen Summen bedachte
Der große Testator zumal
Die Judenbekehrungsgesellschaft
Und das Taubstummeninstitut.

Er schenkte eine Glocke
Dem neuen Sankt=Stephansturm;
Die wiegt fünfhundert Zentner
Und ist vom besten Metall.

Das ist eine große Glocke
Und läutet spat und früh;
Sie läutet zum Lob und Ruhme
Des unvergeßlichen Manns.

Sie meldet mit eherner Zunge,
Wieviel er Gutes getan
Der Stadt und seinen Mitbürgern
Von jeglicher Konfession.

Du großer Wohltäter der Menschheit!
Wie im Leben, soll auch im Tod
Jedwede deiner Wohltaten
Verkünden die große Glock!

Das Leichenbegängnis wurde
Gefeiert mit Prunk und Pracht;
Es strömte herbei die Menge
Und staunte ehrfurchtsvoll.

Auf einem schwarzen Wagen,
Der gleich einem Baldachin
Mit schwarzen Straußfederbüscheln
Gezieret, ruhte der Sarg.

Der strotzte von Silberblechen
Und Silberstickerein,
Es machte auf schwarzem Grunde
Das Silber den schönsten Effekt.

Den Wagen zogen sechs Rosse,
In schwarzen Decken vermummt,
Die fielen gleich Trauermänteln
Bis zu den Hufen hinab.

Dicht hinter dem Sarge gingen
Bediente in schwarzer Livree,
Schneeweiße Schnupftücher haltend
Vor dem kummerroten Gesicht.

Sämtliche Honoratioren
Der Stadt, ein langer Zug
Von schwarzen Paradekutschen,
Wackelte hinten nach.

In diesem Leichenzuge,
Versteht sich, befanden sich auch
Die Herren vom hohen Rate,
Doch waren sie nicht komplett.

Es fehlte Jener, der gerne
Fasanen mit Trüffeln aß,
War kurz vorher gestorben
An einer Indigestion.

XIII

Die Launen der Verliebten

(Eine wahre Geschichte, nach ältern Dokumenten wiedererzählt
und aufs neue in schöne deutsche Reime gebracht)

Der Käfer saß auf dem Zaun, betrübt,
Er hat sich in eine Fliege verliebt.

Du bist, o Fliege meiner Seele,
Die Gattin, die ich auserwähle.

Heirate mich und sei mir hold!
Ich hab einen Bauch von eitel Gold.

Mein Rücken ist eine wahre Pracht,
Da flammt der Rubin, da glänzt der Smaragd.

O daß ich eine Närrin wär!
Ein'n Käfer nehm ich nimmermehr.

Mich lockt nicht Gold, Rubin und Smaragd,
Ich weiß, daß Reichtum nicht glücklich macht.

Nach Idealen schwärmt mein Sinn,
Weil ich eine stolze Fliege bin. –

Der Käfer flog fort mit großem Grämen,
Die Fliege ging ein Bad zu nehmen.

Wo ist denn meine Magd, die Biene,
Daß sie beim Waschen mich bediene,

Daß sie mir streichle die feine Haut,
Denn ich bin eines Käfers Braut.

Wahrhaftig, ich mach eine große Partie,
Viel schöneren Käfer gab es nie.

Sein Rücken ist eine wahre Pracht,
Da flammt der Rubin, da glänzt der Smaragd.

Sein Bauch ist gülden, hat noble Züge,
Vor Neid wird bersten gar manche Schmeißfliege.

Spute dich, Bienchen, und frisier mich,
Und schnüre die Taille und parfümier mich,

Reib mich mit Rosenessenzen, und gieße
Lavendelöl auf meine Füße,

Damit ich gar nicht stinken tu,
Wenn ich in des Bräutgams Armen ruh.

Schon flirren heran die blauen Libellen,
Und huldigen mir als Ehrenmamsellen.

Sie winden mir in den Jungfernkranz
Die weiße Blüte der Pomeranz.

Viel Musikanten sind eingeladen,
Auch Sängerinnen, vornehme Zikaden.

Rohrdommel und Horniß, Bremse und Hummel,
Sie sollen trompeten und schlagen die Trummel,

Sie sollen aufspielen zum Hochzeitfest —
Schon kommen die buntbeflügelten Gäst,

Schon kommt die Familie, geputzt und munter,
Gemeine Insekten sind viele darunter.

Heuschrecken und Wespen, Muhmen und Basen,
Sie kommen heran — die Trompeten blasen.

Der Pastor Maulwurf im schwarzen Ornat,
Da kommt er gleichfalls — es ist schon spat.

Die Glocken läuten, bim=bam, bim=bam —
Wo bleibt mein liebster Bräutigam? — —

Bim=bam, bim=bam, klingt Glockengeläute,
Der Bräutgam aber flog fort ins Weite.

Die Glocken läuten, bim=bam, bim=bam —
Wo bleibt mein liebster Bräutigam?

Der Bräutigam hat unterdessen
Auf einem fernen Misthaufen gesessen.

Dort blieb er sitzen sieben Jahr,
Bis daß die Braut verfaulet war.

XIV
Mimi

Bin kein sittsam Bürgerkätzchen,
Nicht im frommen Stübchen spinn ich.
Auf dem Dach, in freier Luft,
Eine freie Katze bin ich.

Wenn ich sommernächtlich schwärme,
Auf dem Dache, in der Kühle,
Schnurrt und knurrt in mir Musik,
Und ich singe was ich fühle.

Also spricht sie. Aus dem Busen
Wilde Brautgesänge quellen,
Und der Wohllaut lockt herbei
Alle Katerjunggesellen.

Alle Katerjunggesellen,
Schnurrend, knurrend, alle kommen,
Mit Mimi zu musizieren,
Liebelechzend, lustentglommen.

Das sind keine Virtuosen,
Die entweiht jemals für Lohngunst
Die Musik, sie blieben stets
Die Apostel heilger Tonkunst.

Brauchen keine Instrumente,
Sie sind selber Bratsch und Flöte,
Eine Pauke ist ihr Bauch,
Ihre Nasen sind Trompeten.

Sie erheben ihre Stimmen
Zum Konzert gemeinsam jetzo;
Das sind Fugen, wie von Bach
Oder Guido von Arezzo.

Das sind tolle Symphonieen,
Wie Caprizen von Beethoven
Oder Berlioz, der wird
Schnurrend, knurrend übertroffen.

Wunderbare Macht der Töne!
Zauberklänge sonder gleichen!
Sie erschüttern selbst den Himmel,
Und die Sterne dort erbleichen.

Wenn sie hört die Zauberklänge,
Wenn sie hört die Wundertöne,
So verhüllt ihr Angesicht
Mit dem Wolkenflor Selene.

Nur das Lästermaul, die alte
Primadonna Philomele
Rümpft die Nase, schnupft und schmäht
Mimis Singen — kalte Seele!

Doch gleichviel! Das musizieret,
Trotz dem Neide der Signora,
Bis am Horizont erscheint
Rosig lächelnd Fee Aurora.

XV
Guter Rat

Laß dein Grämen und dein Schämen!
Werbe keck und fordre laut,
Und man wird sich dir bequemen,
Und du führest heim die Braut.

Wirf dein Gold den Musikanten,
Denn die Fiedel macht das Fest;
Küsse deine Schwiegertanten,
Denkst du gleich: Hol euch die Pest!

Rede gut von einem Fürsten,
Und nicht schlecht von einer Frau;
Knickre nicht mit deinen Würsten,
Wenn du schlachtest eine Sau.

Ist die Kirche dir verhaßt, Tor,
Desto öfter geh hinein;
Zieh den Hut ab vor dem Pastor,
Schick ihm auch ein Fläschchen Wein.

Fühlst du irgendwo ein Jücken,
Kratze dich als Ehrenmann;
Wenn dich deine Schuhe drücken,
Nun, so zieh Pantoffeln an.

Hat versalzen dir die Suppe
Deine Frau, bezähm die Wut,
Sag ihr lächelnd: Süße Puppe,
Alles was du kochst ist gut.

Trägt nach einem Schal Verlangen
Deine Frau, so kauf ihr zwei;
Kauf ihr Spitzen, goldne Spangen
Und Juwelen noch dabei.

Wirst du diesen Rat erproben,
Dann, mein Freund! genießest du
Einst das Himmelreich dort oben,
Und du hast auf Erden Ruh.

XVI

Erinnerung an Hammonia

Waisenkinder, zwei und zwei,
Wallen fromm und froh vorbei,
Tragen alle blaue Röckchen,
Haben alle rote Bäckchen —
O, die hübschen Waisenkinder!

Jeder sieht sie an gerührt,
Und die Büchse klingeliert;
Von geheimen Vaterhänden
Fließen ihnen reiche Spenden —
O, die hübschen Waisenkinder!

Frauen, die gefühlvoll sind,
Küssen manchem armen Kind
Sein Rotznäschen und sein Schnütchen,
Schenken ihm ein Zuckerdütchen —
O, die hübschen Waisenkinder!

Schmuhlchen wirft verschämten Blicks
Einen Taler in die Büchs —
Denn er hat ein Herz — und heiter
Schleppt er seinen Zwerchsack weiter.
O, die hübschen Waisenkinder!

Einen goldnen Louisdor
Gibt ein frommer Herr, zuvor
Guckt er in die Himmelshöhe,
Ob der liebe Gott ihn sähe?
O, die hübschen Waisenkinder!

Litzenbrüder, Arbeitsleut,
Hausknecht', Küper feiern heut,
Werden manche Flasche leeren
Auf das Wohlsein dieser Gören —
O, die hübschen Waisenkinder!

Schutzgöttin Hammonia
Folgt dem Zug incognita,
Stolz bewegt sie die enormen
Massen ihrer hintern Formen —
O, die hübschen Waisenkinder!

Vor dem Tor, auf grünem Feld,
Rauscht Musik im hohen Zelt,
Das bewimpelt und beflittert,
Dorten werden abgefüttert
Diese hübschen Waisenkinder.

Sitzen dort in langer Reih,
Schmausen gütlich süßen Brei,
Torten, Kuchen, leckre Speischen,
Und sie knuspern wie die Mäuschen,
Diese hübschen Waisenkinder.

Leider kommt mir in den Sinn
Jetzt ein Waisenhaus, worin
Kein so fröhliches Gastieren,
Gar elendig lamentieren
Dort Millionen Waisenkinder.

Die Montur ist nicht egal,
Manchem fehlt das Mittagsmahl,
Keiner geht dort mit dem andern,
Einsam, kummervoll dort wandern
Viel Millionen Waisenkinder.

XVII

Schnapphahn und Schnapphenne

Derweilen auf dem Lotterbette
Mich Lauras Arm umschlang — der Fuchs,
Ihr Herr Gemahl, aus meiner Buchs
Stibitzt er mir die Bankbillette.

Da steh ich nun mit leeren Taschen!
War Lauras Kuß gleichfalls nur Lug?
Ach! Was ist Wahrheit? Also frug
Pilat und tät die Händ sich waschen.

Die böse Welt, die so verdorben,
Verlaß ich bald, die böse Welt.
Ich merke: hat der Mensch kein Geld,
So ist der Mensch schon halb gestorben.

Nach euch, ihr ehrlich reinen Seelen,
Die ihr bewohnt das Reich des Lichts,
Sehnt sich mein Herz. Dort braucht ihr nichts,
Und braucht deshalb auch nicht zu stehlen.

XVIII

Jung=Katerverein für Poesiemusik

Der philharmonische Katerverein
War auf dem Dache versammelt
Heut Nacht – doch nicht aus Sinnenbrunst,
Da ward nicht gebuhlt und gerammelt.

Es paßt kein Sommernachthochzeitstraum,
Es passen nicht Lieder der Minne
Zur Winterjahrzeit, zu Frost und Schnee,
Gefroren war jede Rinne.

Auch hat überhaupt ein neuer Geist
Der Katzenschaft sich bemeistert;
Die Jugend zumal, der Jung=Kater ist
Für höheren Ernst begeistert.

Die alte frivole Generation
Verröchelt; ein neues Bestreben,
Ein Katzenfrühling der Poesie
Regt sich in Kunst und Leben.

Der philharmonische Katerverein,
Er kehrt zur primitiven
Kunstlosen Tonkunst jetzt zurück,
Zum schnauzenwüchsig Naiven.

Er will die Poesiemusik,
Rouladen ohne Triller,
Die Instrumental= und Vokalpoesie,
Die keine Musik ist, will er.

Er will die Herrschaft des Genies,
Das freilich manchmal stümpert,
Doch in der Kunst oft unbewußt
Die höchste Staffel erklimpert.

Er huldigt dem Genie, das sich
Nicht von der Natur entfernt hat,
Sich nicht mit Gelehrsamkeit brüsten will
Und wirklich auch nichts gelernt hat.

Dies ist das Programm des Katervereins,
Und voll von diesem Streben
Hat er sein erstes Winterkonzert
Heut Nacht auf dem Dache gegeben.

Doch schrecklich war die Exekution
Der großen Idee, der pompösen —
Häng dich, mein teurer Berlioz,
Daß du nicht dabei gewesen!

Das war ein Charivari, als ob
Einen Kuhschwanzhopsaschleifer
Plötzlich aufspielten, branntweinberauscht,
Drei Dutzend Dudelsackpfeifer.

Das war ein Tauhu-Wauhu, als ob
In der Arche Noä anfingen
Sämtliche Tiere unisono
Die Sündflut zu besingen.

O, welch ein Krächzen und Heulen und Knurrn,
Welch ein Miaun und Gegröhle!
Die alten Schornsteine stimmten ein
Und schnauften Kirchenchoräle.

Zumeist vernehmbar war eine Stimm,
Die kreischend zugleich und matte
Wie einst die Stimme der Sontag war,
Als sie keine Stimme mehr hatte.

Das tolle Konzert! Ich glaube, es ward
Ein großes Tedeum gesungen,
Zur Feier des Siegs, den über Vernunft
Der frechste Wahnsinn errungen.

Vielleicht auch ward vom Katerverein
Die große Oper probieret,
Die Ungarns größter Pianist
Für Charenton komponieret.

Es hat bei Tagesanbruch erst
Der Sabbath ein Ende genommen;
Eine schwangere Köchin ist dadurch
Zu früh in die Wochen gekommen.

Die sinnebetörte Wöchnerin
Hat ganz das Gedächtnis verloren;
Sie weiß nicht mehr, wer der Vater ist
Des Kindes, das sie geboren.

War es der Peter? War es der Paul?
Sag, Lise, wer ist der Vater?
Die Lise lächelt verklärt und spricht:
O, Liszt! du himmlischer Kater! . . .

XIX

Hans ohne Land

Leb wohl, mein Weib, sprach Hans ohne Land,
Mich rufen hohe Zwecke,
Ein andres Weidwerk harret mein,
Ich schieße jetzt andre Böcke.

Ich laß dir mein Jagdhorn zurück, du kannst
Mit Tuten, wenn ich entfernet,
Die Zeit vertreiben, du hast ja zu Haus
Das Posthorn blasen gelernet.

Ich laß dir auch meinen Hund zurück,
Daß er die Burg behüte,
Mich selbst bewache mein deutsches Volk
Mit pudeltreuem Gemüte.

Sie bieten mir an die Kaiserkron,
Die Liebe ist kaum zu begreifen,
Sie tragen mein Bild in ihrer Brust
Und auf den Tabakspfeifen.

Ihr Deutschen seid ein großes Volk,
So simpel und doch so begabet!
Man sieht euch wahrhaftig nicht an, daß ihr
Das Pulver erfunden habet.

Nicht Kaiser, Vater will ich euch sein,
Ich werde euch glücklich machen —
O schöner Gedanke! er macht mich so stolz,
Als wär ich die Mutter der Gracchen.

Nicht mit dem Verstand, nein, mit dem Gemüt
Will ich mein Volk regieren,
Ich bin kein Diplomatikus
Und kann nicht politisieren.

Ich bin ein Jäger, ein Mensch der Natur,
Im Walde aufgewachsen
Mit Gemsen und Schnepfen, mit Rehbock und Sau,
Ich mache nicht Worte, nicht Faxen.

Ich ködre durch keine Proklamation,
Durch keinen gedruckten Lockwisch,
Ich sage: Mein Volk, es fehlt der Lachs,
Begnüge dich heut mit dem Stockfisch.

Gefall ich dir nicht als Kaiser, so nimm
Den ersten besten Lausangel,
Ich habe zu essen auch ohne dich,
Ich litt in Tirol nicht Mangel.

So red ich; doch jetzt, mein Weib, leb wohl!
Ich kann nicht länger weilen,
Des Schwiegervaters Postillion
Erwartet mich schon mit den Gäulen.

Reich mir geschwind die Reisemütz
Mit dem schwarz-rot-goldnen Bande –
Bald siehst du mich mit dem Diadem
Im alten Kaisergewande.

Bald schaust du mich in dem Pluvial,
Dem Purpurtalar, dem schönen,
Den weiland dem Kaiser Otto geschenkt
Der Sultan der Sarazenen.

Darunter trag ich die Dalmatika,
Worin gestickt mit Juwelen
Ein Zug von fabelhaftem Getier,
Von Löwen und Kamelen.

Ich trage die Stola auf der Brust,
Die ist gezieret bedeutsam
Mit schwarzen Adlern im gelben Grund;
Die Tracht ist äußerst kleidsam.

Leb wohl! Die Nachwelt wird sagen, daß ich
Verdiente, die Krone zu tragen —
Wer weiß? Die Nachwelt wird vielleicht
Halt gar nichts von mir sagen.

XX

Erinnerung aus Krähwinkels Schreckenstagen

Wir Bürgermeister und Senat,
Wir haben folgendes Mandat
Stadtväterlichst an alle Klassen
Der treuen Bürgerschaft erlassen.

Ausländer, Fremde, sind es meist,
Die unter uns gesät den Geist
Der Rebellion. Dergleichen Sünder,
Gottlob! sind selten Landeskinder.

Auch Gottesleugner sind es meist;
Wer sich von seinem Gotte reißt,
Wird endlich auch abtrünnig werden
Von seinen irdischen Behörden.

Der Obrigkeit gehorchen, ist
Die erste Pflicht für Jud und Christ.
Es schließe jeder seine Bude,
Sobald es dunkelt, Christ und Jude.

Wo ihrer drei beisammen stehn,
Da soll man auseinander gehn.
Des Nachts soll Niemand auf den Gassen
Sich ohne Leuchte sehen lassen.

Es liefre seine Waffen aus
Ein Jeder in dem Gildenhaus;
Auch Munition von jeder Sorte
Wird deponiert am selben Orte.

Wer auf der Straße räsonniert,
Wird unverzüglich füsiliert;
Das Räsonnieren durch Gebärden
Soll gleichfalls hart bestrafet werden.

Vertrauet eurem Magistrat,
Der fromm und liebend schützt den Staat
Durch huldreich hochwohlweises Walten;
Euch ziemt es, stets das Maul zu halten.

XXI

Die Audienz

⟨Eine alte Fabel⟩

Ich laß nicht die Kindlein, wie Pharao,
Ersäufen im Nilstromwasser;
Ich bin auch kein Herodestyrann,
Kein Kinderabschlachtenlasser.

Ich will, wie einst mein Heiland tat,
Am Anblick der Kinder mich laben;
Laß zu mir kommen die Kindlein, zumal
Das große Kind aus Schwaben.

So sprach der König; der Kämmerer lief,
Und kam zurück und brachte
Herein das große Schwabenkind,
Das seinen Diener machte.

Der König sprach: Du bist wohl ein Schwab?
Das ist just keine Schande.
Geraten! erwidert der Schwab, ich bin
Geboren im Schwabenlande.

Stammst du von den sieben Schwaben ab?
Frug jener. Ich tu abstammen
Nur von einem einzgen, erwidert der Schwab,
Doch nicht von allen zusammen.

Der König frug ferner: Sind dieses Jahr
Die Knödel in Schwaben geraten?
Ich danke der Nachfrag, antwortet der Schwab,
Sie sind sehr gut geraten.

Habt ihr noch große Männer? frug
Der König. Im Augenblicke
Fehlt es an großen, erwidert der Schwab,
Wir haben jetzt nur dicke.

Hat Menzel, frug weiter der König, seitdem
Noch viel Maulschellen erhalten?
Ich danke der Nachfrag, erwidert der Schwab,
Er hat noch genug an den alten.

Der König sprach: Du bist nicht so dumm
Als wie du aussiehst, mein Holder.
Das kommt, erwidert der Schwab, weil mich
In der Wiege vertauscht die Kobolder.

Der König sprach: Es pflegt der Schwab
Sein Vaterland zu lieben —
Nun sage mir, was hat dich fort
Aus deiner Heimat getrieben?

Der Schwabe antwortet: Tagtäglich gabs
Nur Sauerkraut und Rüben;
Hätt meine Mutter Fleisch gekocht,
So wär ich dort geblieben.

Erbitte dir eine Gnade, sprach
Der König. Da kniete nieder
Der Schwabe und rief: O geben Sie, Sire,
Dem Volke die Freiheit wieder!

Der Mensch ist frei, es hat die Natur
Ihn nicht geboren zum Knechte —
O geben Sie, Sire, dem deutschen Volk
Zurück seine Menschenrechte!

Der König stand erschüttert tief —
Es war eine schöne Szene; —
Mit seinem Rockärmel wischte sich
Der Schwab aus dem Auge die Träne.

Der König sprach endlich: Ein schöner Traum! —
Leb wohl, und werde gescheiter;
Und da du ein Somnambülericht,
So geb ich dir zwei Begleiter,

Zwei sichre Gendarmen, die sollen dich
Bis an die Grenze führen —
Leb wohl! ich muß zur Parade gehn,
Schon hör ich die Trommel rühren.

So hat die rührende Audienz
Ein rührendes Ende genommen.
Doch ließ der König seitdem nicht mehr
Die Kindlein zu sich kommen.

XXII

Kobes I.

Im Jahre achtundvierzig hielt,
Zur Zeit der großen Erhitzung,
Das Parlament des deutschen Volks
Zu Frankfurt seine Sitzung.

Damals ließ auch auf dem Römer dort
Sich sehen die weiße Dame,
Das unheilkündende Gespenst,
Die Schaffnerin ist sein Name.

Man sagt, sie lasse sich jedesmal
Des Nachts auf dem Römer sehen,
So oft einen großen Narrenstreich
Die lieben Deutschen begehen.

Dort sah ich sie selbst um jene Zeit
Durchwandeln die nächtliche Stille
Der öden Gemächer, wo aufgehäuft
Des Mittelalters Gerülle.

Die Lampe und ein Schlüsselbund
Hielt sie in den bleichen Händen,
Sie schloß die großen Truhen auf
Und die Schränke an den Wänden.

Da liegen die Kaiserinsignia,
Da liegt die goldne Bulle,
Der Szepter, die Krone, der Apfel des Reichs
Und manche ähnliche Schrulle.

Da liegt das alte Kaiserornat,
Verblichen purpurner Plunder,
Die Garderobe des deutschen Reichs,
Verrostet, vermodert jetzunder.

Die Schaffnerin schüttelt wehmütig das Haupt
Bei diesem Anblick, doch plötzlich
Mit Widerwillen ruft sie aus:
Das Alles stinkt entsetzlich!

Das Alles stinkt nach Mäusedreck,
Das ist verfault und verschimmelt,
Und in dem stolzen Lumpenkram
Das Ungeziefer wimmelt.

Wahrhaftig, auf diesem Hermelin,
Dem Krönungsmantel, dem alten,
Haben die Katzen des Römerquartiers
Ihr Wochenbett gehalten.

Da hilft kein Ausklopfen! Daß Gott sich erbarm
Des künftigen Kaisers! Mit Flöhen
Wird ihn der Krönungsmantel gewiß
Auf Lebenszeit versehen.

Und wisset, wenn es den Kaiser juckt,
So müssen die Völker sich kratzen —
O Deutsche! Ich fürchte, die fürstlichen Flöh,
Die kosten euch manchen Batzen.

Jedoch wozu noch Kaiser und Flöh?
Verrostet ist und vermodert
Das alte Kostüm — Die neue Zeit
Auch neue Röcke fodert.

Mit Recht sprach auch der deutsche Poet
Zum Rotbart im Kyffhäuser:
»Betracht ich die Sache ganz genau,
So brauchen wir gar keinen Kaiser!«

Doch wollt ihr durchaus ein Kaisertum,
Wollt ihr einen Kaiser küren,
Ihr lieben Deutschen! laßt euch nicht
Von Geist und Ruhm verführen.

Erwählet kein Patrizierkind,
Erwählet Einen vom Plebse,
Erwählt nicht den Fuchs und nicht den Leu,
Erwählt den dümmsten der Schöpse.

Erwählt den Sohn Colonias,
Den dummen Kobes von Cöllen,
Der ist in der Dummheit fast eine Genie,
Er wird sein Volk nicht prellen.

Ein Klotz ist immer der beste Monarch,
Das zeigt Äsop in der Fabel,
Er frißt uns armen Frösche nicht,
Wie der Storch mit dem langen Schnabel.

Seid sicher, der Kobes wird kein Tyrann,
Kein Nero, kein Holofernes,
Er hat kein grausam antikes Herz,
Er hat ein weiches, modernes.

Der Krämerstolz verschmähte dies Herz,
Doch an die Brust des Heloten
Der Werkstatt warf der Gekränkte sich
Und ward die Blume der Knoten.

Die Brüder der Handwerksburschenschaft
Erwählten zum Sprecher den Kobes;
Er teilte mit ihnen ihr letztes Stück Brot,
Sie waren voll seines Lobes.

Sie rühmten, daß er nie studiert
Auf Universitäten
Und Bücher schrieb aus sich selbst heraus,
Ganz ohne Fakultäten.

Ja, seine ganze Ignoranz
Hat er sich selbst erworben;
Nicht fremde Bildung und Wissenschaft
Hat je sein Gemüt verdorben.

Gleichfalls sein Geist, sein Denken blieb
Ganz frei vom Einfluß abstrakter
Philosophie — Er blieb Er selbst!
Der Kobes ist ein Charakter.

In seinem schönen Auge glänzt
Die Träne, die stereotype;
Und eine dicke Dummheit liegt
Beständig auf seiner Lippe.

Er schwätzt und flennt und flennt und schwätzt,
Worte mit langen Ohren!
Eine schwangere Frau, die ihn reden gehört,
Hat einen Esel geboren.

Mit Bücherschreiben und Stricken vertreibt
Er seine müßigen Stunden;
Es haben die Strümpfe, die er gestrickt,
Sehr großen Beifall gefunden.

Apoll und die Musen muntern ihn auf,
Sich ganz zu widmen dem Stricken –
Sie erschrecken, so oft sie in seiner Hand
Einen Gänsekiel erblicken.

Das Stricken mahnt an die alte Zeit
Der Funken. Auf ihren Wachtposten
Standen sie strickend – die Helden von Köln
Sie ließen die Eisen nicht rosten.

Wird Kobes Kaiser, so ruft er gewiß
Die Funken wieder ins Leben.
Die tapfere Schar wird seinen Thron
Als Kaisergarde umgeben.

Wohl möcht ihn gelüsten, an ihrer Spitz
In Frankreich einzudringen,
Elsaß, Burgund und Lothringerland
An Deutschland zurückzubringen.

Doch fürchtet nichts, er bleibt zu Haus,
Hier fesselt ihn friedliche Sendung,
Die Ausführung einer hohen Idee,
Des Kölner Doms Vollendung.

Ist aber der Dom zu Ende gebaut,
Dann wird sich der Kobes erbosen
Und mit dem Schwerte in der Hand
Zur Rechenschaft ziehn die Franzosen.

Er nimmt ihnen Elsaß und Lothringen ab,
Das sie dem Reiche entwendet,
Er zieht auch siegreich nach Burgund –
Sobald der Dom vollendet.

Ihr Deutsche! bleibt ihr bei eurem Sinn,
Wollt ihr durchaus einen Kaiser,
So sei es ein Karnevalskaiser von Köln
Und Kobes der Erste heiß er!

Die Gecken des Kölner Faschingvereins,
Mit klingelnden Schellenkappen,
Die sollen seine Minister sein;
Er trage den Strickstrumpf im Wappen.

Der Drickes sei Kanzler, und nenne sich
Graf Drickes von Drickeshausen;
Die Staatsmätresse Marizebill,
Die soll den Kaiser lausen.

In seiner guten, heilgen Stadt Köln
Wird Kobes residieren –
Und hören die Kölner die frohe Mär,
Sie werden illuminieren.

Die Glocken, die eisernen Hunde der Luft,
Erheben ein Freudengebelle,
Und die heilgen drei Könge aus Morgenland
Erwachen in ihrer Kapelle.

Sie treten hervor mit dem Klappergebein,
Sie tänzeln vor Wonne und springen.
Halleluja und Kyrie
Eleison hör ich sie singen. – –

So sprach das weiße Nachtgespenst,
Und lachte aus voller Kehle;
Das Echo scholl so schauerlich
Durch alle die hallenden Säle.

XXIII

Epilog

Unser Grab erwärmt der Ruhm.
Torenworte! Narrentum!
Eine beßre Wärme gibt
Eine Kuhmagd, die verliebt
Uns mit dicken Lippen küßt
Und beträchtlich riecht nach Mist.
Gleichfalls eine beßre Wärme
Wärmt dem Menschen die Gedärme,
Wenn er Glühwein trinkt und Punsch
Oder Grog nach Herzenswunsch
In den niedrigsten Spelunken,
Unter Dieben und Halunken,
Die dem Galgen sind entlaufen,
Aber leben, atmen, schnaufen,
Und beneidenswerter sind
Als der Thetis großes Kind —
Der Pelide sprach mit Recht:
Leben wie der ärmste Knecht
In der Oberwelt ist besser
Als am stygischen Gewässer
Schattenführer sein, ein Heros,
Den besungen selbst Homeros.

Bimini

Prolog

Wunderglaube! blaue Blume,
Die verschollen jetzt, wie prachtvoll
Blühte sie im Menschenherzen
Zu der Zeit, von der wir singen!

Wunderglaubenszeit! Ein Wunder
War sie selbst. So viele Wunder
Gab es damals, daß der Mensch
Sich nicht mehr darob verwundert.

Wie im kühlsten Werkeltagslicht
Der Gewohnheit, sah der Mensch
Manchmal Dinge, Wunderdinge,
Welche überflügeln konnten

In der Tollheit selbst die tollsten
Fabeleien in Legenden
Frommer hirnverbrannter Mönche
Und in alten Ritterbüchern.

Eines Morgens, bräutlich blühend,
Tauchte aus des Ozeanes
Blauen Fluten ein Meerwunder,
Eine ganze neue Welt —

Eine neue Welt mit neuen
Menschensorten, neuen Bestien,
Neuen Bäumen, Blumen, Vögeln,
Und mit neuen Weltkrankheiten!

Unterdessen unsre alte,
Unsre eigne alte Welt,
Umgestaltet, ganz verwandelt
Wunderbarlich wurde sie

Durch Erfindnisse des Geistes,
Des modernen Zaubergeistes,
Durch die Schwarzkunst Berthold Schwarzes
Und die noch viel schlaure Schwarzkunst

Eines Mainzer Teufelbanners,
So wie auch durch die Magie,
Welche waltet in den Büchern,
Die von bärtgen Hexenmeistern

Aus Byzanz und aus Ägypten
Uns gebracht und hübsch verdolmetscht —
Buch der Schönheit heißt das eine,
Buch der Wahrheit heißt das andre.

Beide aber hat Gott selber
Abgefaßt in zwei verschiednen
Himmelsprachen, und er schrieb sie,
Wie wir glauben, eigenhändig.

Durch die kleine Zitternadel,
Die des Seemanns Wünschelrute,
Fand derselbe damals auch
Einen Weg nach India,

Nach der lang gesuchten Heimat
Der Gewürze, wo sie sprießen
Schier in liederlicher Fülle,
Manchmal gar am Boden ranken

Die phantastischen Gewächse,
Kräuter, Blumen, Stauden, Bäume,
Die des Pflanzenreiches Adel
Oder Kronjuwelen sind,

Jene seltnen Spezereien,
Mit geheimnisvollen Kräften,
Die den Menschen oft genesen,
Öfter auch erkranken machen —

Je nachdem sie mischt die Hand
Eines klugen Apothekers
Oder eines dummen Ungars
Aus dem *** Banat.

Als sich nun die Gartenpforte
Indias erschloß — balsamisch
Wogend jetzt ein Meer von Weihrauch,
Eine Sündflut von wollüstig

Ungeheuerlichen Düften,
Sinnberauschend, sinnbetäubend,
Strömte plötzlich in das Herz,
In das Herz der alten Welt.

Wie gepeitscht von Feuerbränden,
Flammenruten, in der Menschen
Adern raste jetzt das Blut,
Lechzend nach Genuß und Gold —

Doch das Gold allein blieb Losung,
Denn durch Gold, den gelben Kuppler,
Kann sich Jeder leicht verschaffen
Alle irdischen Genüsse.

Gold war jetzt das erste Wort,
Das der Spanier sprach beim Eintritt
In des Indianers Hütte —
Erst nachher frug er nach Wasser.

Mexiko und Peru sahen
Dieses Golddursts Orgia,
Cortez und Pizarro wälzten
Goldbesoffen sich im Golde.

Bei dem Tempelsturm von Quito
Lopez Vacca stahl die Sonne,
Die zwölf Zentner Goldes wog,
Doch dieselbe Nacht verlor er

Sie im Würfelspiele wieder,
Und im Volke blieb das Sprüchwort:
Das ist Lopez, der die Sonne
Hat verspielt vor Sonnenaufgang.

Hei! Das waren große Spieler,
Große Diebe, Meuchelmörder
(Ganz vollkommen ist kein Mensch).
Doch sie taten Wundertaten,

Überflügelnd die Prouessen
Furchtbarlichster Soldateske,
Von dem großen Holofernes
Bis auf Haynau und Radetzky.

In der Zeit des Wunderglaubens
Taten auch die Menschen Wunder,
Wer Unmögliches geglaubt,
Konnt Unmögliches verrichten.

Nur der Tor war damals Zweifler,
Die verständgen Leute glaubten:
Vor den Tageswundern beugte
Gläubig tief sein Haupt der Weise.

Seltsam! Aus des Wunderglaubens
Wunderzeit klingt mir im Sinne
Heut beständig die Geschichte
Von Don Juan Ponce de Leon,

Welcher Florida entdeckte
Aber jahrelang vergebens
Aufgesucht die Wunderinsel
Seiner Sehnsucht: Bimini!

Bimini! bei deines Namens
Holdem Klang, in meiner Brust
Bebt das Herz, und die verstorbnen
Jugendträume, sie erwachen.

Auf den Häuptern welke Kränze,
Schauen sie mich an wehmütig,
Tote Nachtigallen flöten,
Schluchzen zärtlich, wie verblutend.

Und ich fahre auf, erschrocken,
Meine kranken Glieder schüttelnd
Also heftig, daß die Nähte
Meiner Narrenjacke platzen —

Doch am Ende muß ich lachen,
Denn mich dünket, Papageien
Kreischten drollig und zugleich
Melancholisch: Bimini.

Hilf mir, Muse, kluge Bergfee
Des Parnasses, Gottestochter,
Steh mir bei jetzt und bewähre
Die Magie der edlen Dichtkunst —

Zeige, daß du hexen kannst,
Und verwandle flugs mein Lied
In ein Schiff, ein Zauberschiff,
Das mich bringt nach Bimini!

Kaum hab ich das Wort gesprochen,
Geht mein Wunsch schon in Erfüllung,
Und vom Stapel des Gedankens
Läuft herab das Zauberschiff.

Wer will mit nach Bimini?
Steiget ein, ihr Herrn und Damen!
Wind und Wetter dienend, bringt
Euch mein Schiff nach Bimini.

Leidet ihr am Zipperlein,
Edle Herren? Schöne Damen,
Habt ihr auf der weißen Stirn
Schon ein Rünzelchen entdeckt?

Folget mir nach Bimini,
Dorten werdet ihr genesen
Von den schändlichen Gebresten,
Hydropathisch ist die Kur!

Fürchtet nichts, ihr Herrn und Damen,
Sehr solide ist mein Schiff,
Aus Trochäen, stark wie Eichen,
Sind gezimmert Kiel und Planken.

Phantasie sitzt an dem Steuer,
Gute Laune bläht die Segel,
Schiffsjung ist der Witz, der flinke.
Ob Verstand an Bord? Ich weiß nicht!

Meine Raen sind Metaphern,
Die Hyperbel ist mein Mastbaum,
Schwarz=rot=gold ist meine Flagge,
Fabelfarben der Romantik –

Trikolore Barbarossas,
Wie ich weiland sie gesehen
Im Kyffhäuser und zu Frankfurt
In dem Dome von Sankt Paul. –

Durch das Meer der Märchenwelt,
Durch das blaue Märchenweltmeer,
Zieht mein Schiff, mein Zauberschiff
Seine träumerischen Furchen.

Funkenstäubend, mir voran,
In dem wogenden Azur,
Plätschert, tummelt sich ein Heer
Von großköpfigen Delphinen –

Und auf ihrem Rücken reiten
Meine Wasserpostillione,
Amoretten, die pausbäckig
Auf bizarren Muschelhörnern

Schallende Fanfaren blasen –
Aber horch! da unten klingt
Aus der Meerestiefe plötzlich
Ein Gekicher und Gelächter.

Ach, ich kenne diese Laute,
Diese süßmokanten Stimmen —
Das sind schnippische Undinen,
Nixen, welche skeptisch spötteln

Über mich, mein Narrenschiff,
Meine Narrenpassagiere,
Über meine Narrenfahrt
Nach der Insel Bimini.

I

Einsam auf dem Strand von Cuba,
Vor dem stillen Wasserspiegel,
Steht ein Mensch, und er betrachtet
In der Flut sein Konterfei.

Dieser Mensch ist alt, doch spanisch
Kerzensteif ist seine Haltung.
Halb seemännisch, halb soldatisch
Ist sein wunderlicher Anzug.

Weite Fischerhosen bauschen
Unter einem Rock von gelber
Elenshaut, von reichgesticktem
Goldstoff ist das Bandelier.

Daran hängt die obligate
Lange Klinge von Toledo,
Und vom grauen Filzhut wehen
Blutrot keck die Hahnenfedern.

Sie beschatten melancholisch
Ein verwittert Greisenantlitz,
Welches Zeit und Zeitgenossen
Übel zugerichtet haben.

Mit den Runzeln, die das Alter
Und Strapazen eingegraben,
Kreuzen sich fatale Narben
Schlechtgeflickter Säbelhiebe.

Eben nicht mit sonderlichem
Wohlgefallen scheint der Greis
In dem Wasser zu betrachten
Sein bekümmert Spiegelbildnis.

Wie abwehrend streckt er manchmal
Seine beiden Hände aus,
Schüttelt dann das Haupt, und seufzend
Spricht er endlich zu sich selber:

»Ist das Juan Ponce de Leon,
Der als Page an dem Hofe
Von Don Gomez trug die stolze
Schleppe der Alkadentochter?

»Schlank und luftig war der Fant,
Und die goldnen Locken spielten
Um das Haupt, das voll von Leichtsinn
Und von rosigen Gedanken.

»Alle Damen von Sevilla
Kannten seines Pferdes Hufschlag,
Und sie flogen rasch ans Fenster,
Wenn er durch die Straßen ritt.

»Rief der Reiter seinen Hunden,
Mit der Zung am Gaumen schnalzend,
Dann durchdrang der Laut die Herzen
Hocherrötend schöner Frauen.

»Ist das Juan Ponce de Leon,
Der ein Schreck der Mohren war,
Und, als wärens Distelköpfe,
Niederhieb die Turbanhäupter?

»Auf dem Blachfeld vor Granada
Und im Angesicht des ganzen
Christenheers hat Don Gonzalvo
Mir den Ritterschlag erteilet.

»An dem Abend jenes Tages,
In dem Zelte der Infantin
Tanzte ich, beim Klang der Geigen,
Mit des Hofes schönen Damen.

»Aber weder Klang der Geigen,
Noch Gekose schöner Damen
Habe ich gehört am Abend
Jenes Tages – wie ein Füllen

»Stampfte ich des Zeltes Boden,
Und vernahm nur das Geklirre,
Nur das liebliche Geklirre
Meiner ersten goldnen Sporen.

»Mit den Jahren kam der Ernst
Und der Ehrgeiz, und ich folgte
Dem Kolumbus auf der zweiten
Großen Weltentdeckungsreise.

»Treusam blieb ich ihm ergeben,
Diesem andern großen Christoph,
Der das Licht des Heils getragen
Zu den Heiden durch das Wasser.

»Ich vergesse nicht die Milde
Seines Blickes. Schweigsam litt er,
Klagte nur des Nachts den Sternen
Und den Wellen seine Leiden.

»Als der Admiral zurück ging
Nach Hispanien, nahm ich Dienste
Bei Ojeda, und ich schiffte
Mit ihm aus auf Abenteuer.

»Don Ojeda war ein Ritter
Von der Fußzeh bis zum Scheitel,
Keinen bessern zeigte weiland
König Arthus' Tafelrunde.

»Fechten, fechten war die Wollust
Seiner Seele. Heiter lachend,
Focht er gegen wilde Rotten,
Die ihn zahllos oft umzingelt.

»Als ihn traf ein giftger Wurfspieß,
Nahm er stracks ein glühend rotes
Eisen, brannte damit aus
Seine Wunde, heiter lachend.

»Einst, bis an die Hüfte watend
Durch Moräste, deren Ausgang
Unbekannt, aufs Gratewohl,
Ohne Speise, ohne Wasser,

»Hatten wir schon dreißig Tage
Uns dahingeschleppt, von hundert
Zwanzig Mann schon achtzig
Waren auf dem Marsch verschmachtet –

»Und der Sumpf ward immer tiefer
Und wir jammerten verzweifelnd –
Doch Ojeda sprach uns Mut ein,
Unverzagt und heiter lachend.

»Später ward ich Waffenbruder
Des Bilbao – dieser Held,
Der so mutig wie Ojeda,
War kriegskundger in Entwürfen.

»Alle Adler des Gedankens
Nisteten in seinem Haupte,
Und in seinem Herzen herrlich
Strahlte Großmut wie die Sonne.

»Ihm verdankt die Krone Spaniens
Hundert Königtümer, größer
Als Europa und viel reicher
Als Venezia und Flandern.

»Zur Belohnung für die hundert
Königtümer, die viel größer
Als Europa und viel reicher
Als Venezia und Flandern,

»Gab man ihm ein hänfen Halsband,
Einen Strick, gleich einem Sünder
Ward Bilbao auf dem Marktplatz
Sankt Sebastians gehenkt.

»Kein so ritterlicher Degen,
Auch von gringerm Heldensinn,
Doch ein Feldherr sonder gleichen
War der Cortez, Don Fernando.

»In der winzigen Armada,
Welche Mexiko erobert,
Nahm ich Dienste – die Strapazen
Fehlten nicht bei diesem Feldzug.

»Dort gewann ich sehr viel Gold,
Aber auch das gelbe Fieber –
Ach! ein gutes Stück Gesundheit
Ließ ich bei den Mexikanern.

»Mit dem Golde hab ich Schiffe
Ausgerüstet. Meinem eignen
Stern vertrauend, hab ich endlich
Hier entdeckt die Insel Cuba,

»Die ich jetzo guberniere
Für Juanna von Kastilien
Und Fernand von Aragon,
Die mir allerhöchst gewogen.

»Habe nun erlangt, wonach
Stets die Menschen gierig laufen:
Fürstengunst und Ruhm und Würden,
Auch den Calatrava-Orden.

»Bin Statthalter, ich besitze
Wohl an hunderttausend Pesos
Gold in Barren, Edelsteine,
Säcke voll der schönsten Perlen –

»Ach, beim Anblick dieser Perlen
Werd ich traurig, denn ich denke:
Besser wärs, ich hätte Zähne,
Zähne wie in meiner Jugend –

»Jugendzähne! Mit den Zähnen
Ging verloren auch die Jugend –
Denk ich dran, schmachvoll ohnmächtig
Knirsch ich mit den morschen Stummeln.

»Jugendzähne, nebst der Jugend,
Könnt ich euch zurück erkaufen,
Gerne gäbe ich dafür
Alle meine Perlensäcke,

»Alle meine Edelsteine,
All mein Gold, an hunderttausend
Pesos wert, und obendrein
Meinen Calatrava-Orden –

»Nehmt mir Reichtum, Ruhm und Würden,
Nennt mich nicht mehr Excellenza,
Nennt mich lieber junger Maulaff,
Junger Gimpel, Bengel, Rotznas!

»Hochgebenedeite Jungfrau,
Hab Erbarmen mit dem Toren,
Der sich schamhaft heimlich abzehrt,
Und verbirgt sein eitles Elend!

»Jungfrau! dir allein enthüll ich
Mein Gemüte, dir gestehend,
Was ich nimmermehr gestände
Einem Heilgen in dem Himmel –

»Diese Heilgen sind ja Männer,
Und, Caracho! auch im Himmel
Soll kein Mann mitleidig lächeln
Über Juan Ponce de Leon.

»Du, o Jungfrau, bist ein Weib,
Und obgleich unwandelbar
Deine unbefleckte Schönheit,
Weiblich klugen Sinnes fühlst du

»Was er leidet, der vergänglich
Arme Mensch, wenn seines Leibes
Edle Kraft und Herrlichkeit
Dorrt und hinwelkt bis zum Zerrbild

»Ach, viel glücklicher als wir
Sind die Bäume, die gleichzeitig
Einer und derselbe Herbstwind
Ihres Blätterschmucks entkleidet –

»Alle stehen kahl im Winter,
Und da gibts kein junges Bäumchen,
Dessen grünes Laub verhöhnte
Die verwelkten Waldgenossen.

»Ach! bei uns, den Menschen, lebt
Jeder seine eigne Jahrzeit,
Während bei dem Einen Winter,
Ist es Frühling bei dem Andern,

»Und der Greis fühlt doppelt schmerzlich
Seine Ohnmacht bei dem Anblick
Jugendlicher Überkräfte –
Hochgebenedeite Jungfrau!

»Rüttle ab von meinen Gliedern
Dieses winterliche Alter,
Das mit Schnee bedeckt mein Haupt
Und mein Blut gefrieren macht –

»Sag der Sonne, daß sie wieder
Glut in meine Adern gieße,
Sag dem Lenze, daß er wecke
In der Brust die Nachtigallen –

»Ihre Rosen, gib sie wieder
Meinen Wangen, gib das Goldhaar
Wieder meinem Haupt, o Jungfrau –
Gib mir meine Jugend wieder!«

Als Don Juan Ponce de Leon
Vor sich hinsprach solcherlei,
Plötzlich in die beiden Hände
Drückte er sein Antlitz schmerzhaft.

Und er schluchzte und er weinte
So gewaltig und so stürmisch,
Daß die hellen Tränengüsse
Troffen durch die magern Finger.

II

Auf dem Festland bleibt der Ritter
Treu den alten Seemannsbräuchen,
Und wie einst auf seinem Schiffe
Schläft er Nachts in einem Hamak.

Auch die Wellenschlagbewegung,
Die so oft ihn eingeschläfert,
Will der Ritter nicht entbehren,
Und er läßt den Hamak schaukeln.

Dies Geschäft verrichtet Kaka,
Alte Indianerin,
Die vom Ritter die Muskitos
Abwehrt mit dem Pfauenwedel.

Während sie die luftge Wiege
Mit dem greisen Kinde schaukelt,
Lullt sie eine märchenhafte
Alte Weise ihrer Heimat.

Liegt ein Zauber in dem Singsang?
Oder in des Weibes Stimme,
Die so flötend wie Gezwitscher
Eines Zeisigs? Und sie singt:

»Kleiner Vogel Kolibri,
Führe uns nach Bimini;
Fliege du voran, wir folgen
In bewimpelten Pirogen.

»Kleines Fischchen Brididi,
Führe uns nach Bimini;
Schwimme du voran, wir folgen,
Rudernd mit bekränzten Stengen.

»Auf der Insel Bimini
Blüht die ewge Frühlingswonne,
Und die goldnen Lerchen jauchzen
Im Azur ihr Tirili.

»Schlanke Blumen überwuchern
Wie Savannen dort den Boden,
Leidenschaftlich sind die Düfte
Und die Farben üppig brennend.

»Große Palmenbäume ragen
Draus hervor, mit ihren Fächern
Wehen sie den Blumen unten
Schattenküsse, holde Kühle.

»Auf der Insel Bimini
Quillt die allerliebste Quelle;
Aus dem teuren Wunderborn
Fließt das Wasser der Verjüngung.

»So man eine welke Blume
Netzet mit etwelchen Tropfen
Dieses Wassers, blüht sie auf,
Und sie prangt in frischer Schöne.

»So man ein verdorrtes Reis
Netzet mit etwelchen Tropfen
Dieses Wassers, treibt es wieder
Neue Knospen, lieblich grünend.

»Trinkt ein Greis von jenem Wasser,
Wird er wieder jung; das Alter
Wirft er von sich, wie ein Käfer
Abstreift seine Raupenhülle.

»Mancher Graukopf, der zum blonden
Jüngling sich getrunken hatte,
Schämte sich zurückzukehren
Als Gelbschnabel in die Heimat –

»Manches Mütterchen insgleichen,
Die sich wieder jung geschlückert,
Wollte nicht nach Hause gehen
Als ein junges Ding von Dirnlein –

»Und die guten Leutchen blieben
Immerdar in Bimini;
Glück und Lenz hielt sie gefesselt
In dem ewgen Jugendlande . . .

»Nach dem ewgen Jugendlande,
Nach dem Eiland Bimini
Geht mein Sehnen und Verlangen;
Lebet wohl, ihr lieben Freunde!

»Alte Katze Mimili,
Alter Haushahn Kikriki,
Lebet wohl, wir kehren nie,
Nie zurück von Bimini!«

Also sang das Weib. Der Ritter
Horcht dem Liede schlummertrunken;
Manchmal nur, als wie im Traume,
Lallt er kindisch: Bimini!

III

Heiter überstrahlt die Sonne
Golf und Strand der Insel Cuba;
In dem blauen Himmel hängen
Heute lauter Violinen.

Rotgeküßt vom kecken Lenze,
In dem Mieder von Smaragden,
Bunt geputzt wie eine Braut,
Blüht und glüht die schöne Insel.

Auf dem Strande, farbenschillernd,
Wimmelt Volk von jedem Stande,
Jedem Alter; doch die Herzen
Pochen wie vom selben Pulsschlag.

Denn derselbe Trostgedanke
Hat sie alle gleich ergriffen,
Gleich beseligt — Er bekundet
Sich im stillen Freudezittern

Einer alten Beguine,
Die sich an den Krücken hinschleppt,
Und, den Rosenkranz abkugelnd,
Ihre Paternoster murmelt —

Es bekundet sich derselbe
Trostgedanken in dem Lächeln
Der Signora, die auf güldnem
Palankin getragen wird,

Und, im Munde eine Blume,
Kokettiert mit dem Hidalgo,
Der, die Schnurrbartzipfel kräuselnd,
Fröhlich ihr zur Seite wandelt —

Wie auf dem Gesicht der steifen
Soldateske, zeigt die Freude
Sich im klerikalen Antlitz,
Das sich menschlich heut entrunzelt —

Wie vergnügt der dünne Schwarzrock
Sich die Hände reibt! wie fröhlich!
Wie der feiste Kapuziner
Streichelt froh sein Doppelkinn!

Selbst der Bischof, der gewöhnlich
Griesgram aussieht, wenn er Messe
Lesen soll, weil dann sein Frühstück
Eingen Aufschub leiden muß —

Selbst der Bischof schmunzelt freudig,
Freudig glänzen die Karbunkeln
Seiner Nase, und im Festschmuck
Wackelt er einher vergnüglich

Unterm Purpurbaldachin,
Eingeräuchert von Chorknaben,
Und gefolgt von Clericis,
Die mit Goldbrokat bedeckt sind

Und goldgelbe Sonnenschirme
Über ihre Köpfe halten,
Kolossalen Champignons,
Welche wandeln, schier vergleichbar.

Nach dem hohen Gottestische
Geht der Zug, nach dem Altare,
Welcher unter freiem Himmel
Hier am Meeresstrand errichtet

Und verzieret ward mit Blumen,
Heilgenbildchen, Palmen, Bändern,
Silbernem Gerät, Goldflittern
Und Wachskerzen, lustig funkelnd.

Seine Eminenz der Bischof
Hält das Hochamt hier am Meere,
Und mit Weihe und Gebet
Will er hier den Segen sprechen

Über jene kleine Flotte,
Welche, auf der Reede schaukelnd,
Im Begriff ist abzusegeln
Nach der Insel Bimini.

Ja, die Schiffe dort, sie sind es,
Welche Juan Ponce de Leon
Ausgerüstet und bemannt,
Um die Insel aufzusuchen,

Wo das Wasser der Verjüngung
Lieblich sprudelt — Von dem Ufer
Viele tausend Segenswünsche
Folgen ihm, dem Menschheitsretter,

Ihm, dem edlen Weltwohltäter —
Hofft doch Jeder, daß der Ritter
Bei der Rückkehr einst auf Cuba
Ihm ein Fläschchen Jugend mitbringt —

Mancher schlückert schon im Geiste
Solche Labung, und sie schaukeln
Sich vor Wonne, wie die Schiffe,
Die dort ankern auf der Reede.

Es besteht aus fünf Fahrzeugen
Die Flottille — eine große
Karawelle, zwei Feluken
Und zwei kleine Brigantinen.

Admiralschiff ist die große
Karawelle, und die Flagge
Zeigt das Wappen von Kastilien,
Aragonien und Leon.

Einer Lauberhütte gleich,
Ist sie ausgeschmückt mit Maien,
Blumenkränzen und Girlanden
Und mit flatternd bunten Wimpeln.

Frau Speranza heißt das Schiff,
Und am Hinterteil als Puppe
Steht der Donna Konterfei,
Lebensgroß skulptiert aus Eichholz

Und bemalt mit ganz vorzüglich
Wohlgefirnißten Couleuren,
Welche Wind und Wetter trotzen,
Eine stattliche Figura.

Ziegelrot ist das Gesichte,
Ziegelrot ist Hals und Busen,
Der aus grünem Mieder quillt,
Auch des Rockes Farb ist grün.

Grün ist auch des Hauptes Kranz,
Pechschwarz ist das Haar, die Augen
Und die Brauen gleichfalls pechschwarz;
In der Hand hält sie ein Anker.

Die Armada der Flottille,
Sie besteht etwa aus hundert
Achtzig Mann, darunter sind
Nur sechs Weiber und sechs Priester.

Achtzig Mann und eine Dame
Sind am Bord der Karawelle,
Welche Juan Ponce de Leon
Selbst befehligt. Kaka heißt

Jene Dame — ja, die alte
Kaka ist jetzt eine Dame,
Heißt Señora Juanita,
Seit der Ritter sie erhoben

Zur Großfliegenwedelmeistrin,
Oberhamakschaukeldame
Und Mundschenkin künftger Jugend
Auf der Insel Bimini.

Als Symbol des Amtes hält sie
In der Hand ein Goldpokal,
Trägt auch eine hochgeschürzte
Tunika, wie eine Hebe.

Kostbarliche Brüßler Kanten,
Perlenschnüre, viele Dutzend,
Decken spöttisch die verwelkten
Braunen Reize der Señora.

Rokoko-anthropophagisch,
Karaibisch-Pompadour,
Hebet sich der Haarwulstkopfputz,
Der gespickt ist mit unzählgen

Vögelein, die, groß wie Käfer,
Durch des prächtigen Gefieders
Farbenschmelz wie Blumen aussehn,
Die formiert aus Edelsteinen.

Diese närrische Frisur
Von Gevögel paßt vortrefflich
Zu der Kaka wunderlichem
Papageienvogelantlitz.

Seitenstück zu dieser Fratze
Bildet Juan Ponce de Leon,
Welcher, zuversichtlich glaubend
An die baldige Verjüngung,

Sich im Voraus schon geworfen
Ins Kostüm der lieben Jugend,
Und sich bunt herausgeputzt
In der Geckentracht der Mode:

Schnabelschuhn mit Silberglöcklein,
Wie 'n Gelbschnabel, und geschlitzte
Hosen, wo das rechte Bein
Rosafarben, während grün,

Grün gestreift das linke Bein —
Wohlgepuffte Atlasjacke,
Kurzer Mantel, keck geachselt —
Ein Barett mit drei Straußfedern —

Also ausstaffiert, in Händen
Eine Laute haltend, tänzelt
Auf und ab der Admiral
Und erteilt die Schiffsbefehle.

Er befiehlt, daß man die Anker
Lichten soll, im Augenblicke
Wo des Hochamts Ende melden
Von dem Strande die Signale.

Er befiehlt, daß bei der Abfahrt
Die Kanonen aller Schiffe
Mit drei Dutzend Ehrenschüssen
Cuba salutieren sollen.

Er befiehlt – und lacht und dreht sich
Auf dem Absatz wie ein Kreisel –
Bis zur Trunkenheit berauscht ihn
Süßer Hoffnung toller Traumtrank –

Und er kneift die armen Saiten
Seiner Laute, daß sie wimmern,
Und mit altgebrochner Stimme
Meckert er die Singsangworte:

»Kleiner Vogel Kolibri,
Kleines Fischchen Brididi,
Fliegt und schwimmt voraus, und zeiget
Uns den Weg nach Bimini!«

IV

Juan Ponce de Leon wahrlich
War kein Tor, kein Faselante,
Als er unternahm die Irrfahrt
Nach der Insel Bimini.

Ob der Existenz der Insel
Hegt er niemals einen Zweifel –
Seiner alten Kaka Singsang
War ihm Bürgschaft und Gewähr.

Mehr als andre Menschenkinder
Wundergläubig ist der Seemann,
Hat er doch vor Augen stets
Flammend groß die Himmelswunder,

Während ihn umrauscht beständig
Die geheimnisvolle Meerflut,
Deren Schoß entstiegen weiland
Donna Venus Aphrodite. –

In den folgenden Trochäen
Werden wir getreu berichten,
Wie der Ritter viel Strapazen,
Ungemach und Drangsal ausstand –

Ach, anstatt von altem Siechtum
Zu genesen, ward der Ärmste
Heimgesucht von vielen neuen
Leibesübeln und Gebresten.

Während er die Jugend suchte,
Ward er täglich noch viel älter,
Und verrunzelt, abgemergelt
Kam er endlich in das Land,

In das stille Land, wo schaurig
Unter schattigen Zypressen
Fließt ein Flüßlein, dessen Wasser
Gleichfalls wundertätig heilsam —

Lethe heißt das gute Wasser!
Trink daraus, und du vergißt
All dein Leiden — ja, vergessen
Wirst du was du je gelitten —

Gutes Wasser! gutes Land!
Wer dort angelangt, verläßt es
Nimmermehr — denn dieses Land
Ist das wahre Bimini.

Nachlese

Liebesverse

I

Ramsgate

1

»O des liebenswürdigen Dichters,
Dessen Lieder uns entzücken!
Hätten wir ihn in der Nähe,
Seine Lippen zu beglücken!«

Während liebenswürdige Damen
Also liebenswürdig dachten,
Mußt ich, hundert Meil entfernt,
In der öden Fremde schmachten —

Und es hilft uns Nichts im Norden,
Wenn im Süden schönes Wetter,
Und von zugedachten Küssen
Wird das magre Herz nicht fetter.

2

Ein ungeheurer Kalkfelsen, gleich einem schönen, weißen Frauenbusen, erhebt sich über dem Meere, das verliebte Meer drängt sich an ihn heran, umspielt und bespritzt ihn neckend, und umschlingt ihn mit seinen gewaltigen Wellenarmen. Auf jenem weißen Felsen steht eine hohe Stadt, und dort, auf hohem Balkone, steht eine schöne Frau und spielt heitere Weisen auf der spanischen Gitarre.

Unter dem Balkone steht ein deutscher Dichter, und wie die holden Melodien zu ihm hinabsteigen, so akkompagniert sie seine Seele unwillkürlich, und es dringen hervor die Worte:

»O, daß ich wär das wilde Meer,
Und du der Felsen drüber her —«

Unser deutscher Dichter hat aber diese Worte nicht gesungen, sondern bloß gedacht. Erstens fehlte es ihm an Stimme, zweitens war er zu blöde — Als er am selben Abend die schöne Frau längs der Meeresküste spazieren führte, da war er ganz und gar stumm.

Die Wellen drängten sich wilder an die weiße Felsenbrust, und über dem Wasser warf der Mond seinen langen Strahl, wie eine goldene Brücke nach dem Lande der Verheißung.

II

Wenn junge Herzen brechen,
So lachen drob die Sterne,
Sie lachen und sie sprechen
Herab aus der blauen Ferne:

»Die armen Menschen lieben
Sich zwar mit vollen Seelen,
Und müssen sich doch betrüben,
Und gar zu Tode quälen.

»Wir haben nie empfunden
Die Liebe, die so verderblich
Den armen Menschen drunten,
Drum sind wir auch unsterblich.«

III

Zum Polterabend

1

Mit deinen großen, allwissenden Augen
Schaust du mich an, und du hast Recht:
Wie konnten wir zusammen taugen,
Da du so gut, und ich so schlecht!

Ich bin so schlecht und bitterblütig,
Und Spottgeschenke bring ich dar
Dem Mädchen, das so lieb und gütig,
Und ach! sogar aufrichtig war.

2

O, du kanntest Koch und Küche,
Loch und Schliche, Tür und Tor!
Wo wir nur zusammen strebten,
Kamst du immer mir zuvor.

Jetzt heiratest du mein Mädchen,
Teurer Freund, das wird zu toll –
Toller ist es nur, daß *ich* dir
Dazu gratulieren soll!

3

»O, die Liebe macht uns selig,
O, die Liebe macht uns reich!«
Also singt man tausendkehlig
In dem heilgen römschen Reich.

Du, du fühlst den Sinn der Lieder,
Und sie klingen, teurer Freund,
Jubelnd dir im Herzen wieder,
Bis der große Tag erscheint:

Wo die Braut, mit roten Bäckchen,
Ihre Hand in deine legt,
Und der Vater, mit den Säckchen,
Dir den Segen überträgt.

Säckchen voll mit Geld, unzählig,
Linnen, Betten, Silberzeug –
O, die Liebe macht uns selig,
O, die Liebe macht uns reich!

4

Der weite Boden ist überzogen
Mit Blumendecken, der grüne Wald,
Er wölbt sich hoch zu Siegesbogen,
Gefiederte Einzugmusik erschallt.

Es kommt der schöne Lenz geritten,
Sein Auge sprüht, die Wange glüht!
Ihr solltet ihn zur Hochzeit bitten,
Denn gerne weilt er, wo Liebe blüht.

IV

[Bertha]

Sie tat so fromm, sie tat so gut,
Ich glaubt einen Engel zu lieben;
Sie schrieb die schönsten Briefe mir,
Und konnt keine Blume betrüben.

In Bälde sollte Hochzeit sein,
Das hörten die lieben Verwandten,
Die Bertha war ein dummes Ding,
Denn sie folgte den Basen und Tanten.

Sie hielt nicht Treu, sie hielt nicht Schwur,
Ich hab es gern ihr vergeben;
Sie hätte in der Ehe sonst
Verbittert mir Lieben und Leben.

Denk ich nun an ein treulos Weib,
So denk an Bertha ich wieder,
Und habe nur noch einen Wunsch:
Sie komme recht glücklich nieder.

V

[Im Dome]

Des Oberkirchners Töchterlein
Führt' mich in die heiligen Hallen;
Ihr Haar war blond, ihr Wuchs war klein,
Ihr Tuch vom Halse gefallen.

Ich sah für einiger Groschen Preis
Die Gräber und Kreuze und Lichte
Im alten Dom; da ward mir heiß —
Ich sah in Elsbeths Gesichte.

Und schaute wieder hie und da
Die heiligen Kirchenmonstranzen;
Im Unterrock, Halleluja!
Die Weiber am Fenster tanzen.

Des Oberkirchners Töchterlein
Blieb mit mir zusammen stehen;
Sie hat ein Augenpaar gar fein,
Drin hab ich Alles gesehen.

Des Oberkirchners Töchterlein
Führt' mich aus den heiligen Hallen;
Ihr Hals war rot, ihr Mund war klein,
Ihr Tuch vom Busen gefallen.

VI

Ich mache die kleinen Lieder
Der Herzallerliebsten mein,
Die heben ihr klingend Gefieder
Und fliegen zu dir hinein.

Es stammen die kleinen Jungen
Vom schnalzenden Herrn Gemahl,
Die kommen zu dir gesprungen
Über Wiese, Busch und Tal.

Die Leute so gerne weilen
Bei meiner Lieder Chor,
Doch bei der Jungen Heulen
Sie halten sich zu das Ohr.

Und der dies Lied gesungen,
Der liegt allein in der Nacht
Und hätte weit lieber die Jungen,
Ach, als die Lieder gemacht!

VII

Kalte Herzen

Als ich dich zum ersten Male
In der Welt von Pappe sah,
Spieltest du in Gold und Seide
Shylocks Tochter: Jessica.

Klar und kalt war deine Stimme,
Kalt und klar war deine Stirne,
Und du glichst, o Donna Clara,
Einer schönen Gletscherfirne.

Und der Jud verlor die Tochter,
Und der Christ nahm dich zum Weibe,
Armer Shylock, ärmrer Lorenz!
Und mir fror das Herz im Leibe.

Als ich dich zum andren Male
In vertrauter Nähe sah,
War ich dir der Don Lorenzo
Und du warst mir Jessica.

Und du schienst berauscht von Liebe,
Und ich war berauscht von Weine,
Küßte trunken deine Augen,
Diese kalten Edelsteine.

Plötzlich ward mir ehstandslüstern:
Hatte ich den Kopf verloren?
Oder war in deiner Nähe
Der Verstand mir nur erfroren?

Nach Sibirien, nach Sibirien!
Führte mich die Hochzeitsreise,
Einer Steppe glich das Ehbett,
Kalt und starr und grau von Eise.

In der Steppe lag ich einsam
Und mir froren alle Glieder,
Leise wimmern hört ich meine
Halberstarrten Liebeslieder.

Und ich darf ein schneeig Kissen
An das heiße Herz mir drücken.
Amor klappern alle Zähne,
Jessica kehrt mir den Rücken. —

* * *

Ach, und diese armen Kinder,
Meine Lieder, meine Witze,
Werden sämtlich nun geboren
Mit erfrorner Nasenspitze!

Meine Muse hat den Schnupfen
— Musen sind sensible Tiere —
Und sie sagt mir: Lieber Heinrich,
Laß mich ziehn, eh ich erfriere.

O, ihr kalten Liebestempel,
Matt erwärmt von Pfennigskerzen,
Warum zeigt mein Liebeskompaß
Nach dem Nordpol solcher Herzen?

VIII

Welch ein zierlich Ebenmaß
In den hochgeschoßnen Gliedern!
Auf dem schlanken Hälschen wiegt sich
Ein bezaubernd kleines Köpfchen.

Reizend halb und halb auch rührend
Ist das Antlitz, wo sich mischen
Wollustblicke eines Weibes
Und das Lächeln eines Kindes.

Läg nur nicht auf deinen Schultern
Hie und da, wie dicker Schatten,
Etwas Erdenstaub, ich würde
Mit der Venus dich vergleichen –

Mit der Göttin Aphrodite,
Die der Meeresflut entstiegen,
Anmutblühend, schönheitstrahlend,
Und, versteht sich, wohlgewaschen.

IX

»Augen, sterblich schöne Sterne!«
Also mag das Liedchen klingen,
Das ich weiland in Toskana
An dem Meere hörte singen.

Eine kleine Dirne sang es,
Die am Meere Netze flickte,
Sah mich an, bis ich die Lippen
An ihr rotes Mündchen drückte.

An das Lied, an Meer und Netze
Hab ich wieder denken müssen,
Als ich dich zuerst erblickte –
Doch nun muß ich dich auch küssen.

X

Es erklingt wie Liedestöne
Alles, was ich denk und fühl.
Ach! da hat der kleine schöne
Liebesgott die Hand im Spiel.

Der Maestro im Theater
Meines Herzens ist er jetzt,
Was ich fühl und denke, hat er
Gleich schon in Musik gesetzt.

XI

Was bedeuten gelbe Rosen? —
Liebe, die mit Ärger kämpft,
Ärger, der die Liebe dämpft,
Lieben und sich dabei erbosen.

XII

Wir müssen zugleich uns betrüben
Und lachen, wenn wir schaun,
Daß sich die Herzen lieben
Und sich die Köpfe nicht traun.

Fühlst du, mein süßes Liebchen,
Wie liebend mein Herz bewegt?
Sie schüttelt das Köpfchen und flüstert:
»Gott weiß, für wen es schlägt!«

XIII

Das macht den Menschen glücklich,
Das macht den Menschen matt,
Wenn er drei sehr schöne Geliebte
Und nur zwei Beine hat.

Der Einen lauf ich des Morgens,
Der Andern des Abends nach;
Die Dritte kommt zu mir des Mittags
Wohl unter mein eignes Dach.

Lebt wohl, ihr drei Geliebten,
Ich hab zwei Beine nur,
Ich will in ländlicher Stille
Genießen die schöne Natur.

XIV

Mit dummen Mädchen, hab ich gedacht,
Nichts ist mit dummen anzufangen,
Doch als ich mich an die klugen gemacht,
Da ist es mir noch schlimmer ergangen.

Die klugen waren mir viel zu klug,
Ihr Fragen machte mich ungeduldig,
Und wenn ich selber das Wichtigste frug,
Da blieben sie lachend die Antwort schuldig.

XV

Kitty

1

Den Tag, den hab ich so himmlisch verbracht,
Den Abend verbracht ich so göttlich,
Der Wein war gut und Kitty war schön,
Und das Herz war unersättlich.

Die roten Lippen, die küßten so wild,
So stürmisch, so sinneverwirrend;
Die braunen Augen schauten mich an
So zärtlich, so knisternd, so girrend.

Das hielt mich umschlungen, und nur mit List
Konnt ich entschlüpfen am Ende,
Ich hatte mit ihrem eigenen Haar
Ihr festgebunden die Hände.

2

Unsre Seelen bleiben freilich,
In platonischer Empfindung,
Fest vereinigt; unzerstörbar
Ist die geistige Verbindung.

Ja, sogar im Trennungsfalle
Fänden sie doch leicht sich wieder;
Denn die Seelen haben Flügel,
Schnelles Schmetterlingsgefieder,

Und dabei sind sie unsterblich,
Und die Ewigkeit ist lange;
Und wer Zeit hat und wer suchet,
Findet was er auch verlange.

Doch den Leibern, armen Leibern,
Wird die Trennung sehr verderblich,
Haben keine Flügel, haben
Nur zwei Beine, und sind sterblich.

Das bedenke, schöne Kitty,
Sei vernünftig, klug und weise;
Bleib in Frankreich bis zum Frühling,
Bis ich mit nach England reise.

3

Das Glück, das gestern mich geküßt,
Ist heute schon zerronnen,
Und treue Liebe hab ich nie
Auf lange Zeit gewonnen.

Die Neugier hat wohl manches Weib
In meinen Arm gezogen;
Hat sie mir mal ins Herz geschaut,
Ist sie davon geflogen.

Die Eine lachte, eh sie ging,
Die Andre tät erblassen;
Nur Kitty weinte bitterlich,
Bevor sie mich verlassen.

4

Geträumtes Glück

Als die junge Rose blühte
Und die Nachtigall gesungen,
Hast du mich geherzt, geküsset,
Und mit Zärtlichkeit umschlungen.

Nun der Herbst die Ros entblättert
Und die Nachtigall vertrieben,
Bist du auch davon geflogen,
Und ich bin allein geblieben.

Lang und kalt sind schon die Nächte,
Sag, wie lange wirst du säumen?
Soll ich immer mich begnügen
Nur vom alten Glück zu träumen?

5

Es läuft dahin die Barke,
Wie eine flinke Gemse.
Bald sind wir auf der Themse,
Bald sind wir im Regentsparke.

Da wohnet meine Kitty,
Mein allerliebstes Weibchen,
Es gibt kein weißres Leibchen
Im West-End und in der City.

Schon meiner Ankunft gewärtig,
Füllt sie den Wasserkessel
Und rückt an den Herd den Sessel;
Den Tee, den find ich fertig.

6

Kitty stirbt! und ihre Wangen
Seh ich immer mehr erblassen.
Dennoch kurz vor ihrem Tode
Muß ich Ärmster sie verlassen.

Kitty stirbt! und kalt gebettet
Liegt sie bald im Kirchhofsgrunde.
Und sie weiß es! Doch für Andre
Sorgt sie bis zur letzten Stunde.

Sie verlangt, daß ich die Strümpfe
Nächsten Winter tragen solle,
Die sie selber mir gestrickt hat
Von der wärmsten Lämmerwolle.

7

Der scheidende Sommer

Das gelbe Laub erzittert,
Es fallen die Blätter herab,
Ach, alles was hold und lieblich
Verwelkt und sinkt ins Grab.

Die Gipfel des Waldes umflimmert
Ein schmerzlicher Sonnenschein,
Das mögen die letzten Küsse
Des scheidenden Sommers sein.

Mir ist, als müßt ich weinen
Aus tiefstem Herzensgrund,
Dies Bild erinnert mich wieder
An unsre Abschiedsstund.

Ich mußte von dir scheiden,
Und wußte, du stürbest bald,
Ich war der scheidende Sommer,
Du warst der kranke Wald.

8

Augen, die ich längst vergessen,
Wollen wieder mich verstricken,
Wieder bin ich wie verzaubert
Von des Mädchens sanften Blicken.

Ihre Lippen küssen wieder
Mich in jene Zeit zurücke,
Wo ich schwamm des Tags in Torheit,
Und des Nachts in vollem Glücke.

9

Mir redet ein die Eitelkeit,
Daß du mich heimlich liebest;
Doch klügre Einsicht flüstert mir,
Daß du nur Großmut übest,

Daß du den Mann zu würdgen strebst,
Den Andre unterschätzen,
Daß du mir doppelt gütig bist,
Weil Andre mich verletzen.

Du bist so hold, du bist so schön,
So tröstlich ist dein Kosen!
Die Worte klingen wie Musik,
Und duften wie die Rosen.

Du bist mir wie ein hoher Stern,
Der mich vom Himmel grüßet,
Und meine Erdennacht erhellt,
Und all mein Leid versüßet.

10

Es glänzt so schön die sinkende Sonne,
Doch schöner ist deiner Augen Schein.
Das Abendrot und deine Augen
Sie strahlen mir traurig ins Herz hinein.

Das Abendrot bedeutet Scheiden
Und Herzensnacht und Herzensweh.
Bald fließet zwischen meinem Herzen
Und deinen Augen die weite See.

11

Er ist so herzbeweglich,
Der Brief, den sie geschrieben:
Sie werde mich ewig lieben,
Ewig, unendlich, unsäglich.

Sie ennuyiere sich täglich,
Ihr sei die Brust beklommen —
»Du mußt herüber kommen
Nach England, so bald als möglich.«

XVI

An Jenny

Ich bin nun fünfunddreißig Jahr alt,
Und du bist fünfzehnjährig kaum . .
O Jenny, wenn ich dich betrachte,
Erwacht in mir der alte Traum!

Im Jahre achtzehnhundert siebzehn
Sah ich ein Mädchen, wunderbar
Dir ähnlich an Gestalt und Wesen,
Auch trug sie ganz wie du das Haar.

Ich geh auf Universitäten,
Sprach ich zu ihr, ich komm zurück
In kurzer Zeit, erwarte meiner.
Sie sprach: »Du bist mein einzges Glück«.

Drei Jahre schon hatt ich Pandekten
Studiert, als ich am ersten Mai
Zu Göttingen die Nachricht hörte,
Daß meine Braut vermählet sei.

Es war am ersten Mai! Der Frühling
Zog lachend grün durch Feld und Tal,
Die Vögel sangen, und es freute
Sich jeder Wurm im Sonnenstrahl.

Ich aber wurde blaß und kränklich,
Und meine Kräfte nahmen ab;
Der liebe Gott nur kann es wissen,
Was ich des Nachts gelitten hab.

Doch ich genas. Meine Gesundheit
Ist jetzt so stark wie 'n Eichenbaum . . .
O Jenny, wenn ich dich betrachte,
Erwacht in mir der alte Traum!

XVII

‹In der Frühe›

Meine gute, liebe Frau,
Meine gütge Frau Geliebte,
Hielt bereit den Morgenimbiß,
Braunen Kaffee, weiße Sahne.

Und sie schenkt ihn selber ein,
Scherzend, kosend, lieblich lächelnd.
In der ganzen Christenheit
Lächelt wohl kein Mund so lieblich!

Auch der Stimme Flötenton
Findet sich nur bei den Engeln,
Oder allenfalls hienieden
Bei den besten Nachtigallen.

Wie die Hände liljenweiß!
Wie das Haar sich träumend ringelt
Um das rosge Angesicht!
Ihre Schönheit ist vollkommen.

Heute nur bedünkt es mich
— Weiß nicht warum —, ein bißchen schmäler
Dürfte ihre Taille sein,
Nur ein kleines bißchen schmäler.

XVIII

Das Hohelied

Des Weibes Leib ist ein Gedicht,
Das Gott der Herr geschrieben
Ins große Stammbuch der Natur,
Als ihn der Geist getrieben.

Ja, günstig war die Stunde ihm,
Der Gott war hochbegeistert;
Er hat den spröden, rebellischen Stoff
Ganz künstlerisch bemeistert.

Fürwahr, der Leib des Weibes ist
Das Hohelied der Lieder;
Gar wunderbare Strophen sind
Die schlanken, weißen Glieder.

O welche göttliche Idee
Ist dieser Hals, der blanke,
Worauf sich wiegt der kleine Kopf,
Der lockige Hauptgedanke!

Der Brüstchen Rosenknospen sind
Epigrammatisch gefeilet;
Unsäglich entzückend ist die Cäsur,
Die streng den Busen teilet.

Den plastischen Schöpfer offenbart
Der Hüften Parallele;
Der Zwischensatz mit dem Feigenblatt
Ist auch eine schöne Stelle.

Das ist kein abstraktes Begriffspoem!
Das Lied hat Fleisch und Rippen,
Hat Hand und Fuß; es lacht und küßt
Mit schöngereimten Lippen.

Hier atmet wahre Poesie!
Anmut in jeder Wendung!
Und auf der Stirne trägt das Lied
Den Stempel der Vollendung.

Lobsingen will ich dir, o Herr,
Und dich im Staub anbeten!
Wir sind nur Stümper gegen dich,
Den himmlischen Poeten.

Versenken will ich mich, o Herr,
In deines Liedes Prächten;
Ich widme seinem Studium
Den Tag mitsamt den Nächten.

Ja, Tag und Nacht studier ich dran,
Will keine Zeit verlieren;
Die Beine werden mir so dünn —
Das kommt vom vielen Studieren.

XIX

An die Tochter der Geliebten

Ich seh dich an und glaub es kaum –
Es war ein schöner Rosenbaum –
Die Düfte stiegen mir lockend zu Häupten,
Daß sie mir zuweilen das Hirn betäubten –
Es blüht hervor die Erinnerung –
Ach! damals war ich närrisch und jung –
Jetzt bin ich alt und närrisch – Ein Stechen
Fühl ich im Aug – Nun muß ich sprechen
In Reimen sogar – es wird mir schwer, –
Das Herz ist voll, der Kopf ist leer!

Du kleine Cousinenknospe! es zieht
Bei deinem Anblick durch mein Gemüt
Gar seltsame Trauer, in seinen Tiefen
Erwachen Bilder, die lange schliefen –
Sirenenbilder, sie schlagen auf
Die lachenden Augen, sie schwimmen herauf
Lustplätschernd – Die Schönste der Schar
Die gleicht dir selber auf ein Haar! –

Das ist der Jugend Frühlingstraum –
Ich seh dich an und glaub es kaum!
Das sind die Züge der teuren Sirene,
Das sind die Blicke, das sind die Töne –
Sie hat ein süßkrötiges Stimmelein,
Bezaubernd die Herzen groß und klein –
Die Schmeicheläuglein spielen ins Grüne,
Meerwunderlich mahnend an Delphine –
Ein bißchen spärlich die Augenbraun,
Doch hochgewölbt und anzuschaun
Wie anmutstolze Siegesbogen –
Auch Grübchenringe, lieblich gezogen,

Dicht unter dem Aug, in den rosigen Wänglein —
Doch leider weder Menschen noch Englein
Sind ganz vollkommen — Das herrlichste Wesen
Hat seine Fehler, wie wir lesen
In alten Märchen. Herr Lusignan,
Der einst die schönste Meerfee gewann,
Hat doch an ihr, in manchen Stunden,
Den heimlichen Schlangenschwanz gefunden.

XX

Lebewohl

Hatte wie ein Pelikan
Dich mit eignem Blut getränket,
Und du hast mir jetzt zum Dank
Gall und Wermut eingeschenket.

Böse war es nicht gemeint,
Und so heiter blieb die Stirne,
Leider mit Vergeßlichkeit
Angefüllt ist dein Gehirne.

Nun leb wohl — du merkst es kaum,
Daß ich weinend von dir scheide.
Gott erhalte, Törin, dir
Flattersinn und Lebensfreude!

XXI

Es geht am End, es ist kein Zweifel,
Der Liebe Glut, sie geht zum Teufel.
Sind wir einmal von ihr befreit,
Beginnt für uns die beßre Zeit,
Das Glück der kühlen Häuslichkeit.
Der Mensch genießet dann die Welt,
Die immer lacht fürs liebe Geld.
Er speist vergnügt sein Leibgericht,
Und in den Nächten wälzt er nicht
Schlaflos sein Haupt, er ruhet warm
In seiner treuen Gattin Arm.

XXII

Die Liebesgluten, die so lodernd flammten,
Wo gehn sie hin, wenn unser Herz verglommen?
Sie gehn dahin, woher sie einst gekommen,
Zur Hölle, wo sie braten, die Verdammten.

XXIII

Geleert hab ich nach Herzenswunsch
Der Liebe Kelch, ganz ausgeleert;
Das ist ein Trank, der uns verzehrt
Wie flammenheißer Kognakpunsch.

Da lob ich mir die laue Wärme
Der Freundschaft; jedes Seelenweh
Stillt sie, erquickend die Gedärme
Wie eine fromme Tasse Tee.

XXIV

Welcher Frevel, Freund! Abtrünnig
Wirst du deiner fetten Hanne,
Und du liebst jetzt jene spinnig
Dürre, magre Marianne!

Läßt man sich vom Fleische locken,
Das ist immer noch verzeihlich;
Aber Buhlschaft mit den Knochen,
Diese Sünde ist abscheulich!

Das ist Satans böse Tücke,
Er verwirret unsre Sinne:
Wir verlassen eine Dicke,
Und wir nehmen eine Dünne!

XXV

Celimene

Glaube nicht, daß ich aus Dummheit
Dulde deine Teufeleien;
Glaub auch nicht, ich sei ein Herrgott,
Der gewohnt ist zu verzeihen.

Deine Nücken, deine Tücken
Hab ich freilich still ertragen.
Andre Leut an meinem Platze
Hätten längst dich tot geschlagen.

Schweres Kreuz! Gleichviel, ich schlepp es!
Wirst mich stets geduldig finden —
Wisse, Weib, daß ich dich liebe,
Um zu büßen meine Sünden.

Ja, du bist mein Fegefeuer,
Doch aus deinen schlimmen Armen
Wird geläutert mich erlösen
Gottes Gnade und Erbarmen.

Romanzen und vermischte Gedichte

I

Wo?

Wo wird einst des Wandermüden
Letzte Ruhestätte sein?
Unter Palmen in dem Süden?
Unter Linden an dem Rhein?

Werd ich wo in einer Wüste
Eingescharrt von fremder Hand?
Oder ruh ich an der Küste
Eines Meeres in dem Sand?

Immerhin! Mich wird umgeben
Gotteshimmel, dort wie hier,
Und als Totenlampen schweben
Nachts die Sterne über mir.

II

Im Mondenglanze ruht das Meer,
Die Wogen murmeln leise;
Mir wird das Herz so bang und schwer,
Ich denk der alten Weise,

Der alten Weise, die uns singt
Von den verlornen Städten,
Wo aus dem Meeresgrunde klingt
Glockengeläut und Beten –

Das Läuten und das Beten, wißt,
Wird nicht den Städten frommen,
Denn was einmal begraben ist,
Das kann nicht wiederkommen.

III

Die Flucht

Die Meeresfluten blitzen,
Bestrahlt vom Mondenschein.
Im schwanken Kahne sitzen
Zwei Buhlen, die schiffen allein.

»Du wirst ja blaß und blasser,
Du Herzallerliebste mein!« –
»Geliebter! dort ruderts im Wasser,
Mein Vater holt uns ein.« –

»Wir wollen zu schwimmen versuchen,
Du Herzallerliebste mein!« –
»Geliebter! ich hör ihn schon fluchen,
Ich höre ihn toben und schrein.« –

»Halt nur den Kopf in die Höhe,
Du Herzallerliebste mein!« –
»Geliebter! Das Wasser, o wehe,
Dringt mir in die Ohren hinein.« –

»Es werden steif mir die Füße,
O Herzallerliebste mein!« –
»Geliebter! der Tod muß süße
In deinen Armen sein.«

IV

Die ungetreue Luise.

Die ungetreue Luise,
Sie kam mit sanftem Geflüster.
Da saß der arme Ulrich,
Die Kerzen, die brannten so düster.

Sie koste und sie scherzte,
Sie will ihn heiter machen . . .
»Mein Gott, wie bist du verändert,
Ich hör dich nicht mehr lachen!«

Sie koste und sie scherzte,
Zu seinen Füßen gelagert . . .
»Mein Gott, wie deine Hände
So kalt und abgemagert!«

Sie koste und sie scherzte,
Doch mußte sie wieder stocken . . .
»Mein Gott, so grau wie Asche
Sind jetzo deine Locken!«

Da saß der arme Ulrich,
Sein Herz war wie gebrochen,
Er küßte sein böses Liebchen,
Doch hat er kein Wort gesprochen.

V

Die Hexe

»Liebe Nachbarn, mit Vergunst!
Eine Hex, durch Zauberkunst,
Kann sich in ein Tier verwandeln,
Um die Menschen zu mißhandeln.

»Eure Katz ist meine Frau;
Ich erkenne sie genau
Am Geruch, am Glanz der Augen,
Spinnen, Schnurren, Pfötchensaugen . . .«

Der Nachbar und die Nachbarin,
Sie riefen: »Jürgen, nimm sie hin!«
Der Hofhund bellt: »Wau! wau!«
Die Katze schreit: »Miau!«

VI

Der sterbende Almansor

Auf die schlafende Zuleima
Fallen Tränen, glühend heiße,
Meiner Tränen Flut benetzet
Ihre Hand, die schwanenweiße.

Auf die schlafende Zuleima
Fällt mein Blut in roten Tropfen,
Und sie seufzet schwer im Traume,
Und das Herzchen hör ich klopfen.

Ach! der Schmerz ist stumm geboren,
Ohne Zunge in dem Munde,
Hat nur Tränen, hat nur Blut,
Blut aus tiefer Todeswunde.

VII

Der Helfer

Frohlockst, Plantagenet, und glaubst,
Daß du die letzte Hoffnung uns raubst,
Weil deine Knechte ein Grabmal fanden,
Worauf der Name »Arthur« gestanden.

Arthur ist nicht gestorben, es barg
Nicht seinen Leichnam der steinerne Sarg.
Ich selber sah ihn vor wenig Tagen
Lebendigen Leibes im Walde jagen.

Er trug ein Kleid von grünem Samt,
Die Lippe lacht', das Auge flammt'.
Er kam mit seinen Jagdgenossen
Einhergeritten auf stolzen Rossen.

Wie allgewaltig sein Hifthorn schallt
Trara – trara – durch Tal und Wald!
Die Zauberklänge, die Wundertöne,
Sie sind verständlich für Cornwalls Söhne.

Sie melden: die Zeit ist noch nicht da,
Doch kommt sie bald – Trara – trara!
Und König Arthur mit seinen Getreuen
Wird von den Normannen das Land befreien.

VIII

Lied der Marketenderin

⟨Aus dem Dreißigjährigen Krieg⟩

Und die Husaren lieb ich sehr,
Ich liebe sehr dieselben;
Ich liebe sie ohne Unterschied,
Die blauen und die gelben.

Und die Musketiere lieb ich sehr,
Ich liebe die Musketiere,
Sowohl Rekrut als Veteran,
Gemeine und Offiziere.

Die Kavallerie und die Infanterie,
Ich liebe sie alle, die Braven;
Auch hab ich bei der Artillerie
Gar manche Nacht geschlafen.

Ich liebe den Deutschen, ich lieb den Franzos,
Die Welschen und Niederländschen,
Ich liebe den Schwed, den Böhm und Spanjol,
Ich liebe in ihnen den Menschen.

Gleichviel von welcher Heimat, gleichviel
Von welchem Glaubensbund ist
Der Mensch, er ist mir lieb und wert,
Wenn nur der Mensch gesund ist.

Das Vaterland und die Religion,
Das sind nur Kleidungstücke —
Fort mit der Hülle! daß ich ans Herz
Den nackten Menschen drücke.

Ich bin ein Mensch, und der Menschlichkeit
Geb ich mich hin mit Freude;
Und wer nicht gleich bezahlen kann,
Für den hab ich die Kreide.

Der grüne Kranz vor meinem Zelt,
Der lacht im Licht der Sonne;
Und heute schenk ich Malvasier
Aus einer frischen Tonne.

IX

Warnung

Verletze nicht durch kalten Ton
Den Jüngling, welcher dürftig fremd,
Um Hilfe bittend, zu dir kömmt —
Er ist vielleicht ein Göttersohn.

Siehst du ihn wieder einst, sodann
Die Gloria sein Haupt umflammt;
Den strengen Blick, der dich verdammt,
Dein Auge nicht ertragen kann.

X

Jammertal

Der Nachtwind durch die Luken pfeift,
Und auf dem Dachstublager
Zwei arme Seelen gebettet sind;
Sie schauen so blaß und mager.

Die eine arme Seele spricht:
Umschling mich mit deinen Armen,
An meinen Mund drück fest deinen Mund,
Ich will an dir erwarmen.

Die andere arme Seele spricht:
Wenn ich dein Auge sehe,
Verschwindet mein Elend, der Hunger, der Frost
Und all mein Erdenwehe.

Sie küßten sich viel, sie weinten noch mehr,
Sie drückten sich seufzend die Hände,
Sie lachten manchmal und sangen sogar,
Und sie verstummten am Ende.

Am Morgen kam der Kommissär,
Und mit ihm kam ein braver
Chirurgus, welcher konstatiert
Den Tod der beiden Kadaver.

Die strenge Wittrung, erklärte er,
Mit Magenleere vereinigt,
Hat Beider Ableben verursacht, sie hat
Zum mindestens solches beschleunigt.

Wenn Fröste eintreten, setzt' er hinzu,
Sei höchst notwendig Verwahrung
Durch wollene Decken; er empfahl
Gleichfalls gesunde Nahrung.

XI

Eduard

Panaschierter Leichenwagen,
Schwarzbehängte Trauerpferde!
Ihm, den sie zu Grabe tragen,
Glückte nichts auf dieser Erde.

War ein junger Mann. Er hätte
Gern wie Andre sich erquicket
An dem irdischen Bankette,
Doch es ist ihm nicht geglücket.

Lieblich ward ihm eingeschenket
Der Champagner, perlenschäumend,
Doch er saß, das Haupt gesenket,
Melancholisch ernst und träumend.

Manchmal ließ er in den Becher
Eine stille Träne fließen,
Während rings umher die Zecher
Ihre Lust erschallen ließen.

Nun geh schlafen! Viel freudsamer
Wachst du auf in Himmelssälen,
Und kein Weltrausch-Katzenjammer
Wird dich dort wie Andre quälen.

XII

Erlauschtes

»O kluger Jekef, wie viel hat dir
Der lange Christ gekostet,
Der Gatte deines Töchterleins?
Sie war schon ein bißchen verrostet.

»Du zahltest sechzig tausend Mark?
Du zahltest vielleicht auch siebzig?
Ist nicht zu viel für Christenfleisch —
Dein Töchterlein war so schnippsig.

»Ich bin ein Schlemihl! Wohl doppelt so viel
Hat man mir abgenommen,
Und hab für all mein schönes Geld
Nur Schund, nur Schofel bekommen.«

Der kluge Jekef lächelt so klug,
Und spricht wie Nathan der Weise:
»Du gibst zu viel und zu rasch, mein Freund,
Und du verdirbst uns die Preise.

»Du hast nur dein Geschäft im Kopf,
Denkst nur an Eisenbahne,
Doch ich bin ein Müßiggänger, ich geh
Spazieren und brüte Plane.

»Wir überschätzen die Christen zu sehr,
Ihr Wert hat abgenommen,
Ich glaube, für hundert tausend Mark
Kannst du einen Papst bekommen.

»Ich hab für mein zweites Töchterlein
Jetzt einen Bräutgam im Petto,
Der ist Senator und mißt sechs Fuß,
Hat keine Cousinen im Ghetto.

»Nur vierzig tausend Mark Kurant
Geb ich für diesen Christen;
Die Hälfte der Summe zahl ich komptant,
Den Rest verzinst in Fristen.

»Mein Sohn wird Bürgermeister einst,
Trotz seinem hohen Rücken;
Ich setz es durch — der Wandrahm soll
Sich vor meinem Samen bücken.

»Mein Schwager, der große Spitzbub, hat
Mir gestern zugeschworen:
Du kluger Jekef, es geht an dir
Ein Talleyrand verloren.«

Das waren die Worte, die mir einst,
Als ich spazieren gegangen
Zu Hamburg auf dem Jungfernstieg,
Ans Ohr vorüber klangen.

XIII

Rationalistische Exegese

Nicht von Raben, nein mit Raben
Wurde Elias ernähret —
Also ohne Wunder haben
Wir die Stelle uns erkläret.

Ja, anstatt gebratner Tauben,
Gab man ihm gebratne Raben,
Wie wir deren selbst mit Glauben
Zu Berlin gespeiset haben.

XIV

Stoßseufzer

Unbequemer neuer Glauben!
Wenn sie uns den Herrgott rauben,
Hat das Fluchen auch ein End —
Himmel-Herrgott-Sakrament!

Wir entbehren leicht das Beten,
Doch das Fluchen ist von nöten,
Wenn man gegen Feinde rennt —
Himmel-Herrgott-Sakrament!

Nicht zum Lieben, nein, zum Hassen
Sollt ihr uns den Herrgott lassen,
Weil man sonst nicht fluchen könnt —
Himmel-Herrgott-Sakrament!

XV

Es war einmal ein Teufel,
Ein Teufel gar und ganz,
Da kam ein kleines Äfflein,
Das zog ihn an dem Schwanz.

Es zog und zog so lange,
Ihm ward, er wußt nicht wie,
Er jauchzte und er brüllte,
Er gab ihm drei Ecü.

XVI

Guter Rat

Gib ihren wahren Namen immer
In deiner Fabel ihren Helden.
Wagst du es nicht, ergehts dir schlimmer:
Zu deinem Eselbilde melden
Sich gleich ein Dutzend graue Toren —
»Das sind ja meine langen Ohren!«
Ruft Jeder, »dieses gräßlich grimme
Gebreie ist ja meine Stimme!
Der Esel bin ich! Obgleich nicht genannt,
Erkennt mich doch mein Vaterland,
Mein Vaterland Germania!
Der Esel bin ich! I-A! I-A!« —
Hast einen Dummkopf schonen wollen,
Und zwölfe sind es, die dir grollen.

XVII

Duelle

Zwei Ochsen disputierten sich
Auf einem Hofe fürchterlich.
Sie waren beide zornigen Blutes,
Und in der Hitze des Disputes
Hat einer von ihnen, zornentbrannt,
Den andern einen Esel genannt.
Da »Esel« ein Tusch ist bei den Ochsen,
So mußten die beiden John Bulle sich boxen.

Auf selbigem Hofe zu selbiger Zeit
Gerieten auch zwei Esel in Streit,
Und heftig stritten die beiden Langohren,
Bis einer so sehr die Geduld verloren,
Daß er ein wildes I-A ausstieß,
Und den andern einen Ochsen hieß.
Ihr wißt, ein Esel fühlt sich tuschiert,
Wenn man ihn »Ochse« tituliert.
Und ein Zweikampf, die Beiden stießen
Sich mit den Köpfen, mit den Füßen,
Gaben sich manchen Tritt in den Podex,
Wie es gebietet der Ehre Kodex.

Und die Moral? Ich glaub, es gibt Fälle,
Wo unvermeidlich sind die Duelle,
Es muß sich schlagen der Student,
Den man einen dummen Jungen nennt.

XVIII

Aus der Zopfzeit

Fabel

Zu Kassel waren zwei Ratten,
Die Nichts zu essen hatten.

Sie sahen sich lange hungrig an,
Die eine Ratte zu wispern begann:

»Ich weiß einen Topf mit Hirsebrei,
Doch leider steht eine Schildwach dabei,

»Sie trägt kurfürstliche Uniform,
Und hat einen Zopf, der ist enorm,

»Die Flinte ist geladen mit Schrot,
Und wer sich naht, den schießt sie tot!«

Die andere Ratte knistert
Mit ihren Zähnchen und wispert:

»Des Kurfürsten Durchlaucht sind gescheit,
Er liebt die gute alte Zeit,

»Die Zeit der alten Katten,
Die lange Zöpfe hatten.

»Durch ihre Zöpfe die Katten
Wetteiferten mit den Ratten.

»Der Zopf ist aber das Sinnbild nur
Des Schwanzes, den uns verlieh die Natur,

»Wir auserwählten Geschöpfe,
Wir haben natürliche Zöpfe.

»O Kurfürst, liebst du die Katten,
So liebst du auch die Ratten;

»Gewiß für uns dein Herze klopft,
Da wir schon von der Natur bezopft.

»O gib, du edler Philozopf,
O gib uns frei den Hirsetopf,

»O gib uns frei den Topf mit Brei,
Und löse ab die Schildwach dabei!

»Für solche Huld, für solchen Brei,
Wir wollen dir dienen mit Lieb und Treu.

»Und stirbst du einst, auf deinem Grab
Wir schneiden uns traurig die Schwänze ab,

»Und flechten sie um dein Haupt als Kranz;
Dein Lorbeer sei ein Rattenschwanz!«

XIX

Der tugendhafte Hund

Ein Pudel, der mit gutem Fug
Den schönen Namen Brutus trug,
War viel berühmt im ganzen Land
Ob seiner Tugend und seinem Verstand.
Er war ein Muster der Sittlichkeit,
Der Langmut und Bescheidenheit.
Man hörte ihn loben, man hörte ihn preisen
Als einen vierfüßigen Nathan den Weisen.
Er war ein wahres Hundejuwel!
So ehrlich und treu! eine schöne Seel!
Auch schenkte sein Herr in allen Stücken
Ihm volles Vertrauen, er konnte ihn schicken
Sogar zum Fleischer. Der edle Hund
Trug dann einen Hängekorb im Mund,
Worin der Metzger das schöngehackte
Rindfleisch, Schaffleisch, auch Schweinefleisch packte. —
Wie lieblich und lockend das Fett gerochen,
Der Brutus berührte keinen Knochen,
Und ruhig und sicher, mit stoischer Würde,
Trug er nach Hause die kostbare Bürde.

Doch unter den Hunden wird gefunden
Auch eine Menge von Lumpenhunden
— Wie unter uns —, gemeine Köter,
Tagdiebe, Neidharde, Schwerenöter,
Die ohne Sinn für sittliche Freuden
Im Sinnenrausch ihr Leben vergeuden!
Verschworen hatten sich solche Racker
Gegen den Brutus, der treu und wacker,
Mit seinem Korb im Maule, nicht
Gewichen von dem Pfad der Pflicht. —

Und eines Tages, als er kam
Vom Fleischer und seinen Rückweg nahm
Nach Hause, da ward er plötzlich von allen
Verschwornen Bestien überfallen;
Da ward ihm der Korb mit dem Fleisch entrissen,
Da fielen zu Boden die leckersten Bissen,
Und fraßbegierig über die Beute
Warf sich die ganze hungrige Meute —
Brutus sah Anfangs dem Schauspiel zu
Mit philosophischer Seelenruh;
Doch als er sah, daß solchermaßen
Sämtliche Hunde schmausten und fraßen,
Da nahm auch er an der Mahlzeit Teil
Und speiste selbst eine Schöpsenkeul.

Moral

Auch du, mein Brutus, auch du, du frißt?
So ruft wehmütig der Moralist.
Ja, böses Beispiel kann verführen;
Und, ach! gleich allen Säugetieren,
Nicht ganz und gar vollkommen ist
Der tugendhafte Hund — er frißt!

XX

Pferd und Esel

Auf eisernen Schienen, so schnell wie der Blitz,
Dampfwagen und Dampfkutschen
Mit dem schwarzbewimpelten Rauchfangmast
Prasselnd vorüberrutschen.

Der Troß kam einem Gehöft vorbei,
Wo über die Hecke guckte
Langhalsig ein Schimmel, neben ihm stand
Ein Esel, der Disteln schluckte.

Mit stierem Blick sah lange das Pferd
Dem Zuge nach. Es zittert
An allen Gliedern, und seufzt und spricht:
Der Anblick hat mich erschüttert!

Wahrhaftig, wär ich nicht von Natur
Bereits gewesen ein Schimmel,
Erbleichend vor Schrecken wär mir die Haut
Jetzt weiß geworden, — o Himmel!

Bedroht ist das ganze Pferdegeschlecht
Von schrecklichen Schicksalsschlägen.
Obgleich ein Schimmel, schau ich jedoch
Einer schwarzen Zukunft entgegen.

Uns Pferde tötet die Konkurrenz
Von diesen Dampfmaschinen —
Zum Reiten, zum Fahren wird sich der Mensch
Des eisernen Viehes bedienen.

Und kann der Mensch zum Reiten uns,
Zum Fahren uns entbehren —
Ade der Hafer! Ade das Heu!
Wer wird uns dann ernähren?

Des Menschen Herz ist hart wie Stein;
Der Mensch gibt keinen Bissen
Umsonst. Man jagt uns aus dem Stall,
Wir werden verhungern müssen.

Wir können nicht borgen und stehlen nicht,
Wie jene Menschenkinder,
Auch schmeicheln nicht, wie der Mensch und der Hund —
Wir sind verfallen dem Schinder.

So klagte das Roß, und seufzte tief.
Der Langohr unterdessen
Hat mit der gemütlichsten Seelenruh
Zwei Distelköpfe gefressen.

Er leckte die Schnauze mit der Zung,
Und gemütlich begann er zu sprechen:
Ich will mir wegen der Zukunft nicht
Schon heute den Kopf zerbrechen.

Ihr stolzen Rosse seid freilich bedroht
Von einem schrecklichen Morgen.
Für uns bescheidne Esel jedoch
Ist keine Gefahr zu besorgen.

So Schimmel wie Rappen, so Schecken wie Fuchs,
Ihr seid am Ende entbehrlich,
Uns Esel jedoch ersetzt Hans Dampf
Mit seinem Schornstein schwerlich.

Wie klug auch die Maschinen sind,
Welche die Menschen schmieden,
Dem Esel bleibt zu jeder Zeit
Sein sicheres Dasein beschieden.

Der Himmel verläßt seine Esel nicht,
Die, ruhig im Pflichtgefühle,
Wie ihre frommen Väter getan,
Tagtäglich traben zur Mühle.

Das Mühlrad klappert, der Müller mahlt
Und schüttet das Mehl in die Säcke,
Das trag ich zum Bäcker, der Bäcker backt,
Und der Mensch frißt Bröte und Wecke.

In diesem uralten Naturkreislauf
Wird ewig die Welt sich drehen,
Und ewig unwandelbar, wie die Natur,
Wird auch der Esel bestehen.

Moral

Die Ritterzeit hat aufgehört,
Und hungern muß das stolze Pferd.
Dem armen Luder, dem Esel, aber
Wird niemals fehlen sein Heu und Haber.

XXI

Testament

Ich mache jetzt mein Testament,
Es geht nun bald mit mir zu End.
Nur wundre ich mich, daß nicht schon längstens
Mein Herz gebrochen vor Gram und Ängsten.

Du aller Frauen Huld und Zier,
Luise! ich vermache dir
Zwölf alte Hemde und hundert Flöhe
Und dreimalhundert tausend Flüche.

Dem guten Freund, der mit gutem Rat
Mir immer riet und nie was tat,
Jetzt, als Vermächtnis, rat ich ihm selber:
Nimm eine Kuh und zeuge Kälber.

Wem geb ich meine Religion,
Den Glauben an Vater, Geist und Sohn?
Der Kaiser von China, der Rabbi von Posen,
Sie sollen Beide darum losen.

Den deutschen Freiheits- und Gleichheitstraum,
Die Seifenblasen vom besten Schaum,
Vermach ich dem Zensor der Stadt Krähwinkel,
Nahrhafter freilich ist Pumpernickel.

Die Taten, die ich noch nicht getan,
Den ganzen Vaterlandsrettungsplan,
Nebst einem Rezept gegen Katzenjammer,
Vermach ich den Helden der badischen Kammer.

Und eine Schlafmütz, weiß wie Kreid,
Vermach ich dem Vetter, der zur Zeit
Für die Heidschnuckenrechte so kühn geredet,
Jetzt schweigt er wie ein echter Römer.

Und ich vermache dem Sittenwart
Und Glaubensvogt zu Stuttegard
Ein Paar Pistolen (doch nicht geladen),
Kann seiner Frau damit Furcht einjagen.

Ein treues Abbild von meinem Steiß
Vermach ich der schwäbischen Schule, ich weiß,
Ihr wolltet mein Gesicht nicht haben,
Nun könnt ihr am Gegenteil euch laben.

Zwölf Krüge Seidlitzer Wasser vermach
Ich dem edlen Dichtergemüt, das, ach!
Seit Jahren leidet an Sangesverstopfung,
Ihn tröstete Liebe, Glaube und Hoffnung.

Und dieses ist ein Kodizill:
Für den Fall, daß keiner annehmen will
Die erwähnten Legate, so sollen sie alle
Der römisch-katholischen Kirche verfallen.

Zeitgedichte

I

Hymnus

Ich bin das Schwert, ich bin die Flamme.

Ich habe euch erleuchtet in der Dunkelheit, und als die Schlacht begann, focht ich voran, in der ersten Reihe.

Rund um mich her liegen die Leichen meiner Freunde, aber wir haben gesiegt. Wir haben gesiegt, aber rund umher liegen die Leichen meiner Freunde. In die jauchzenden Triumphgesänge tönen die Choräle der Totenfeier. Wir haben aber weder Zeit zur Freude noch zur Trauer. Aufs Neue erklingen die Trommeten, es gilt neuen Kampf –

Ich bin das Schwert, ich bin die Flamme.

II

Vermittlung

Du bist begeistert, du hast Mut –
Auch das ist gut!
Doch kann man mit Begeistrungsschätzen
Nicht die Besonnenheit ersetzen.

Der Feind, ich weiß es, kämpfet nicht
Für Recht und Licht –
Doch hat er Flinten und nicht minder
Kanonen, viele Hundertpfünder.

Nimm ruhig dein Gewehr zur Hand –
Den Hahn gespannt –
Und ziele gut – wenn Leute fallen,
Mag auch dein Herz vor Freude knallen.

III

Deutschland!

(Geschrieben im Sommer 1840)

Deutschland ist noch ein kleines Kind,
Doch die Sonne ist seine Amme;
Sie säugt es nicht mit stiller Milch,
Sie säugt es mit wilder Flamme.

Bei solcher Nahrung wächst man schnell
Und kocht das Blut in den Adern.
Ihr Nachbarskinder, hütet euch
Mit dem jungen Burschen zu hadern!

Es ist ein täppisches Rieselein,
Reißt aus dem Boden die Eiche,
Und schlägt euch damit den Rücken wund
Und die Köpfe windelweiche.

Dem Siegfried gleicht er, dem edlen Fant,
Von dem wir singen und sagen;
Der hat, nachdem er geschmiedet sein Schwert,
Den Amboß entzwei geschlagen!

Ja, du wirst einst wie Siegfried sein
Und töten den häßlichen Drachen,
Heisa! wie freudig vom Himmel herab
Wird deine Frau Amme lachen!

Du wirst ihn töten, und seinen Hort,
Die Reichskleinodien, besitzen.
Heisa! wie wird auf deinem Haupt
Die goldne Krone blitzen!

IV

Diesseits und jenseits des Rheins

Sanftes Rasen, wildes Kosen,
Tändeln mit den glühnden Rosen,
Holde Lüge, süßer Dunst,
Die Veredlung roher Brunst,
Kurz, der Liebe heitre Kunst –
Da seid Meister ihr, Franzosen!

Aber wir verstehn uns baß,
Wir Germanen, auf den Haß.
Aus Gemütes Tiefen quillt er,
Deutscher Haß! Doch riesig schwillt er,
Und mit seinem Gifte füllt er
Schier das Heidelberger Faß.

V

An einen politischen Dichter

Du singst, wie einst Tyrtäus sang,
Von Heldenmut beseelet,
Doch hast du schlecht dein Publikum
Und deine Zeit gewählet.

Beifällig horchen sie dir zwar,
Und loben, schier begeistert:
Wie edel dein Gedankenflug,
Wie du die Form bemeistert.

Sie pflegen auch beim Glase Wein
Ein Vivat dir zu bringen
Und manchen Schlachtgesang von dir
Lautbrüllend nachzusingen.

Der Knecht singt gern ein Freiheitslied
Des Abends in der Schenke:
Das fördert die Verdauungskraft,
Und würzet die Getränke.

VI

An Georg Herwegh

Herwegh, du eiserne Lerche,
Mit klirrendem Jubel steigst du empor
Zum heiligen Sonnenlichte!
Ward wirklich der Winter zu nichte?
Steht wirklich Deutschland im Frühlingsflor?

Herwegh, du eiserne Lerche,
Weil du so himmelhoch dich schwingst,
Hast du die Erde aus dem Gesichte
Verloren – Nur in deinem Gedichte
Lebt jener Lenz, den du besingst.

VII

Fragment

Die Eule studierte Pandekten,
Kanonisches Recht und die Glossa,
Und als sie kam nach Welschland,
Sie frug: »Wo liegt Canossa?«

Die alten matten Raben,
Sie ließen die Flügel hangen,
Sie sprachen: »Das alte Canossa
Ist längstens untergegangen.

»Wir möchten ein neues bauen,
Doch fehlt dazu das Beste:
Die Marmorblöcke, die Quadern,
Und die gekrönten Gäste.«

VIII

Die schlesischen Weber

Im düstern Auge keine Träne,
Sie sitzen am Webstuhl und fletschen die Zähne:
Deutschland, wir weben dein Leichentuch,
Wir weben hinein den dreifachen Fluch –
Wir weben, wir weben!

Ein Fluch dem Gotte, zu dem wir gebeten
In Winterskälte und Hungersnöten;
Wir haben vergebens gehofft und geharrt,
Er hat uns geäfft und gefoppt und genarrt –
Wir weben, wir weben!

Ein Fluch dem König, dem König der Reichen,
Den unser Elend nicht konnte erweichen,
Der den letzten Groschen von uns erpreßt
Und uns wie Hunde erschießen läßt –
Wir weben, wir weben!

Ein Fluch dem falschen Vaterlande,
Wo nur gedeihen Schmach und Schande,
Wo jede Blume früh geknickt,
Wo Fäulnis und Moder den Wurm erquickt –
Wir weben, wir weben!

Das Schiffchen fliegt, der Webstuhl kracht,
Wir weben emsig Tag und Nacht –
Altdeutschland, wir weben dein Leichentuch,
Wir weben hinein den dreifachen Fluch,
Wir weben, wir weben!

IX

Unsere Marine

(Nautisches Gedicht)

Wir träumten von einer Flotte jüngst,
Und segelten schon vergnüglich
Hinaus aufs balkenlose Meer,
Der Wind war ganz vorzüglich.

Wir hatten unsern Fregatten schon
Die stolzesten Namen gegeben,
Prutz hieß die eine, die andre hieß
Hoffmann von Fallersleben.

Da schwamm der Kutter Freiligrath,
Darauf als Puppe die Büste
Des Mohrenkönigs, die wie ein Mond
(Versteht sich ein schwarzer) grüßte.

Da kamen geschwommen ein Gustav Schwab,
Ein Pfizer, ein Kölle, ein Mayer,
Auf jedem stand ein Schwabengesicht
Mit einer hölzernen Leier.

Da schwamm die Birch-Pfeiffer, eine Brigg,
Sie trug am Fockmast das Wappen
Der deutschen Admiralität
Auf schwarz-rot-goldnem Lappen.

Wir kletterten keck an Bugspriet und Raan
Und trugen uns wie Matrosen,
Die Jacke kurz, der Hut beteert,
Und weite Schifferhosen.

Gar Mancher, der früher nur Tee genoß
Als wohlerzogner Ehmann,
Der soff jetzt Rum und kaute Tabak,
Und fluchte wie ein Seemann.

Seekrank ist Mancher geworden sogar,
Und auf dem Fallersleben,
Dem alten Brander, hat Mancher sich
Gemütlich übergeben.

Wir träumten so schön, wir hatten fast
Schon eine Seeschlacht gewonnen –
Doch als die Morgensonne kam,
Ist Traum und Flotte zerronnen.

Wir lagen noch immer im heimischen Bett
Mit ausgestreckten Knochen.
Wir rieben uns aus den Augen den Schlaf,
Und haben gähnend gesprochen:

»Die Welt ist rund. Was nützt es am End
Zu schaukeln auf müßiger Welle!
Der Weltumsegler kommt zuletzt
Zurück auf dieselbe Stelle.«

X

Lobgesänge auf König Ludwig

1

Das ist Herr Ludwig von Bayerland,
Desgleichen gibt es wenig,
Das Volk der Bavaren verehrt in ihm
Den angestammelten König.

Er liebt die Kunst, und die schönsten Fraun
Die läßt er porträtieren,
Er geht in diesem gemalten Serail
Als Kunst-Eunuch spazieren.

Bei Regensburg läßt er erbaun
Eine marmorne Schädelstätte,
Und er hat höchstselbst für jeden Kopf
Verfertigt die Etikette.

»Walhallagenossen«, ein Meisterwerk,
Worin er jedweden Mannes
Verdienste, Charakter und Taten gerühmt,
Von Teut bis Schinderhannes.

Nur Luther, der Dickkopf, fehlt in Walhall,
Und es feiert ihn nicht der Walhall-Wisch,
In Naturaliensammlungen fehlt
Oft unter den Fischen der Walfisch.

Herr Ludwig ist ein großer Poet,
Und singt er, so stürzt Apollo
Vor ihm auf die Kniee und bittet und fleht:
Halt ein! ich werde sonst toll, o!

Herr Ludwig ist ein mutiger Held,
Wie Otto, das Kind, sein Söhnchen;
Der kriegte den Durchfall zu Athen,
Und hat dort besudelt sein Thrönchen.

Stirbt einst Herr Ludwig, so kanonisiert
Zu Rom ihn der heilige Vater –
Die Glorie paßt für ein solches Gesicht,
Wie Manschetten für unseren Kater!

Sobald auch die Affen und Känguruhs
Zum Christentum sich bekehren,
Sie werden gewiß Sankt Ludewig
Als Schutzpatron verehren.

2

Herr Ludewig von Bayerland
Sprach seufzend zu sich selber:
Der Sommer weicht, der Winter naht,
Das Laub wird immer gelber.

Der Schelling und der Cornelius,
Sie mögen von dannen wandern,
Dem Einen erlosch im Kopf die Vernunft,
Die Phantasie dem Andern.

Doch daß man aus meiner Krone stahl
Die beste Perle, daß man
Mir meinen Turnkunstmeister geraubt,
Das Menschenjuwel, den Maßmann –

Das hat mich gebeugt, das hat mich geknickt,
Das hat mir die Seele zerschmettert:
Mir fehlt jetzt der Mann, der in seiner Kunst
Den höchsten Pfahl erklettert!

Ich sehe die kurzen Beinchen nicht mehr,
Nicht mehr die platte Nase;
Er schlug wie ein Pudel frisch-fromm-fröhlich-frei
Die Purzelbäume im Grase.

Nur Altdeutsch verstand er, der Patriot,
Nur Jakob-Grimmisch und Zeunisch;
Fremdwörter blieben ihm immer fremd,
Griechisch zumal und Lateinisch.

Er hat, ein vaterländisch Gemüt,
Nur Eichelkaffee getrunken,
Franzosen fraß er und Limburger Käs,
Nach letzterm hat er gestunken.

O Schwager! gib mir den Maßmann zurück!
Denn unter den Gesichtern
Ist sein Gesicht, was ich selber bin,
Als Dichter unter den Dichtern.

O Schwager! behalt den Cornelius,
Auch Schelling, (daß du den Rückert
Behalten kannst, versteht sich von selbst) –
Wenn nur der Maßmann zurückkehrt!

O Schwager! begnüge dich mit dem Ruhm,
Daß du mich verdunkelt heute;
Ich, der in Deutschland der Erste war,
Ich bin nur noch der Zweite . . .

3

Zu München in der Schloßkapell
Steht eine schöne Madonne;
Sie trägt in den Armen ihr Jesulein,
Der Welt und des Himmels Wonne.

Als Ludewig von Bayerland
Das Heiligenbild erblicket,
Da kniete er nieder andachtsvoll
Und stotterte selig verzücket:

»Maria, Himmelskönigin,
Du Fürstin sonder Mängel!
Aus Heilgen besteht dein Hofgesind,
Und deine Diener sind Engel.

»Geflügelte Pagen warten dir auf,
Sie flechten dir Blumen und Bänder
Ins goldene Haar, sie tragen dir nach
Die Schleppe deiner Gewänder.

»Maria, reiner Morgenstern,
Du Lilje sonder Makel,
Du hast so manches Wunder getan,
So manches fromme Mirakel –

»O, laß aus deiner Gnaden Born
Auch mir ein Tröpflein gleiten!
Gib mir ein Zeichen deiner Huld,
Der hochgebenedeiten!« –

Die Muttergottes bewegt sich alsbald,
Sichtbar bewegt sich ihr Mündchen,
Sie schüttelt ungeduldig das Haupt
Und spricht zu ihrem Kindchen:

»Es ist ein Glück, daß ich auf dem Arm
Dich trage und nicht mehr im Bauche,
Ein Glück, daß ich vor dem Versehn
Mich nicht mehr zu fürchten brauche.

»Hätt ich in meiner Schwangerschaft
Erblickt den häßlichen Toren,
Ich hätte gewiß einen Wechselbalg
Statt eines Gottes geboren.«

XI

König Ludwig an den König von Preußen

Stammverwandter Hohenzoller,
Sei dem Wittelsbach kein Groller,
Zürne nicht ob Lola Montez,
Selber habend nie gekonnt es.

XII

Der neue Alexander

1

Es ist ein König in Thule, der trinkt
Champagner, es geht ihm nichts drüber;
Und wenn er seinen Champagner trinkt,
Dann gehen die Augen ihm über.

Die Ritter sitzen um ihn her,
Die ganze historische Schule;
Ihm aber wird die Zunge schwer,
Es lallt der König von Thule:

»Als Alexander, der Griechenheld,
Mit seinem kleinen Haufen,
Erobert hatte die ganze Welt,
Da gab er sich ans Saufen.

»Ihn hatten so durstig gemacht der Krieg
Und die Schlachten, die er geschlagen;
Er soff sich zu Tode nach dem Sieg,
Er konnte nicht viel vertragen.

»Ich aber bin ein stärkerer Mann
Und habe mich klüger besonnen:
Wie jener endete, fang ich an,
Ich hab mit dem Trinken begonnen.

»Im Rausche wird der Heldenzug
Mir später weit besser gelingen,
Dann werde ich, taumelnd von Krug zu Krug,
Die ganze Welt bezwingen.«

2

Erster Feldzug

Da sitzt er und schwatzt, mit lallender Zung,
Der neue Alexander,
Den Plan der Welteroberung,
Den setzt er auseinander:

»Lothringen und Elsaß, das weiß ich längst,
Die fallen uns zu von selber,
Der Stute folgt am End der Hengst,
Es folgen der Kuh die Kälber.

»Mich lockt die Champagne, das beßre Land,
Wo jene Reben sprießen,
Die lieblich erleuchten unsern Verstand
Und uns das Leben versüßen.

»Hier soll sich erproben mein Kriegesmut,
Hier soll der Feldzug beginnen,
Es knallen die Pfropfen, das weiße Blut
Wird aus den Flaschen rinnen.

»Hier wird mein junges Heldentum
Bis zu den Sternen moussieren!
Ich aber verfolge meinen Ruhm,
Ich will auf Paris marschieren.

»Dort vor der Barriere mach ich Halt,
Denn vor den Barrierepforten
Da wird kein Oktroi bezahlt
Für Wein von allen Sorten.«

3

»Mein Lehrer, mein Aristoteles,
Der war zuerst ein Pfäffchen
Von der französischen Kolonie,
Und trug ein weißes Beffchen.

»Er hat nachher als Philosoph
Vermittelt die Extreme,
Und leider Gottes! hat er mich
Erzogen nach seinem Systeme.

»Ich ward ein Zwitter, ein Mittelding,
Das weder Fleisch noch Fisch ist,
Das von den Extremen unsrer Zeit
Ein närrisches Gemisch ist.

»Ich bin nicht schlecht, ich bin nicht gut,
Nicht dumm und nicht gescheute,
Und wenn ich gestern vorwärts ging,
So geh ich rückwärts heute.

»Ein aufgeklärter Obskurant,
Und weder Hengst noch Stute!
Ja, ich begeistre mich zugleich
Für Sophokles und die Knute.

»Herr Jesus ist meine Zuversicht,
Doch auch den Bacchus nehme
Ich mir zum Tröster, vermittelnd stets
Die beiden Götter-Extreme.«

XIII

Wälsche Sage

Zu Turin, im alten Schlosse,
Sehen wir, aus Stein gemetzt,
Wie ein Weib mit einem Rosse
Sodomitisch sich ergötzt.

Und es heißt: daß jene Dame
Die erlauchte Mutter ward
Eines Fürstenstamms, der Same
Schlug fürwahr nicht aus der Art.

Ja, sie hatten Alle wenig
Von der menschlichen Natur!
Und an jedem Sardenkönig
Merkte man die Pferdespur.

Stets brutal zugleich und blöde,
Stallgedanken, jammervoll,
Ein Gewieher ihre Rede,
Eine Bestie jeder Zoll.

Du allein, du des Geschlechtes
Letzter Sprößling, fühlst und denkst
Wie ein Mensch, und hast ein echtes
Christenherz, und bist kein Hengst.

XIV

König Langohr I.

Bei der Königswahl, wie sich versteht,
Hatten die Esel die Majorität,
Und es wurde ein Esel zum König gewählt.
Doch hört, was jetzt die Chronik erzählt:

Der gekrönte Esel bildete sich
Jetzt ein, daß er einem Löwen glich;
Er hing sich um eine Löwenhaut,
Und brüllte wie ein Löwe so laut.
Er pflegte Umgang nur mit Rossen –
Das hat die alten Esel verdrossen.
Bulldoggen und Wölfe waren sein Heer,
Drob murrten die Esel noch viel mehr.
Doch als er den Ochsen zum Kanzler erhoben,
Vor Wut die Esel rasten und schnoben.
Sie drohten sogar mit Revolution!
Der König erfuhr es, und stülpte die Kron
Sich schnell aufs Haupt und wickelte schnell
Sich in sein mutiges Löwenfell.
Dann ließ er vor seines Thrones Stufen
Die malkontenten Esel rufen,
Und hat die folgende Rede gehalten:

»Hochmögende Esel, ihr jungen und alten!
Ihr glaubt, daß ich ein Esel sei
Wie ihr, ihr irrt euch, ich bin ein Leu;
Das sagt mir Jeder an meinem Hofe,
Von der Edeldame bis zur Zofe.
Mein Hofpoet hat ein Gedicht
Auf mich gemacht, worin er spricht:
‚Wie angeboren dem Kamele
Der Buckel ist, ist deiner Seele
Die Großmut des Löwen angeboren –
Es hat dein Herz keine langen Ohren!‘

So singt er in seiner schönsten Strophe,
Die Jeder bewundert an meinem Hofe.
Hier bin ich geliebt; die stolzesten Pfauen
Wetteifern, mein königlich Haupt zu krauen.
Die Künste beschütz ich; man muß gestehn,
Ich bin zugleich August und Mäcen.
Ich habe ein schönes Hoftheater;
Die Heldenrollen spielt mein Kater.
Die Mimin Mimi, die holde Puppe,
Und zwanzig Möpse bilden die Truppe.
Ich hab eine Malerakademie
Gestiftet für Affen von Genie.
Als ihren Direktor hab ich in Petto
Den Rafael des Hamburger Ghetto,
Lehmann vom Dreckwall, zu engagieren;
Er soll mich auch selber porträtieren.
Ich hab eine Oper, ich hab ein Ballett,
Wo halb entkleidet und ganz kokett
Gar allerliebste Vögel singen
Und höchst talentvolle Flöhe springen.
Kapellenmeister ist Meyer-Bär,
Der musikalische Millionär;
Jetzt schreibt der große Bären-Meyer
Ein Festspiel zu meiner Vermählungsfeier.
Ich selber übe die Tonkunst ein wenig,
Wie Friedrich der Große, der Preußenkönig.
Er blies die Flöte, ich schlage die Laute,
Und manches schöne Auge schaute
Sehnsüchtig mich an, wenn ich mit Gefühl
Geklimpert auf meinem Saitenspiel.
Mit Freude wird einst die Königin
Entdecken, wie musikalisch ich bin!
Sie selbst ist eine vollkommene Stute
Von hoher Geburt, vom reinsten Blute.
Sie ist eine nahe Anverwandte
Von Don Quixottes Rosinante;
Ihr Stammbaum bezeugt, daß sie nicht minder

Verwandt mit dem Bayard der Haimonskinder;
Sie zählt auch unter ihren Ahnen
Gar manchen Hengst, der unter den Fahnen
Gottfrieds von Bouillon gewiehert hat,
Als dieser erobert die heilige Stadt.
Vor allem aber durch ihre Schöne
Glänzt sie! Wenn sie schüttelt die Mähne,
Und wenn sie schnaubt mit den rosigen Nüstern,
Jauchzt auf mein Herz, entzückt und lüstern —
Sie ist die Blume und Krone der Mähren
Und wird mir einen Kronerben bescheren.
Ihr seht, verknüpft mit dieser Verbindung
Ist meiner Dynastie Begründung.
Mein Name wird nicht untergehn,
Wird ewig in Klios Annalen bestehn.
Die hohe Göttin wird von mir sagen,
Daß ich ein Löwenherz getragen
In meiner Brust, daß ich weise und klug
Regiert und auch die Laute schlug.«

Hier rülpste der König, doch unterbrach er
Nicht lange die Rede, und weiter sprach er:

»Hochmögende Esel, ihr jungen und alten!
Ich werd euch meine Gunst erhalten,
Solang ihr derselben würdig seid.
Zahlt eure Steuern zur rechten Zeit
Und wandelt stets der Tugend Bahn,
Wie weiland eure Väter getan,
Die alten Esel! Sie trugen zur Mühle
Geduldig die Säcke, denn ihre Gefühle
Sie wurzelten tief in der Religion.
Sie wußten Nichts von Revolution —
Kein Murren entschlüpfte der dicken Lippe,
Und an der Gewohnheit frommen Krippe
Fraßen sie friedlich ihr tägliches Heu!
Die alte Zeit, sie ist vorbei.

Ihr neueren Esel seid Esel geblieben,
Doch ohne Bescheidenheit zu üben.
Ihr wedelt kümmerlich mit dem Schwanz,
Doch drunter lauert die Arroganz.
Ob eurer albernen Miene hält
Für ehrliche Esel euch die Welt;
Ihr seid unehrlich und boshaft dabei,
Trotz eurer demütigen Eselei.
Steckt man euch Pfeffer in den Steiß,
Sogleich erhebt ihr des Eselgeschreis
Entsetzliche Laute! Ihr möchtet zerfleischen
Die ganze Welt, und könnt nur kreischen.
Unsinniger Jähzorn, der Alles vergißt!
Ohnmächtige Wut, die lächerlich ist!
Eur dummes Gebreie, es offenbart,
Wie viele Tücken jeder Art,
Wie ganz gemeine Schlechtigkeit
Und blöde Niederträchtigkeit
Und Gift und Galle und Arglist sogar
In der Eselshaut verborgen war.«

Hier rülpste der König, doch unterbrach er
Nicht lange die Rede, und weiter sprach er:

»Hochmögende Esel, ihr jungen und alten!
Ihr seht, ich kenne euch! Ungehalten,
Ganz allerhöchst ungehalten bin ich,
Daß ihr so schamlos widersinnig
Verunglimpft habt mein Regiment.
Auf eurem Eselsstandpunkt könnt
Ihr nicht die großen Löwenideen
Von meiner Politik verstehen.
Nehmt euch in Acht! In meinem Reiche
Wächst manche Buche und manche Eiche,
Woraus man die schönsten Galgen zimmert,
Auch gute Stöcke. Ich rat euch, bekümmert
Euch nicht ob meinem Schalten und Walten

Ich rat euch, ganz das Maul zu halten!
Die Räsonneure, die frechen Sünder,
Die laß ich öffentlich stäupen vom Schinder;
Sie sollen im Zuchthaus Wolle kratzen.
Wird Einer gar von Aufruhr schwatzen
Und Straßen entpflastern zur Barrikade —
Ich laß ihn henken ohne Gnade.
Das hab ich euch, Esel, einschärfen wollen!
Jetzt könnt ihr euch nach Hause trollen.«

Als diese Rede der König gehalten,
Da jauchzten die Esel, die jungen und alten;
Sie riefen einstimmig: »I=A! I=A!
Es lebe der König! Hurrah! Hurrah!«

XV

Die Wahlesel

Die Freiheit hat man satt am End,
Und die Republik der Tiere
Begehrte, daß ein einzger Regent
Sie absolut regiere.

Jedwede Tiergattung versammelte sich,
Wahlzettel wurden geschrieben;
Parteisucht wütete fürchterlich,
Intrigen wurden getrieben.

Das Komitee der Esel ward
Von Alt=Langohren regieret;
Sie hatten die Köpfe mit einer Kokard,
Die schwarz=rot=gold, verzieret.

Es gab eine kleine Pferdepartei,
Doch wagte sie nicht zu stimmen;
Sie hatte Angst vor dem Geschrei
Der Alt-Langohren, der grimmen.

Als einer jedoch die Kandidatur
Des Rosses empfahl, mit Zeter
Ein Alt-Langohr in die Rede ihm fuhr,
Und schrie: Du bist ein Verräter!

Du bist ein Verräter, es fließt in dir
Kein Tropfen vom Eselsblute;
Du bist kein Esel, ich glaube schier,
Dich warf eine wälsche Stute.

Du stammst vom Zebra vielleicht, die Haut
Sie ist gestreift zebräisch;
Auch deiner Stimme näselnder Laut
Klingt ziemlich ägyptisch-hebräisch.

Und wärst du kein Fremdling, so bist du doch nur
Verstandesesel, ein kalter,
Du kennst nicht die Tiefen der Eselsnatur,
Dir klingt nicht ihr mystischer Psalter.

Ich aber versenkte die Seele ganz
In jenes süße Gedösel,
Ich bin ein Esel, in meinem Schwanz
Ist jedes Haar ein Esel.

Ich bin kein Römling, ich bin kein Slav,
Ein deutscher Esel bin ich,
Gleich meinen Vätern. Sie waren so brav,
So pflanzenwüchsig, so sinnig.

Sie spielten nicht mit Galanterei
Frivole Lasterspiele;
Sie trabten täglich, frisch=fromm=fröhlich=frei,
Mit ihren Säcken zur Mühle.

Die Väter sind nicht tot! Im Grab
Nur ihre Häute liegen,
Die sterblichen Hüllen. Vom Himmel herab
Schaun sie auf uns mit Vergnügen.

Verklärte Esel im Glorialicht!
Wir wollen euch immer gleichen
Und niemals von dem Pfad der Pflicht
Nur einen Fingerbreit weichen.

O welche Wonne, ein Esel zu sein!
Ein Enkel von solchen Langohren!
Ich möcht es von allen Dächern schrein:
Ich bin als ein Esel geboren.

Der große Esel, der mich erzeugt,
Er war von deutschem Stamme;
Mit deutscher Eselsmilch gesäugt
Hat mich die Mutter, die Mamme.

Ich bin ein Esel, und will getreu,
Wie meine Väter, die Alten,
An der alten, lieben Eselei,
Am Eseltume halten.

Und weil ich ein Esel, so rat ich euch,
Den Esel zum König zu wählen;
Wir stiften das große Eselreich,
Wo nur die Esel befehlen.

Wir alle sind Esel! I–A! I–A!
Wir sind keine Pferdeknechte.
Fort mit den Rossen! Es lebe, hurrah!
Der König vom Eselsgeschlechte!

So sprach der Patriot. Im Saal
Die Esel Beifall rufen.
Sie waren alle national,
Und stampften mit den Hufen.

Sie haben des Redners Haupt geschmückt
Mit einem Eichenkranze.
Er dankte stumm, und hochbeglückt
Wedelt' er mit dem Schwanze.

XVI

Michel nach dem März

Solang ich den deutschen Michel gekannt,
War er ein Bärenhäuter,
Ich dachte im März, er hat sich ermannt
Und handelt fürder gescheuter.

Wie stolz erhob er das blonde Haupt
Vor seinen Landesvätern!
Wie sprach er – was doch unerlaubt –
Von hohen Landesverrätern.

Das klang so süß zu meinem Ohr
Wie märchenhafte Sagen,
Ich fühlte, wie ein junger Tor,
Das Herz mir wieder schlagen.

Doch als die schwarz-rot-goldne Fahn,
Der altgermanische Plunder,
Aufs Neu erschien, da schwand mein Wahn
Und die süßen Märchenwunder.

Ich kannte die Farben in diesem Panier
Und ihre Vorbedeutung:
Von deutscher Freiheit brachten sie mir
Die schlimmste Hiobszeitung.

Schon sah ich den Arndt, den Vater Jahn –
Die Helden aus andern Zeiten
Aus ihren Gräbern wieder nahn
Und für den Kaiser streiten.

Die Burschenschaftler allesamt
Aus meinen Jünglingsjahren,
Die für den Kaiser sich entflammt,
Wenn sie betrunken waren.

Ich sah das sündenergraute Geschlecht
Der Diplomaten und Pfaffen,
Die alten Knappen vom römischen Recht,
Am Einheitstempel schaffen –

Derweil der Michel geduldig und gut
Begann zu schlafen und schnarchen,
Und wieder erwachte unter der Hut
Von vierunddreißig Monarchen.

XVII

1649—1793—????

Die Britten zeigten sich sehr rüde
Und ungeschliffen als Regicide.
Schlaflos hat König Karl verbracht
In Whitehall seine letzte Nacht.
Vor seinem Fenster sang der Spott
Und ward gehämmert an seinem Schafott.

Viel höflicher nicht die Franzosen waren.
In einem Fiaker haben diese
Den Ludwig Capet zum Richtplatz gefahren;
Sie gaben ihm keine Calèche de Remise,
Wie nach der alten Etikette
Der Majestät gebühret hätte.

Noch schlimmer ergings der Marie Antoinette,
Denn sie bekam nur eine Charrette;
Statt Chambellan und Dame d'Atour
Ein Sansculotte mit ihr fuhr.
Die Witwe Capet hob höhnisch und schnippe
Die dicke habsburgische Unterlippe.

Franzosen und Britten sind von Natur
Ganz ohne Gemüt, Gemüt hat nur
Der Deutsche, er wird gemütlich bleiben
Sogar im terroristischen Treiben.
Der Deutsche wird die Majestät
Behandeln stets mit Pietät.
In einer sechsspännigen Hofkarosse,
Schwarz panaschiert und beflort die Rosse,
Hoch auf dem Bock mit der Trauerpeitsche
Der weinende Kutscher — so wird der deutsche
Monarch einst nach dem Richtplatz kutschiert
Und untertänigst guillotiniert.

XVIII

Die Menge tut es

»Die Pfannekuchen, die ich gegeben bisher für drei Silbergroschen, ich geb sie nunmehr für zwei Silbergroschen, die Menge tut es.«

Nie löscht, als wär sie gegossen in Bronze,
Mir im Gedächtnis jene Annonce,
Die einst ich las im Intelligenzblatt
Der intelligenten Borussenhauptstadt.

Borussenhauptstadt, mein liebes Berlin,
Dein Ruhm wird blühen ewig grihn
Als wie die Beeme deiner Linden —
Leiden sie immer noch an Winden?
Wie gehts dem Tiergarten? Gibts dort noch ein Tier,
Das ruhig trinkt sein blondes Bier,
Mit der blonden Gattin, in den Hütten,
Wo kalte Schale und fromme Sitten?

Borussenhauptstadt, Berlin, was machst du?
Ob welchem Eckensteher lachst du?
Zu meiner Zeit gabs noch keinen Nante:
Es haben damals nur gewitzelt
Der Herr Wisotzki und der bekannte
Kronprinz, der jetzt auf dem Throne sitzelt.
Es ist ihm seitdem der Spaß vergangen,
Und den Kopf mit der Krone läßt er hangen.
Ich habe ein Faible für diesen König,
Ich glaube, wir sind uns ähnlich ein wenig.
Ein vornehmer Geist, hat viel Talent —
Auch ich, ich wäre ein schlechter Regent.
Wie mir, ist auch zuwider ihm
Die Musik, das edle Ungetüm,

Aus diesem Grund protegiert auch er
Den Musikverderber, den Meyerbeer.
Der König bekam von ihm kein Geld,
Wie fälschlich behauptet die böse Welt.
Man lügt so viel! Auch keinen Dreier
Kostet der König dem Beerenmeyer.
Derselbe dirigiert für ihn
Die große Oper zu Berlin,
Und doch auch er, der edle Mensch,
Wird nur bezahlt en monnaie de singe,
Mit Titel und Würden — Das ist gewiß,
Er arbeitet dort für den Roi de Prusse.

Denk ich an Berlin, auch vor mir steht
Sogleich die Universität.
Dort reiten vorüber die roten Husaren,
Mit klingendem Spiel, Trompetenfanfaren —
Es dringen die soldatesken Töne
Bis in die Aula der Musensöhne.
Wie geht es dort den Professoren
Mit mehr oder minder langen Ohren?
Wie geht es dem elegant geleckten,
Süßlichen Troubadour der Pandekten,
Dem Savigny? Die holde Person,
Vielleicht ist sie längst gestorben schon —
Ich weiß es nicht — ihr dürfts mir entdecken,
Ich werde nicht zu sehr erschrecken.
Auch Lott ist tot! Die Sterbestunde,
Sie schlägt für Menschen wie für Hunde,
Zumal für Hunde jener Zunft,
Die immer angebellt die Vernunft
Und gern zu einem römischen Knechte
Den deutschen Freiling machen möchte.
Und der Maßmann mit der platten Nas,
Hat Maßmann noch nicht gebissen ins Gras?
Ich will es nicht wissen, o sagt es mir nicht,
Wenn er verreckt — ich würde weinen.

O mag er noch lange im Lebenslicht
Hintrippeln auf seinen kurzen Beinchen,
Das Wurzelmännchen, das Alräunchen
Mit dem Hängewanst! O diese Figur
War meine Lieblingskreatur
So lange Zeit – ich sehe sie noch –
So klein sie war, sie soff wie ein Loch,
Mit seinen Schülern, die bierentzügelt
Den armen Turnmeister am Ende geprügelt.
Und welche Prügel! Die jungen Helden,
Sie wollten beweisen, daß rohe Kraft
Und Flegeltum noch nicht erschlafft
Beim Enkel von Hermann und Thusnelden!
Die ungewaschnen germanischen Hände,
Sie schlugen so gründlich, das nahm kein Ende,
Zumal in den Steiß die vielen Fußtritte,
Die das arme Luder geduldig litte.
Ich kann, rief ich, dir nicht versagen
All meine Bewundrung, wie kannst du ertragen
So viele Prügel? du bist ein Brutus!
Doch Maßmann sprach: »Die Menge tut es.«

Und apropos: wie sind geraten
In diesem Jahr die Teltower Rüben
Und sauren Gurken in meiner lieben
Borussenstadt? Und die Literaten,
Befinden sie sich noch frisch und munter?
Und ist immer noch kein Genie darunter?
Jedoch, wozu ein Genie? wir laben
Uns besser an frommen, bescheidnen Gaben,
Auch sittliche Menschen haben ihr Gutes –
Zwölf machen ein Dutzend – die Menge tut es.

Und wie gehts in Berlin den Leutenants
Der Garde? Haben sie noch ihre Arroganz
Und ihre ungeschnürte Taille?
Schwadronieren sie noch von Kanaille?

Ich rate euch, nehmt euch in Acht,
Es bricht noch nicht, jedoch es kracht;
Und es ist das Brandenburger Tor
Noch immer so groß und so weit wie zuvor,
Und man könnt euch auf einmal zum Tor hinaus
schmeißen,
Euch alle, mitsamt dem Prinzen von Preußen —

Die Menge tut es.

XIX

Simplicissimus I

Der Eine kann das Unglück nicht,
Der Andre nicht das Glück verdauen.
Durch Männerhaß verdirbt der Eine,
Der Andre durch die Gunst der Frauen.

Als ich dich sah zum ersten Mal,
War fremd dir alles galante Gehöfel,
Es deckten die plebejischen Hände
Noch nicht Glacéhandschuhe von Rehfell.

Das Röcklein, das du trugest, war grün
Und zählte schon sehr viele Lenze;
Die Ärmel zu kurz, zu lang die Schöße,
Erinnernd an Bachstelzenschwänze.

Du trugest ein Halstuch, das der Mama
Als Serviette gedienet hatte;
Noch wiegte sich nicht dein Kinn so vornehm
In einer gestickten Atlaskrawatte.

Die Stiefel sahen so ehrlich aus,
Als habe Hans Sachs sie fabrizieret;
Noch nicht mit gleißend französischem Firnis,
Sie waren mit deutschem Tran geschmieret.

Nach Bisam und Moschus rochest du nicht,
Am Halse hing noch keine Lorgnette,
Du hattest noch keine Weste von Sammet
Und keine Frau und goldne Kette.

Du trugest dich zu jener Zeit
Ganz nach der allerneusten Mode
Von Schwäbisch-Hall — und dennoch, damals
War deines Lebens Glanzperiode.

Du hattest Haare auf dem Kopf,
Und unter den Haaren, groß und edel,
Wuchsen Gedanken — aber jetzo
Ist kahl und leer dein armer Schädel.

Verschwunden ist auch der Lorbeerkranz,
Der dir bedecken könnte die Glatze —
Wer hat dich so gerauft? Wahrhaftig,
Siehst aus wie eine geschorene Katze!

Die goldnen Dukaten des Schwiegerpapas,
Des Seidenhändlers, sind auch zerronnen —
Der Alte klagt: bei der deutschen Dichtkunst
Habe er keine Seide gesponnen.

Ist das der Lebendige, der die Welt
Mit all ihren Knödeln, Dampfnudeln und Würsten
Verschlingen wollte, und in den Hades
Verwies den Pückler-Muskau, den Fürsten?

Ist das der irrende Ritter, der einst,
Wie jener andre, der Manchaner,
Absagebriefe schrieb an Tyrannen,
Im Stile der kecksten Tertianer?

Ist das der Generalissimus
Der deutschen Freiheit, der Gonfaloniere
Der Emanzipation, der hoch zu Rosse
Einherritt vor seinem Freischarenheere?

Der Schimmel, den er ritt, war weiß,
Wie alle Schimmel, worauf die Götter
Und Helden geritten, die längst verschimmelt;
Begeistrung jauchzte dem Vaterlandsretter.

Er war ein reitender Virtuos,
Ein Liszt zu Pferde, ein somnambüler
Marktschreier, Hansnarr, Philistergünstling,
Ein miserabler Heldenspieler!

Als Amazone ritt neben ihm
Die Gattin mit der langen Nase;
Sie trug auf dem Hut eine kecke Feder,
Im schönen Auge blitzte Extase.

Die Sage geht, es habe die Frau
Vergebens bekämpft den Kleinmut des Gatten,
Als Flintenschüsse seine zarten
Unterleibsnerven erschüttert hatten.

Sie sprach zu ihm: »Sei jetzt kein Has,
Entmemme dich deiner verzagten Gefühle,
Jetzt gilt es zu siegen oder zu sterben —
Die Kaiserkrone steht auf dem Spiele.

»Denk an die Not des Vaterlands
Und an die eignen Schulden und Nöten.
In Frankfurt laß ich dich krönen, und Rothschild
Borgt dir wie andren Majestäten.

»Wie schön der Mantel von Hermelin
Dich kleiden wird! Das Vivatschreien,
Ich hör es schon; ich seh auch die Mädchen,
Die weißgekleidet dir Blumen streuen« –

Vergebliches Mahnen! Antipathien
Gibt es, woran die Besten siechen,
Wie Goethe nicht den Rauch des Tabaks,
Kann unser Held kein Pulver riechen.

Die Schüsse knallen – der Held erblaßt,
Er stottert manche unsinnige Phrase,
Er phantasieret gelb – die Gattin
Hält sich das Tuch vor der langen Nase.

So geht die Sage – Ist sie wahr?
Wer weiß es? Wir Menschen sind nicht vollkommen.
Sogar der große Horatius Flaccus
Hat in der Schlacht Reißaus genommen.

Das ist auf Erden des Schönen Los!
Die Feinen gehn unter, ganz wie die Plumpen;
Ihr Lied wird Makulatur, sie selber,
Die Dichter, werden am Ende Lumpen.

XX

Festgedicht

Beeren-Meyer, Meyer-Beer!
Welch ein Lärm, was ist der Mär?
Willst du wirklich jetzt gebären
Und den Heiland uns bescheren,
Der verheißen, der versprochen?
Kommst du wirklich in die Wochen?
Das ersehnte Meisterstück
Dreizehnjähriger Kolik,
Kommt das Schmerzenskind am End,
Das man »Jan von Leyden« nennt?

Nein, es ist nicht mehr Erfindung
Der Journale – die Entbindung
Ist vollbracht, sie ist geschehen!
Überstanden sind die Wehen,
Der verehrte Wöchner liegt
Mit verklärtem Angesicht
In dem angstbetränten Bette!
Eine warme Serviette
Legt ihm Gouin auf den Bauch,
Welcher schlaff wie 'n leerer Schlauch.
Doch die Kindbettzimmerstille
Unterbricht ein laut Gebrülle
Plötzlich – es erschmettern hell
Die Posaunen, Israel
Ruft mit tausend Stimmen: »Heil!«
(Unbezahlt zum größten Teil)
»Heil dem Meister, der uns teuer,
Heil dem großen Beeren-Meyer,
Heil dem großen Meyer-Beer!
Der nach Nöten, lang und schwer,
Der nach langen, schweren Nöten
Uns geboren den Propheten!«

Aus dem Jubilantenchor
Tritt ein junger Mann hervor,
Der gebürtig ist aus Preußen
Und Herr Brandus ist geheißen.
Sehr bescheiden ist die Miene
(Ob ihn gleich ein Beduine,
Ein berühmter Rattenfänger,
Sein Musikverlagsvorgänger,
Eingeschult in jeden Rummel),
Er ergreifet eine Trummel,
Paukt drauf los im Siegesrausche,
Wie einst Mirjam tat, als Mausche
Eine große Schlacht gewann,
Und er hebt zu singen an:

»Genialer Künstlerschweiß
Hat bedächtig, tropfenweis,
Im Behälter sich gesammelt,
Der mit Planken fest verrammelt.
Nun die Schleusen aufgezogen,
Bricht hervor in stolzen Wogen
Das Gewässer – Gottes Wunder!
's ist ein großer Strom jetzunder,
Ja, ein Strom des ersten Ranges,
Wie der Euphrat, wie der Ganges,
Wo an palmigen Gestaden
Elefantenkälber baden,
Wie der Rheinstrom bei Schaffhausen,
Wo Kaskaden schäumen, brausen
Und berliner Studiosen
Gaffend stehn mit feuchten Hosen,
Wie die Weichsel, wo da hausen
Edle Polen, die sich lausen,
Singend ihre Heldenleiden
Bei des Ufers Trauerweiden;
Ja, er ist fast wie ein Meer,
Wie das rote, wo das Heer

Pharaonis mußt ersaufen,
Während wir hindurchgelaufen
Trocknen Fußes mit der Beute —
Welche Tiefe, welche Breite!
Hier auf diesem Erdenglobus
Gibts kein beßres Wasser-Opus!
Es ist hochsublim poetisch,
Urtitanisch majestätisch,
Groß wie Gott und die Natur —
Und ich hab die Partitur!«

XXI

Epilog

zum Loblied auf den celeberrimo maestro Fiascomo

Die Neger berichten: der König der Tiere,
Der Löwe, wenn er erkrankt ist, kuriere
Sich dadurch, daß er einen Affen zerreißt
Und ihn mit Haut und Haar verspeist.

Ich bin kein Löwe, ich bin kein König
Der Tiere, doch wollt ich erproben ein wenig
Das Negerrezept — ich schrieb dies Poem,
Und ich befinde mich besser seitdem.

XXII

Päan

(Fragment)

Streiche von der Stirn den Lorbeer,
Der zu lang herunterbammelt,
Und vernimm mit freiem Ohr, Beer,
Was dir meine Lippe stammelt.

Ja, nur stammeln, stottern kann ich,
Trete vor den großen Mann ich,
Dessen hoher Genius
Ist ein wahrer Kunstgenuß,
Dessen Ruhm ein Meisterstück ist,
Und kein Zufall, nicht ein Glück ist,
Das im Schlafe ohne Müh
Manchem kömmt, er weiß nicht wie,
Wie z. B. jenem Rotznas,
Dem Rossini oder Mozart.

Nein, der Meister, der uns teuer,
Unser lieber Beeren-Meyer,
Darf sich rühmen: er erschuf
Selber seines Namens Ruf
Durch die Macht der Willenskraft
Durch des Denkens Wissenschaft,
Durch politische Gespinste
Und die feinsten Rechenkünste –
Und sein König, sein Protektor,
Hat zum Generaldirektor
Sämtlicher Musikanstalten
Ihn ernannt und mit Gewalten
Ausgerüstet, ...

die ich heute untertänigst ehrfurchtsvoll in Anspruch nehme.

XXIII

Der Wanzerich

1

Es saß ein brauner Wanzerich
Auf einem Pfennig und spreizte sich
Wie ein Rentier, und sprach: »Wer Geld hat,
Auch Ehr und Ansehn in der Welt hat.
Wer Geld hat, ist auch lieblich und schön –
Es kann kein Weib ihm widerstehn;
Die Weiber erbleichen schon und zittern,
Sobald sie meinen Odem wittern.
Ich habe manche Sommernacht
Im Bett der Königin zugebracht,
Sie wälzte sich auf ihren Matratzen,
Und mußte sich beständig kratzen.«

Ein lustiger Zeisig, welcher gehört
Die prahlenden Worte, war drob empört:
Im heiteren Unmut sein Schnäbelein schliff er,
Und auf das Insekt ein Spottlied pfiff er.

Gemein und schmutzig, der Wanzerich,
Wie Wanzen pflegen, rächte er sich:
Er sagte, daß ihm der Zeisig grollte,
Weil er kein Geld ihm borgen wollte.

•

Und die Moral? Der Fabulist
Verschweigt sie heute mit klugem Zagen,
Denn mächtig verbündet in unseren Tagen
Das reiche Ungeziefer ist.
Es sitzt mit dem Geldsack unter dem Arsch
Und trommelt siegreich den Dessauer Marsch.

2

Das Ungeziefer jeden Lands,
Es bildet eine heilge Allianz;
Zumal die musikalischen Wanzen,
Die Komponisten von schlechten Romanzen,
(Welche, wie Schlesingers Uhr, nicht gehn),
Allüberall im Bündnis stehn.
Da ist der Mozart der Krätze in Wien,
Die Perle ästhetischer Pfänderleiher,
Der intrigiert mit dem Lorbeer-Meyer,
Dem großen Maestro in Berlin.
Da werden Artikelchen ausgeheckt,
Die eine Blattlaus, ein Mieteninsekt,
Für bares Geld in die Presse schmuggelt —
Das lügt und kriecht und katzenbuckelt,
Und hat dabei die Melancholik.
Das Publikum glaubt oft der Lüge,
Aus Mitleid: es sind so leidend die Züge
Der Heuchler und ihr Dulderblick —
Was willst du tun in solchen Nöten?
Du mußt die Verleumdung ruhig ertragen,
Du darfst nicht reden, du darfst nicht klagen:
Willst du das schnöde Geschmeiß zertreten,
Verstänkert es dir die Luft, die süße,
Und schmutzig würden deine Füße.
Das Beste ist schweigen — Ein andermal
Erklär ich euch der Fabel Moral.

XXIV

Die Wanderratten

Es gibt zwei Sorten Ratten:
Die hungrigen und satten.
Die satten bleiben vergnügt zu Haus,
Die hungrigen aber wandern aus.

Sie wandern viel tausend Meilen,
Ganz ohne Rasten und Weilen,
Gradaus in ihrem grimmigen Lauf,
Nicht Wind noch Wetter hält sie auf.

Sie klimmen wohl über die Höhen,
Sie schwimmen wohl durch die Seen;
Gar manche ersäuft oder bricht das Genick,
Die lebenden lassen die toten zurück.

Es haben diese Käuze
Gar fürchterliche Schnäuze;
Sie tragen die Köpfe geschoren egal,
Ganz radikal, ganz rattenkahl.

Die radikale Rotte
Weiß nichts von einem Gotte.
Sie lassen nicht taufen ihre Brut,
Die Weiber sind Gemeindegut.

Der sinnliche Rattenhaufen,
Er will nur fressen und saufen,
Er denkt nicht, während er säuft und frißt,
Daß unsre Seele unsterblich ist.

So eine wilde Ratze,
Die fürchtet nicht Hölle, nicht Katze;
Sie hat kein Gut, sie hat kein Geld
Und wünscht aufs Neue zu teilen die Welt

Die Wanderratten, o wehe!
Sie sind schon in der Nähe.
Sie rücken heran, ich höre schon
Ihr Pfeifen — die Zahl ist Legion.

O wehe! wir sind verloren,
Sie sind schon vor den Toren!
Der Bürgermeister und Senat,
Sie schütteln die Köpfe, und Keiner weiß Rat.

Die Bürgerschaft greift zu den Waffen,
Die Glocken läuten die Pfaffen.
Gefährdet ist das Palladium
Des sittlichen Staats, das Eigentum.

Nicht Glockengeläute, nicht Pfaffengebete,
Nicht hochwohlweise Senatsdekrete,
Auch nicht Kanonen, viel Hundertpfünder,
Sie helfen euch heute, ihr lieben Kinder!

Heut helfen euch nicht die Wortgespinste
Der abgelebten Redekünste.
Man fängt nicht Ratten mit Syllogismen,
Sie springen über die feinsten Sophismen.

Im hungrigen Magen Eingang finden
Nur Suppenlogik mit Knödelgründen,
Nur Argumente von Rinderbraten,
Begleitet von Göttinger Wurstzitaten.

Ein schweigender Stockfisch, in Butter gesotten,
Behaget den radikalen Rotten
Viel besser als ein Mirabeau
Und alle Redner seit Cicero.

XXV

Im lieben Deutschland daheime,
Da wachsen viel Lebensbäume;
Doch lockt die Kirsche noch so sehr,
Die Vogelscheuche schreckt noch mehr.

Wir lassen uns wie Spatzen
Einschüchtern von Teufelsfratzen;
Wie auch die Kirsche lacht und blüht,
Wir singen ein Entsagungslied:

Die Kirschen sind von außen rot,
Doch drinnen steckt als Kern der Tod;
Nur droben, wo die Sterne,
Gibts Kirschen ohne Kerne.

Gott Vater, Gott Sohn, Gott heiliger Geist,
Die unsere Seele lobt und preist —
Nach diesen sehnet ewiglich
Die arme deutsche Seele sich.

Nur wo die Engel fliegen,
Da wächst das ewge Vergnügen;
Hier unten ist Alles Sünd und Leid
Und saure Kirsche und Bitterkeit.

Aus der Matratzengruft

I

Für eine Grille — keckes Wagen! —
Hab ich das Leben eingesetzt;
Und nun das Spiel verloren jetzt,
Mein Herz, du darfst dich nicht beklagen.

Die Sachsen sagen: »Minschenwille
Ist Minschen-Himmelryk« — Ich gab
Das Leben hin, jedoch ich hab
Verwirklicht meines Herzens Grille!

Die Seligkeit, die ich empfunden
Darob, war nur von kurzer Frist;
Doch wer von Wonne trunken ist,
Der rechnet nicht nach eitel Stunden.

Wo Seligkeit, ist Ewigkeit;
Hier lodern alle Liebesflammen
In eine einzge Glut zusammen,
Hier gibt es weder Raum noch Zeit.

II

Sie küßten mich mit ihren falschen Lippen,
Sie haben mir kredenzt den Saft der Reben,
Sie haben mich dabei mit Gift vergeben —
Das taten mir die Magen und die Sippen.

Es schmilzt das Fleisch von meinen armen Rippen,
Ich kann mich nicht vom Siechbett mehr erheben,
Arglistig stahlen sie mein junges Leben —
Das taten mir die Magen und die Sippen.

Ich bin ein Christ — wie es im Kirchenbuche
Bescheinigt steht — deshalb, bevor ich sterbe,
Will ich euch fromm und brüderlich verzeihen.

Es wird mir sauer — ach! mit einem Fluche
Möcht ich weit lieber euch vermaledeien:
Daß euch der Herr verdamme und verderbe!

III

Orpheisch

Es gab den Dolch in deine Hand
Ein böser Dämon in der bösen Stunde —
Ich weiß nicht, wie der Dämon hieß —
Ich weiß nur, daß vergiftet war die Wunde.

In stillen Nächten denk ich oft,
Du solltest mal dem Schattenreich entsteigen
Und lösen alle Rätsel mir
Und mich von deiner Unschuld überzeugen.

Ich harre dein — o komme bald!
Und kommst du nicht, so steig ich selbst zur Hölle,
Daß ich alldort vor Satanas
Und allen Teufeln dich zur Rede stelle.

Ich komme, und wie Orpheus einst
Trotz ich der Unterwelt mit ihren Schrecken —
Ich finde dich, und wolltest du
Im tiefsten Höllenpfuhle dich verstecken.

Hinunter jetzt ins Land der Qual,
Wo Händeringen nur und Zähneklappen —
Ich reiße dir die Larve ab,
Der angeprahlten Großmut Purpurlappen —

Jetzt weiß ich, was ich wissen wollt,
Und gern, mein Mörder, will ich dir verzeihen;
Doch hindern kann ich nicht, daß jetzt
Schmachvoll die Teufel dir ins Antlitz speien.

IV

»Nicht gedacht soll seiner werden!«
Aus dem Mund der armen alten
Esther Wolf hört ich die Worte,
Die ich treu im Sinn behalten.

Ausgelöscht sein aus der Menschen
Angedenken hier auf Erden,
Ist die Blume der Verwünschung —
Nicht gedacht soll seiner werden!

Herz, mein Herz, ström aus die Fluten
Deiner Klagen und Beschwerden,
Doch von Ihm sei nie die Rede —
Nicht gedacht soll seiner werden!

Nicht gedacht soll seiner werden,
Nicht im Liede, nicht im Buche —
Dunkler Hund im dunkeln Grabe,
Du verfaulst mit meinem Fluche!

Selbst am Auferstehungstage,
Wenn, geweckt von den Fanfaren
Der Posaunen, schlotternd wallen
Zum Gericht die Totenscharen,

Und alldort der Engel abliest
Vor den göttlichen Behörden
Alle Namen der Geladnen —
Nicht gedacht soll seiner werden!

V

Nachts, erfaßt vom wilden Geiste,
Streck ich die geballten Fäuste
Drohend aus — jedoch erschlafft
Sinkt der Arm, mir fehlt die Kraft.

Leib und Seele sind gebrochen,
Und ich sterbe ungerochen.
Auch kein Blutsfreund, zornentflammt,
Übernimmt das Rächeramt.

Ach! Blutsfreunde sind es eben,
Welche mir den Tod gegeben,
Und die schnöde Meucheltat
Ward verübet durch Verrat.

Siegfried gleich, dem hörnen Recken,
Wußten sie mich hinzustrecken —
Leicht erspäht Familienlist,
Wo der Held verwundbar ist.

VI

Wer ein Herz hat und im Herzen
Liebe trägt, ist überwunden
Schon zur Hälfte, und so lieg ich
Jetzt geknebelt und gebunden — — —

Wenn ich sterbe, wird die Zunge
Ausgeschnitten meiner Leiche,
Denn sie fürchten, redend käm ich
Wieder aus dem Schattenreiche.

Stumm verfaulen wird der Tote
In der Gruft, und nie verraten
Werd ich die an mir verübten
Lächerlichen Freveltaten.

VII

Mein Tag war heiter, glücklich meine Nacht.
Mir jauchzte stets mein Volk, wenn ich die Leier
Der Dichtkunst schlug. Mein Lied war Lust und Feuer,
Hat manche schöne Gluten angefacht.
Noch blüht mein Sommer, dennoch eingebracht
Hab ich die Ernte schon in meine Scheuer —
Und jetzt soll ich verlassen, was so teuer,
So lieb und teuer mir die Welt gemacht!
Der Hand entsinkt das Saitenspiel. In Scherben
Zerbricht das Glas, das ich so fröhlich eben
An meine übermütgen Lippen preßte.
O Gott! wie häßlich bitter ist das Sterben!
O Gott! wie süß und traulich läßt sich leben
In diesem traulich süßen Erdenneste!

VIII

Ewigkeit, wie bist du lang,
Länger noch als tausend Jahr,
Tausend Jahre brat ich schon,
Ach! und ich bin noch nicht gar.

Ewigkeit, wie bist du lang,
Länger noch als tausend Jahr,
Und der Satan kommt am End,
Frißt mich auf mit Haut und Haar.

IX

Mittelalterliche Roheit
Weicht dem Aufschwung schöner Künste:
Instrument moderner Bildung
Ist vorzüglich das Klavier.

Auch die Eisenbahnen wirken
Heilsam aufs Familienleben,
Sintemal sie uns erleichtern
Die Entfernung von der Sippschaft.

Wie bedaur ich, daß die Darre
Meines Rückgratmarks mich hindert
Lange Zeit noch zu verweilen
In dergleichen Fortschrittswelt!

X

Stunden, Tage, Ewigkeiten
Sind es, die wie Schnecken gleiten;
Diese grauen Riesenschnecken
Ihre Hörner weit ausrecken.

Manchmal in der öden Leere,
Manchmal in dem Nebelmeere
Strahlt ein Licht, das süß und golden,
Wie die Augen meiner Holden.

Doch im selben Nu zerstäubet
Diese Wonne, und mir bleibet
Das Bewußtsein nur, das schwere,
Meiner schrecklichen Misere.

XI

Narretei

Ich habe verlacht, bei Tag und bei Nacht,
So Männer wie Frauenzimmer,
Ich habe große Dummheiten gemacht —
Die Klugheit bekam mir noch schlimmer.

Die Magd ward schwanger und gebar —
Wozu das viele Gewimmer?
Wer nie im Leben törigt war,
Ein Weiser war er nimmer.

XII

Hab eine Jungfrau nie verführet
Mit Liebeswort, mit Schmeichelei,
Ich hab auch nie ein Weib berühret,
Wußt ich, daß sie vermählet sei.

Wahrhaftig, wenn es anders wäre,
Mein Name, er verdiente nicht
Zu strahlen in dem Buch der Ehre,
Man dürft mir spucken ins Gesicht.

XIII

Mir lodert und wogt im Hirn eine Flut
Von Wäldern, Bergen und Fluren,
Aus dem tollen Wust tritt endlich hervor
Ein Bild mit festen Konturen.

Das Städtchen, das mir im Sinne schwebt,
Ist Godesberg, ich denke.
Dort wieder unter dem Lindenbaum
Sitz ich vor der alten Schenke.

Der Hals ist mir trocken, als hätt ich verschluckt
Die untergehende Sonne.
Herr Wirt! Herr Wirt! Eine Flasche Wein
Aus Eurer besten Tonne!

Es fließt der holde Rebensaft
Hinunter in meine Seele,
Und löscht bei dieser Gelegenheit
Den Sonnenbrand der Kehle.

Und noch eine Flasche, Herr Wirt! Ich trank
Die erste in schnöder Zerstreuung,
Ganz ohne Andacht! Mein edler Wein,
Ich bitte dich drob um Verzeihung.

Ich sah hinauf nach dem Drachenfels,
Der, hochromantisch beschienen
Vom Abendrot, sich spiegelt im Rhein
Mit seinen Burgruinen.

Ich horchte dem fernen Winzergesang
Und dem kecken Gezwitscher der Finken —
So trank ich zerstreut, und an den Wein
Dacht ich nicht während dem Trinken.

Jetzt aber steck ich die Nase ins Glas,
Und ernsthaft zuvor beguck ich
Den Wein, den ich schlucke; manchmal auch,
Ganz ohne zu gucken, schluck ich.

Doch sonderbar! Während dem Schlucken wird mir
Zu Sinne, als ob ich verdoppelt,
Ein andrer armer Schlucker sei
Mit mir zusammengekoppelt.

Der sieht so krank und elend aus,
So bleich und abgemergelt.
Gar schmerzlich verhöhnend schaut er mich an,
Wodurch er mich seltsam nergelt.

Der Bursche behauptet, er sei ich selbst,
Wir wären nur Eins, wir Beide,
Wir wären ein einziger armer Mensch,
Der jetzt am Fieber leide.

Nicht in der Schenke von Godesberg,
In einer Krankenstube
Des fernen Paris befänden wir uns —
Du lügst, du bleicher Bube!

Du lügst, ich bin so gesund und rot
Wie eine blühende Rose,
Auch bin ich stark, nimm dich in Acht,
Daß ich mich nicht erbose!

Er zuckt die Achseln und seufzt: »O Narr!«
Das hat meinen Zorn entzügelt;
Und mit dem verdammten zweiten Ich
Hab ich mich endlich geprügelt.

Doch sonderbar! jedweden Puff,
Den ich dem Burschen erteile,
Empfinde ich am eignen Leib,
Und ich schlage mir Beule auf Beule.

Bei dieser fatalen Balgerei
Ward wieder der Hals mir trocken,
Und will ich rufen nach Wein den Wirt,
Die Worte im Munde stocken.

Mir schwinden die Sinne, und traumhaft hör
Ich von Kataplasmen reden,
Auch von der Mixtur – einen Eßlöffel voll –
Zwölf Tropfen stündlich in jeden.

XIV

Wenn sich die Blutegel vollgesogen,
Man streut auf ihren Rücken bloß
Ein bißchen Salz, und sie fallen ab –
Doch dich, mein Freund, wie werd ich dich los?

Mein Freund, mein Gönner, mein alter Blutsauger,
Wo find ich für dich das rechte Salz?
Du hast mir liebreich ausgesaugt
Den letzten Tropfen Rückgratschmalz.

Auch bin ich seitdem so abgemagert,
Ein ausgebeutet armes Skelett —
Du aber schwollest stattlich empor,
Die Wänglein sind rot, das Bäuchlein ist fett.

O Gott, schick mir einen braven Banditen,
Der mich ermordet mit raschem Stoß —
Nur diesen langweilgen Blutegel nicht,
Der langsam saugt — wie werd ich ihn los?

XV

Ganz entsetzlich ungesund
Ist die Erde, und zu Grund,
Ja, zu Grund muß alles gehn,
Was hienieden groß und schön.

Sind es alten Wahns Phantasmen,
Die dem Boden als Miasmen
Stumm entsteigen und die Lüfte
Schwängern mit dem argen Gifte?

Holde Frauenblumen, welche
Kaum erschlossen ihre Kelche
Den geliebten Sonnenküssen,
Hat der Tod schon fortgerissen.

Helden, trabend hoch zu Roß,
Trifft unsichtbar das Geschoß,
Und die Kröten sich beeifern,
Ihren Lorbeer zu begeifern.

Was noch gestern stolz gelodert,
Das ist heute schon vermodert;
Seine Leier mit Verdruß
Bricht entzwei der Genius.

O wie klug sind doch die Sterne!
Halten sich in sichrer Ferne
Von dem bösen Erdenrund,
Das so tödlich ungesund.

Kluge Sterne wollen nicht
Leben, Ruhe, Himmelslicht
Hier einbüßen, hier auf Erden,
Und mit uns elendig werden —

Wollen nicht mit uns versinken
In den Twieten, welche stinken,
In dem Mist, wo Würmer kriechen,
Welche auch nicht lieblich riechen —

Wollen immer ferne bleiben
Vom fatalen Erdentreiben,
Von dem Klüngel und Geruddel,
Von dem Erdenkuddelmuddel.

Mitleidsvoll aus ihrer Höhe
Schaun sie oft auf unser Wehe;
Eine goldne Träne fällt
Dann herab auf diese Welt.

XVI

Citronia

Das war in jener Kinderzeit,
Als ich noch trug ein Flügelkleid
Und in die Kinderschule ging,
Wo ich das ABC anfing —
Ich war das einzge kleine Bübchen
In jenem Vogelkäfigstübchen,
Ein Dutzend Mädchen allerliebst
Wie Vöglein haben dort gepiepst,
Gezwitschert und getiriliert,
Auch ganz erbärmlich buchstabiert.
Frau Hindermans im Lehnstuhl saß,
Die Brille auf der langen Nas
(Ein Eulenschnabel wars vielmehr),
Das Köpflein wackelnd hin und her,
Und in der Hand die Birkenrut,
Womit sie schlug die kleine Brut,
Das weinend kleine arme Ding,
Das harmlos einen Fehl beging —
Das Röcklein wurde aufgehoben
Nach hinten, und die kleinen Globen,
Die dort sich wölben, rührend schön,
Manchmal wie Rosen anzusehn,
Manchmal wie Liljen, wie die gelben
Violen manchmal, ach! dieselben
Sie wurden von der alten Frau
Geschlagen, bis sie braun und blau!
Mißhandelt und beschimpft zu werden,
Das ist des Schönen Los auf Erden.

Citronia hab ich genannt
Das wunderbare Zauberland,
Das ich einst bei der Hindermans
Erblickt im goldnen Sonnenglanz —

Es war so zärtlich ideal,
Zitronenfarbig und oval,
So anmutvoll und freundlich mild
Und stolz empört zugleich — dein Bild,
Du erste Blüte meiner Minne!
Es kam mir niemals aus dem Sinne.
Das Kind ward Jüngling und jetzunder
Bin ich ein Mann sogar — o Wunder,
Der goldne Traum der Kinderzeit
Taucht wieder auf in Wirklichkeit!
Was ich gesucht die Kreuz und Quer,
Es wandelt leiblich vor mir her,
Ich hauche ein der holden Nähe
Gewürzten Odem — doch, o Wehe!
Ein Vorhang von schwarzbrauner Seide
Raubt mir die süße Augenweide!
Der dumme Lappen, der so dünne
Wie das Gewebe einer Spinne,
Verhüllet mir die Gloria
Des Zauberlands Citronia!

Ich bin wie König Tantalus,
Mich lockt und neckt zugleich Genuß:
Der Trunk, wonach die Lippen dürsten,
Entgleitet mir wie jenem Fürsten,
Die Frucht, die ich genösse gern,
Sie ist mir nah und doch so fern!
Ein Fluch dem Wurme, welcher spann
Die Seide, und ein Fluch dem Mann,
Dem Weber, welcher wob den Taft,
Woraus der dunkle schauderhaft
Infame Vorhang ward gemacht,
Der mir verfinstert alle Pracht
Und allen goldnen Sonnenglanz
Citronias, des Zauberlands.

Manchmal mit toller Fieberglut
Faßt mich ein Wahnsinnübermut.
O die verwünschte Scheidewand!
Es treibt mich dann, mit kecker Hand
Die seidne Hülle abzustreifen,
Nach meinem nackten Glück zu greifen.
Jedoch aus allerlei Rücksichten
Muß ich auf solche Tat verzichten.
Auch ist dergleichen Dreistigkeit
Nicht mehr im Geiste unsrer Zeit —
Es heiligt jetzt der Sitte Codex
Die Unantastbarkeit des Podex.

Nachwort:

Unverblümt, an andren Orten,
Werdet Ihr in klaren Worten
Später ganz ausführlich lesen,
Was Citronia gewesen.
Unterdes — wer ihn versteht,
Einen Meister nie verrät —
Wißt Ihr doch, daß jede Kunst
Ist am End ein blauer Dunst.

Was war jene Blume, welche
Weiland mit dem blauen Kelche
So romantisch süß geblüht
In des Ofterdingen Lied?
Wars vielleicht die blaue Nase
Seiner mitschwindsüchtgen Base,
Die im Adelsstifte starb?
Mag vielleicht von blauer Farb
Ein Strumpfband gewesen sein,
Das beim Hofball fiel vom Bein
Einer Dame: — Firlefanz!
Hony soit qui mal y pense!

XVII

Zur Teleologie

Beine hat uns zwei gegeben
Gott der Herr, um fortzustreben,
Wollte nicht, daß an der Scholle
Unsre Menschheit kleben solle.
Um ein Stillstandsknecht zu sein,
Gnügte uns ein einzges Bein.

Augen gab uns Gott ein Paar,
Daß wir schauen rein und klar;
Um zu glauben was wir lesen,
Wär ein Auge gnug gewesen.
Gott gab uns die Augen beide,
Daß wir schauen und begaffen
Wie er hübsch die Welt erschaffen
Zu des Menschen Augenweide;
Doch beim Gaffen in den Gassen
Sollen wir die Augen brauchen
Und uns dort nicht treten lassen
Auf die armen Hühneraugen,
Die uns ganz besonders plagen,
Wenn wir enge Stiefel tragen.

Gott versah uns mit zwei Händen,
Daß wir doppelt Gutes spenden;
Nicht um doppelt zuzugreifen
Und die Beute aufzuhäufen
In den großen Eisentruhn,
Wie gewisse Leute tun —
(Ihren Namen auszusprechen
Dürfen wir uns nicht erfrechen —
Hängen würden wir sie gern.
Doch sie sind so große Herrn,
Philanthropen, Ehrenmänner,
Manche sind auch unsre Gönner,

Und man macht aus deutschen Eichen
Keine Galgen für die Reichen.⟩

Gott gab uns nur eine Nase,
Weil wir zwei in einem Glase
Nicht hineinzubringen wüßten,
Und den Wein verschlappern müßten.

Gott gab uns nur einen Mund,
Weil zwei Mäuler ungesund.
Mit dem einen Maule schon
Schwätzt zu viel der Erdensohn.
Wenn er doppeltmäulig wär,
Fräß und lög er auch noch mehr.
Hat er jetzt das Maul voll Brei,
Muß er schweigen unterdessen,
Hätt er aber Mäuler zwei,
Löge er sogar beim Fressen.

Mit zwei Ohren hat versehn
Uns der Herr. Vorzüglich schön
Ist dabei die Symmetrie.
Sind nicht ganz so lang wie die,
So er unsern grauen braven
Kameraden anerschaffen.
Ohren gab uns Gott die beiden,
Um von Mozart, Gluck und Hayden
Meisterstücke anzuhören —
Gäb es nur Tonkunst-Kolik
Und Hämorrhoidal-Musik
Von dem großen Meyerbeer,
Schon ein Ohr hinlänglich wär! —

Als zur blonden Teutelinde
Ich in solcher Weise sprach,
Seufzte sie und sagte: Ach!
Grübeln über Gottes Gründe,

Kritisieren unsern Schöpfer,
Ach! das ist, als ob der Topf
Klüger sein wollt als der Töpfer!
Doch der Mensch fragt stets: Warum?
Wenn er sieht, daß etwas dumm.
Freund, ich hab dir zugehört,
Und du hast mir gut erklärt,
Wie zum weisesten Behuf
Gott dem Menschen zwiefach schuf
Augen, Ohren, Arm und Bein,
Während er ihm gab nur ein
Exemplar von Nas und Mund —
Doch nun sage mir den Grund:
Gott, der Schöpfer der Natur,
Warum schuf er einfach nur
Das skabröse Requisit,
Das der Mann gebraucht, damit
Er fortpflanze seine Rasse
Und zugleich sein Wasser lasse?
Teurer Freund, ein Duplikat
Wäre wahrlich hier von Nöten,
Um Funktionen zu vertreten,
Die so wichtig für den Staat
Wie fürs Individuum,
Kurz fürs ganze Publikum.
Eine Jungfrau von Gemüt
Muß sich schämen, wenn sie sieht,
Wie ihr höchstes Ideal
Wird entweiht so trivial!
Wie der Hochaltar der Minne
Wird zur ganz gemeinen Rinne!
Psyche schaudert, denn der kleine
Gott Amur der Finsternis
Er verwandelt sich beim Scheine
Ihrer Lamp — in Mankepiß.

Also Teutolinde sprach,

Und ich sagte ihr: Gemach!
Unklug wie die Weiber sind,
Du verstehst nicht, liebes Kind,
Zwei Funktionen, die so greulich
Und so schimpflich und abscheulich
Mit einander kontrastieren
Und die Menschheit sehr blamieren.
Gottes Nützlichkeitssystem,
Sein Ökonomieproblem
Ist, daß wechselnd die Maschinen
Jeglichem Bedürfnis dienen,
Den profanen wie den heilgen,
Den pikanten wie langweilgen, —
Alles wird simplifiziert,
Klug ist alles kombiniert:
Was dem Menschen dient zum Seichen,
Damit schafft er Seinesgleichen.
Auf demselben Dudelsack
Spielt dasselbe Lumpenpack.
Feine Pfote, derbe Patsche,
Fiddelt auf derselben Bratsche
— — — — — — — —
Springt und singt und gähnt ein jeder,
Und derselbe Omnibus
Führt uns nach dem Tartarus.

XVIII

[Miserere]

Die Söhne des Glückes beneid ich nicht
Ob ihrem Leben, beneiden
Will ich sie nur ob ihrem Tod,
Dem schmerzlos raschen Verscheiden.

Im Prachtgewand, das Haupt bekränzt,
Und Lachen auf der Lippe,
Sitzen sie froh beim Lebensbankett —
Da trifft sie jählings die Hippe.

Im Festkleid und mit Rosen geschmückt,
Die noch wie lebend blühten,
Gelangen in das Schattenreich
Fortunas Favoriten.

Nie hatte Siechtum sie entstellt,
Sind Tote von guter Miene,
Und huldreich empfängt sie an ihrem Hof
Zarewna Proserpine.

Wie sehr muß ich beneiden ihr Los!
Schon sieben Jahre mit herben,
Qualvollen Gebresten wälz ich mich
Am Boden, und kann nicht sterben!

O Gott, verkürze meine Qual,
Damit man mich bald begrabe;
Du weißt ja, daß ich kein Talent
Zum Martyrtume habe.

Ob deiner Inkonsequenz, o Herr,
Erlaube, daß ich staune:
Du schufest den fröhlichsten Dichter, und raubst
Ihm jetzt seine gute Laune.

Der Schmerz verdumpft den heitern Sinn
Und macht mich melancholisch;
Nimmt nicht der traurige Spaß ein End,
So werd ich am Ende katholisch.

Ich heule dir dann die Ohren voll,
Wie andre gute Christen —
O Miserere! Verloren geht
Der beste der Humoristen!

XIX

Morphine

Groß ist die Ähnlichkeit der beiden schönen
Jünglingsgestalten, ob der Eine gleich
Viel blässer als der Andre, auch viel strenger,
Fast möcht ich sagen viel vornehmer aussieht
Als jener Andre, welcher mich vertraulich
In seine Arme schloß — Wie lieblich sanft
War dann sein Lächeln, und sein Blick wie selig!
Dann mocht es wohl geschehn, daß seines Hauptes
Mohnblumenkranz auch meine Stirn berührte
Und seltsam duftend allen Schmerz verscheuchte
Aus meiner Seel — Doch solche Linderung,
Sie dauert kurze Zeit; genesen gänzlich
Kann ich nur dann, wenn seine Fackel senkt
Der andre Bruder, der so ernst und bleich. —
Gut ist der Schlaf, der Tod ist besser — freilich
Das Beste wäre, nie geboren sein.

XX

Den Strauß, den mir Mathilde band
Und lächelnd brachte, mit bittender Hand
Weis ich ihn ab — Nicht ohne Grauen
Kann ich die blühenden Blumen schauen.

Sie sagen mir, daß ich nicht mehr
Dem schönen Leben angehör,
Daß ich verfallen dem Totenreiche,
Ich arme unbegrabene Leiche.

Wenn ich die Blumen rieche, befällt
Mich heftiges Weinen — Von dieser Welt
Voll Schönheit und Sonne, voll Lust und Lieben,
Sind mir die Tränen nur geblieben.

Wie glücklich war ich, wenn ich sah
Den Tanz der Ratten der Opera —
Jetzt hör ich schon das fatale Geschlürfe
Der Kirchhofratten und Grabmaulwürfe.

O Blumendüfte, ihr ruft empor
Ein ganzes Ballett, ein ganzes Chor
Von parfümierten Erinnerungen —
Das kommt auf einmal herangesprungen,

Mit Kastagnetten und Zimbelklang,
In flittrigen Röckchen, die nicht zu lang;
Doch all ihr Tändeln und Kichern und Lachen,
Es kann mich nur noch verdrießlicher machen!

Fort mit den Blumen! Ich kann nicht ertragen
Die Düfte, die von alten Tagen
Mir boshaft erzählt viel holde Schwänke —
Ich weine, wenn ich ihrer gedenke. —

XXI

Ich war, o Lamm, als Hirt bestellt,
Zu hüten dich auf dieser Welt.
Hab dich mit meinem Brot geätzt,
Mit Wasser aus dem Born geletzt.
Wenn kalt der Wintersturm gelärmt,
Hab ich dich an der Brust erwärmt.
Hier hielt ich fest dich angeschlossen,
Wenn Regengüsse sich ergossen
Und Wolf und Waldbach um die Wette
Geheult im dunkeln Felsenbette.
Du bangtest nicht, hast nicht gezittert.
Selbst wenn den höchsten Tann zersplittert
Der Wetterstrahl — in meinem Schoß
Du schliefest still und sorgenlos.

Mein Arm wird schwach, es schleicht herbei
Der blasse Tod! Die Schäferei,
Das Hirtenspiel, es hat ein Ende.
O Gott, ich leg in deine Hände
Zurück den Stab. — Behüte du
Mein armes Lamm, wenn ich zur Ruh
Bestattet bin — und dulde nicht,
Daß irgendwo ein Dorn sie sticht —
O schütz ihr Vlies vor Dornenhecken
Und auch vor Sümpfen, die beflecken,
Laß überall zu ihren Füßen
Das allerbeste Futter sprießen,
Und laß sie schlafen, sorgenlos,
Wie einst sie schlief in meinem Schoß.

XXII

Ich seh im Stundenglase schon
Den kargen Sand zerrinnen.
Mein Weib, du engelsüße Person!
Mich reißt der Tod von hinnen.

Er reißt mich aus deinem Arm, mein Weib,
Da hilft kein Widerstehen,
Er reißt die Seele aus dem Leib –
Sie will vor Angst vergehen.

Er jagt sie aus dem alten Haus,
Wo sie so gerne bliebe.
Sie zittert und flattert – Wo soll ich hinaus?
Ihr ist wie dem Floh im Siebe.

Das kann ich nicht ändern, wie sehr ich mich sträub,
Wie sehr ich mich winde und wende;
Der Mann und das Weib, die Seel und der Leib,
Sie müssen sich trennen am Ende.

XXIII

[Halleluja]

Am Himmel Sonn und Mond und Stern',
Sie zeugen von der Macht des Herrn;
Und schaut des Frommen Aug nach oben,
Den Schöpfer wird er preisen, loben.

Ich brauche nicht so hoch zu gaffen,
Auf Erden schon find ich genung
Kunstwerke, welche Gott erschaffen,
Die würdig der Bewunderung.

Ja, lieben Leute, erdenwärts
Senkt sich bescheidentlich mein Blick,
Und findet hier das Meisterstück
Der Schöpfung: unser Menschenherz.

Wie herrlich auch der Sonne Pracht,
Wie lieblich auch in stiller Nacht
Das Mondenlicht, der Sterne Glanz,
Wie strahlend der Kometenschwanz —

Die Himmelslichter allesamt
Sie sind nur eitel Pfennigskerzen,
Vergleich ich sie mit jenem Herzen,
Das in der Brust des Menschen flammt.

Das ist die Welt in Miniatur,
Hier gibt es Berge, Wald und Flur,
Einöden auch mit wilden Bestjen,
Die oft das arme Herz belästgen —

Hier stürzen Bäche, rauschen Flüsse,
Hier gähnen Gründe, Felsabschüsse,
Viel bunte Gärten, grüne Rasen,
Wo Lämmlein oder Esel grasen —

Hier gibts Fontänen, welche springen,
Derweilen arme Nachtigallen,
Um schönen Rosen zu gefallen,
Sich an den Hals die Schwindsucht singen.

Auch an Abwechslung fehlt es nicht;
Heut ist das Wetter warm und licht,
Doch morgen schon ists herbstlich kalt,
Und nebelgrau die Flur, der Wald.

Die Blumen, sie entlauben sich,
Die Winde stürmen fürchterlich,
Und endlich flockt herab der Schnee,
Zu Eis erstarren Fluß und See.

Jetzt aber gibt es Winterspiele,
Vermummt erscheinen die Gefühle,
Ergeben sich dem Mummenschanz
Und dem berauschten Maskentanz. —

Freilich, inmitten dieser Freuden
Beschleicht sie oft geheimes Leiden,
Trotz Mummenschanz und Tanzmusik,
Sie seufzen nach verlornem Glück. —

Da plötzlich krachts — Erschrecke nicht!
Es ist das Eis, das jetzo bricht;
Die Rinde schmilzt, die frostig glatte,
Die unser Herz umschlossen hatte.

Entweichen muß was kalt und trübe;
Es kehrt zurück – o Herrlichkeit! –
Der Lenz, die schöne Jahreszeit,
Geweckt vom Zauberstab der Liebe! –

Groß ist des Herren Gloria,
Hier unten groß, wie in der Höh.
Ich singe ihm ein Kyrie
Eleison und Halleluja.

Er schuf so schön, er schuf so süß
Das Menschenherze, und er blies
Hinein des eignen Odems Geist,
Des Odems, welcher Liebe heißt.

Fort mit der Lyra Griechenlands,
Fort mit dem liederlichen Tanz
Der Musen, fort! In frömmern Weisen
Will ich den Herrn der Schöpfung preisen.

Fort mit der Heiden Musika!
Davids frommer Harfenklang
Begleite meinen Lobgesang!
Mein Psalm ertönt: Halleluja!

XXIV

Dich fesselt mein Gedankenbann,
Und was ich dachte, was ich sann,
Das mußt du denken, mußt du sinnen, –
Du kannst nicht meinem Geist entrinnen.

Stets weht dich an sein wilder Hauch,
Und wo du bist, da ist er auch;
Du bist sogar im Bett nicht sicher
Vor seinem Kusse und Gekicher!

Mein Leib liegt tot im Grab, jedoch
Mein Geist, der ist lebendig noch,
Er wohnt gleich einem Hauskobolde
In deinem Herzchen, meine Holde!

Vergönn das traute Nestchen ihm,
Du wirst nicht los das Ungetüm,
Und flöhest du bis China, Japan –
Du wirst nicht los den armen Schnapphahn!

Denn überall, wohin du reist,
Sitzt ja im Herzen dir mein Geist,
Und denken mußt du, was ich sann –
Dich fesselt mein Gedankenbann!

XXV

Lotosblume

Wahrhaftig, wir Beide bilden
Ein kurioses Paar,
Die Liebste ist schwach auf den Beinen,
Der Liebhaber lahm sogar.

Sie ist ein leidendes Kätzchen,
Und er ist krank wie ein Hund,
Ich glaube, im Kopfe sind Beide
Nicht sonderlich gesund.

Sie sei eine Lotosblume,
Bildet die Liebste sich ein,
Doch er, der blasse Geselle,
Vermeint der Mond zu sein.

Die Lotosblume erschließet
Ihr Kelchlein im Mondenlicht,
Doch statt des befruchtenden Lebens
Empfängt sie nur ein Gedicht.

XXVI

Worte! Worte! keine Taten!
Niemals Fleisch, geliebte Puppe,
Immer Geist und keinen Braten,
Keine Knödel in der Suppe!

Doch vielleicht ist dir zuträglich
Nicht die wilde Lendenkraft,
Welche galoppieret täglich
Auf dem Roß der Leidenschaft.

Ja, ich fürchte fast, es riebe,
Zartes Kind, dich endlich auf
Jene wilde Jagd der Liebe,
Amors Steeple-chase-Wettlauf.

Viel gesünder, glaub ich schier,
Ist für dich ein kranker Mann
Als Liebhaber, der gleich mir
Kaum ein Glied bewegen kann.

Deshalb unsrem Herzensbund,
Liebste, widme deine Triebe;
Solches ist dir sehr gesund,
Eine Art Gesundheitsliebe.

XXVII

Laß mich mit glühnden Zangen kneipen,
Laß grausam schinden mein Gesicht,
Laß mich mit Ruten peitschen, stäupen —
Nur warten, warten laß mich nicht!

Laß mit Torturen aller Arten
Verrenken, brechen mein Gebein,
Doch laß mich nicht vergebens warten,
Denn warten ist die schlimmste Pein!

Den ganzen Nachmittag bis Sechse
Hab gestern ich umsonst geharrt —
Umsonst; du kamst nicht, kleine Hexe,
So daß ich fast wahnsinnig ward.

Die Ungeduld hielt mich umringelt
Wie Schlangen; — jeden Augenblick
Fuhr ich empor, wenn man geklingelt,
Doch kamst du nicht — ich sank zurück!

Du kamest nicht — ich rase, schnaube,
Und Satanas raunt mir ins Ohr:
Die Lotosblume, wie ich glaube,
Mokiert sich deiner, alter Tor!

XXVIII

Es träumte mir von einer Sommernacht,
Wo bleich, verwittert, in des Mondes Glanze
Bauwerke lagen, Reste alter Pracht,
Ruinen aus der Zeit der Renaissance.

Nur hie und da, mit dorisch ernstem Knauf,
Hebt aus dem Schutt sich einzeln eine Säule,
Und schaut ins hohe Firmament hinauf,
Als ob sie spotte seiner Donnerkeile.

Gebrochen auf dem Boden liegen rings
Portale, Giebeldächer mit Skulpturen,
Wo Mensch und Tier vermischt, Centaur und Sphinx,
Satyr, Chimäre — Fabelzeitfiguren.

Es steht ein offner Marmorsarkophag
Ganz unverstümmelt unter den Ruinen,
Und gleichfalls unversehrt im Sarge lag
Ein toter Mann mit leidend sanften Mienen.

Karyatiden mit gerecktem Hals,
Sie scheinen mühsam ihn emporzuhalten.
An beiden Seiten sieht man ebenfalls
Viel basrelief gemeißelte Gestalten.

Hier sieht man des Olympos Herrlichkeit
Mit seinen liederlichen Heidengöttern,
Adam und Eva stehn dabei, sind Beid
Versehn mit keuschem Schurz von Feigenblättern.

Hier sieht man Trojas Untergang und Brand,
Paris und Helena, auch Hektor sah man,
Moses und Aaron gleich daneben stand,
Auch Esther, Judith, Holofern und Haman.

Desgleichen war zu sehn der Gott Amur,
Phöbus Apoll, Vulkanus und Frau Venus,
Pluto und Proserpine und Merkur,
Gott Bacchus und Priapus und Silenus.

Daneben stand der Esel Balaams
— Der Esel war zum Sprechen gut getroffen —
Dort sah man auch die Prüfung Abrahams
Und Lot, der mit den Töchtern sich besoffen.

Hier war zu schaun der Tanz Herodias',
Das Haupt des Täufers trägt man auf der Schüssel,
Die Hölle sah man hier und Satanas,
Und Petrus mit dem großen Himmelsschlüssel.

Abwechselnd wieder sah man hier skulpiert
Des geilen Jovis Brunst und Freveltaten,
Wie er als Schwan die Leda hat verführt,
Die Danaë als Regen von Dukaten.

Hier war zu sehn Dianas wilde Jagd,
Ihr folgen hochgeschürzte Nymphen, Doggen,
Hier sah man Herkules in Frauentracht,
Die Spindel drehend hält sein Arm den Rocken.

Daneben ist der Sinai zu sehn,
Am Berg steht Israel mit seinen Ochsen,
Man schaut den Herrn als Kind im Tempel stehn
Und disputieren mit den Orthodoxen.

Die Gegensätze sind hier grell gepaart,
Des Griechen Lustsinn und der Gottgedanke
Judäas! Und in Arabeskenart
Um beide schlingt der Epheu seine Ranke.

Doch, wunderbar! Derweilen solcherlei
Bildwerke träumend ich betrachtet habe,
Wird plötzlich mir zu Sinn, ich selber sei
Der tote Mann im schönen Marmorgrabe.

Zu Häupten aber meiner Ruhestätt
Stand eine Blume, rätselhaft gestaltet,
Die Blätter schwefelgelb und violett,
Doch wilder Liebreiz in der Blume waltet.

Das Volk nennt sie die Blum der Passion
Und sagt, sie sei dem Schädelberg entsprossen,
Als man gekreuzigt hat den Gottessohn,
Und dort sein welterlösend Blut geflossen.

Blutzeugnis, heißt es, gebe diese Blum,
Und alle Marterinstrumente, welche
Dem Henker dienten bei dem Märtyrtum,
Sie trüge sie abkonterfeit im Kelche.

Ja, alle Requisiten der Passion
Sähe man hier, die ganze Folterkammer,
Zum Beispiel: Geißel, Stricke, Dornenkron,
Das Kreuz, den Kelch, die Nägel und den Hammer.

Solch eine Blum an meinem Grabe stand,
Und über meinen Leichnam niederbeugend,
Wie Frauentrauer, küßt sie mir die Hand,
Küßt Stirne mir und Augen, trostlos schweigend.

Doch, Zauberei des Traumes! Seltsamlich,
Die Blum der Passion, die schwefelgelbe,
Verwandelt in ein Frauenbildnis sich,
Und das ist Sie — die Liebste, ja, die selbe!

Du warst die Blume, du geliebtes Kind,
An deinen Küssen mußt ich dich erkennen.
So zärtlich keine Blumenlippen sind,
So feurig keine Blumentränen brennen!

Geschlossen war mein Aug, doch angeblickt
Hat meine Seel beständig dein Gesichte,
Du sahst mich an, beseligt und verzückt,
Und geisterhaft beglänzt vom Mondenlichte!

Wir sprachen nicht, jedoch mein Herz vernahm,
Was du verschwiegen dachtest im Gemüte —
Das ausgesprochne Wort ist ohne Scham,
Das Schweigen ist der Liebe keusche Blüte.

Lautloses Zwiegespräch! man glaubt es kaum,
Wie bei dem stummen, zärtlichen Geplauder
So schnell die Zeit verstreicht im schönen Traum
Der Sommernacht, gewebt aus Lust und Schauder.

III, 28

Was wir gesprochen, frag es niemals, ach!
Den Glühwurm frag, was er dem Grase glimmert,
Die Welle frage, was sie rauscht im Bach,
Den Westwind frage, was er weht und wimmert.

Frag, was er strahlet, den Karfunkelstein,
Frag, was sie duften, Nachtviol und Rosen –
Doch frage nie, wovon im Mondenschein
Die Marterblume und ihr Toter kosen!

Ich weiß es nicht, wie lange ich genoß
In meiner schlummerkühlen Marmortruhe
Den schönen Freudentraum. Ach, es zerfloß
Die Wonne meiner ungestörten Ruhe!

O Tod! mit deiner Grabesstille, du,
Nur du kannst uns die beste Wollust geben,
Den Krampf der Leidenschaft, Lust ohne Ruh,
Gibt uns für Glück das albern rohe Leben!

Doch wehe mir! es schwand die Seligkeit,
Als draußen plötzlich sich ein Lärm erhoben,
Es war ein scheltend, stampfend wüster Streit,
Ach, meine Blum verscheuchte dieses Toben!

Ja, draußen sich erhob mit wildem Grimm
Ein Zanken, ein Gekeife, ein Gekläffe,
Ich glaubte zu erkennen manche Stimm –
Es waren meines Grabmals Basrelieffe.

Spukt in dem Stein der alte Glaubenswahn?
Und disputieren diese Marmorschemen?
Der Schreckensruf des wilden Waldgotts Pan
Wetteifernd wild mit Mosis Anathemen!

O, dieser Streit wird enden nimmermehr,
Stets wird die Wahrheit hadern mit dem Schönen,
Stets wird geschieden sein der Menschheit Heer
In zwei Partein: Barbaren und Hellenen.

Das fluchte, schimpfte! gar kein Ende nahms
Mit dieser Kontroverse, der langweilgen,
Da war zumal der Esel Balaams,
Der überschrie die Götter und die Heilgen!

Mit diesem I—A, I—A, dem Gewiehr,
Dem schluchzend ekelhaften Mißlaut, brachte
Mich zur Verzweiflung schier das dumme Tier,
Ich selbst zuletzt schrie auf — und ich erwachte.

XXIX

Es kommt der Tod — jetzt will ich sagen,
Was zu verschweigen ewiglich
Mein Stolz gebot: für dich, für dich,
Es hat mein Herz für dich geschlagen

Der Sarg ist fertig, sie versenken
Mich in die Gruft. Da hab ich Ruh.
Doch du, doch du, Maria, du,
Wirst weinen oft und mein gedenken.

Du ringst sogar die schönen Hände —
O tröste dich — Das ist das Los,
Das Menschenlos: — was gut und groß
Und schön, das nimmt ein schlechtes Ende.

XXX

Der Scheidende

Erstorben ist in meiner Brust
Jedwede weltlich eitle Lust,
Schier ist mir auch erstorben drin
Der Haß des Schlechten, sogar der Sinn
Für eigne wie für fremde Not —
Und in mir lebt nur noch der Tod!

Der Vorhang fällt, das Stück ist aus,
Und gähnend wandelt jetzt nach Haus
Mein liebes deutsches Publikum,
Die guten Leutchen sind nicht dumm,
Das speist jetzt ganz vergnügt zu Nacht,
Und trinkt sein Schöppchen, singt und lacht —
Er hatte Recht, der edle Heros,
Der weiland sprach im Buch Homeros':
Der kleinste lebendige Philister
Zu Stukkert am Neckar, viel glücklicher ist er
Als ich, der Pelide, der tote Held,
Der Schattenfürst in der Unterwelt.

An Personen. Widmungen. Fragmente

An Personen. Widmungen

I

Zur Notiz

Die Philister, die Beschränkten,
Diese geistig Eingeengten,
Darf man nie und nimmer necken.
Aber weite, kluge Herzen
Wissen stets in unsren Scherzen
Lieb und Freundschaft zu entdecken.

* * *

II

An die Eltern

O, habt ihr über Glück und Unglück noch Gewalt,
Ihr Götter! – Gebt dem Glück auf heute viel Befehle.
Denn Vater und Mutter, die schöne Seele,
Feiern heute ihren schönsten Tag.

Düsseldorf, den 6ten Januar 1813

III

Wünnebergiade,

ein Heldengedicht in zwei Gesängen

Erster Gesang

Holde Muse, gib mir Kunde,
Wie einst hergeschoben kommen
Jenes kugelrunde Schweinchen,
Das da Wünneberg geheißen.

Auf den Iserlohner Triften
Ward mein Schweinchen einst geworfen,
Allda stehet noch das Tröglein,
Wo es weidlich sich gemästet.

Täglich in der Brüder Mitte
Burzelt es herum im Miste,
Auf den Hinterpfötchen hüpfend, —
Zernial ist Dreck dagegen.

Und die Mutter mit Gefallen
Schauet ihres Sohns Gedeihen,
Wie das feiste Wänstchen schwellet,
Wie die Ziegelbacken quellen.

Und der Vater mit Entzücken
Hört des Sohnes erstes Quirren,
Und das lieblich helle Grunzen
Dringt zum väterlichen Herzen.

Aber soll im Mist verwelken
Diese zarte Ferkenblume?
Soll der Sprößling edler Beester
Ohne Nachruhm einst verrecken?

Also sinnen nun die Eltern,
Was ihr Söhnchen einst soll werden,
Und sie stritten, stritten lange,
Mit den Worten, mit den Fäusten.

»Holde Drütche!« sprach der Ehherr,
»Du mein alter Rumpelkasten!
Ja ich kusche, ja ich schwör es,
Ja, mein Sohn soll Pfäfflein werden.

»Dorthin, wo die schmucke Düssel
Schlängelnd sich im Rhein ergießet,
Dorthin send ich meinen Lümmel,
Zu studieren Gottgelahrtheit.

»Dorten lebt mein Freund Asthöver,
Den ich einst traktiert mit Kaffe
Und mit Brezel und mit Plätzchen, —
Schlau erwägend künftge Zeiten.

»Auch der riesenmächtge Damen
Wandelt dort sein geistlich Leben;
Schreckhaft zittern seine Jünger,
Wenn er schwingt die Musengeißel.

»Diesen Männern übergeb ich
Meinen Sohn zur strengen Leitung,
Diese wähl er sich zum Vorbild,
Bis sein Bauch sich einst verkläret.«

Also sprach zur Frau der Ehherr,
Und er streichelt ihr das Pfötchen;
Aber sie umarmt ihn glühend,
Daß der Schmerbauch heftig dröhnet.

Halt die Ohren zu, o Muse!
Jetzo wird mein Schwein gescheuert,
Mit der Glut im Wasserküven,
Und es schreit und krächzt erbärmlich.

Und ein klimperklein Frisörchen
Kräuselt à l'enfant die Borsten,
Parfümiert sie mit Pomade, —
Bis nach Gersheim hats gerochen.

Und mit vielen Komplimenten
Kommt ein Schneider hergetrippelt,
Und er bracht ein altdeutsch Röcklein,
Wie's Arminius getragen.

Unter solcher Vorbereitung
War die Nacht herabgesunken,
Und zur Ruhe blies der Sauhirt,
Jeder kroch ins niedre Ställchen.

Zweiter Gesang

Schnarchend lag der Hausknecht Tröffel,
Bis der Tag herangebrochen,
Endlich rieb er sich die Augen,
Und verließ sein weiches Lager.

Und im Hofe schon versammelt
Findet er die Hausgenossen,
Um den jungen Herrn sich drängend,
Und sie nehmen rührend Abschied.

Sinnend steht der ernste Vater,
Als behorcht er Flöhgespräche,
Und die Mutter kniet im Miste,
Betend für des Sohns Erhaltung.

Auch die Kuhmagd hörbar schluchset,
Denn es scheidet der Geliebte,
Den sie einst in Lieb befangen
Durch der dicken Waden Reize.

»Lebewohl!« die Brüder grunzen,
»Lebewohl!« der Kater mauet;
Und der Esel zärtlich seufzend
Seinen Jugendfreund umarmet.

Selbst die Hühner traurig gackern;
Nur der Bock der schweigt und schmunzelt,
Er verliert ein Nebenbuhler
Bei den holden Ziegenpärchen.

Traurig, in der Freunde Mitte,
Stand nun selbst mein armes Schweinchen,
Liebevoll die Äuglein glänzen,
Und es ließ das Sterzchen hängen.

Da erhub sich männlich Tröffel:
»Sagt, was soll das Weiberplärren?
Selbst der edle Ochs der weinet,
Er, den ich für Mann gehalten!

»Aber Tröffel kann dies ändern!«
Sprachs, und rasch, im edlen Zorne,
Packte er mein Schwein beim Kragen,
Band zusammen alle Vieren,

Lud es schnell auf seinen Schubkarrn,
Und er schiebet flink und lustig,
Über Felder, über Berge,
Bis an Düsseldorfs Lyceum.

IV

An Christian Sethe

1

Wenn die Stunde kommt wo das Herz mir schwillt,
Und blühender Zauber dem Busen entquillt,
Dann greif ich zum Griffel rasch und wild,
Und male mit Worten das Zaubergebild. –

2

Als ich ging nach Ottensen hin,
Auf Klopstocks Grab gewesen ich bin.
Viel schmucke und stattliche Menschen dort standen,
Und den Leichenstein mit Blumen umwanden,
Die lächelten sich einander an
Und glaubten Wunders was sie getan. –
Ich aber stand beim heiligen Ort,
Und stand so still und sprach kein Wort,
Meine Seele war da unten tief,
Wo der heilige deutsche Sänger schlief – –

V

[In ein Exemplar von Goethes »Faust«]

Dieses Buch sei dir empfohlen,
Lese nur, wenn du auch irrst:
Doch wenn du's verstehen wirst,
Wird dich auch der Teufel holen.

VI

[Albumvers]

Ich wohnte früher weit von hier,
Zwei Häuser trennen mich jetzt von Dir:
Es kam mir oft schon in den Sinn
Ach! wärst Du meine Nachbarin.

VII

[An?]

Stehst du in vertrautem Umgang mit Damen,
Schweig, Freundchen! still, und nenne nie Namen:
Um ihretwillen, wenn sie fein sind,
Um deinetwillen, wenn sie gemein sind.

VIII

An Fritz von Beughem

1

Oben auf dem Rolandseck
Saß einmal ein Liebesgeck,
Seufzt' sich fast das Herz heraus,
Kuckt' sich fast die Augen aus
Nach dem hübschen Klösterlein,
Das da liegt im stillen Rhein.

Fritz von Beughem! denk auch fern
Jener Stunden, als wir gern
Oben hoch von Daniels Kniff
Schauten nach dem Felsenriff,
Wo der kranke Ritter saß,
Dessen Herze nie genas.

Bonn, 7. März 1820

2

Mein Fritz lebt nun im Vaterland der Schinken,
Im Zauberland, wo Schweinebohnen blühen,
Im dunkeln Ofen Pumpernickel glühen,
Wo Dichtergeist erlahmt, und Verse hinken.
Mein Fritz, gewohnt, aus heilgem Quell zu trinken,
Soll nun zur Tränke gehn mit fetten Kühen,
Soll gar der Themis Aktenwagen ziehen, —
Ich fürchte fast, er muß im Schlamm versinken.
Mein Fritz, gewohnt, auf buntbeblümten Auen
Sein Flügelroß mit leichter Hand zu leiten,
Und sich zu schwingen hoch, wo Adler horsten,
Mein Fritz wird nun, will er sein Herz erbauen,
Auf einem dürren Prosagaul durchreuten —
Den Knüppelweg von Münster bis nach Dorsten.

IX

An J. B. Rousseau

Bang hat der Pfaff sich in der Kirch verkrochen,
Der Herrschling zittert auf dem morschen Thrönlein,
Auf seinem Haupte wackelt schon sein Krönlein —
Denn Rousseaus Namen hab ich ausgesprochen.
Doch wähne nicht, das Püpplein, womit pochen
Die Mystiker, sei Rousseaus Glaubensfähnlein,
Auch halte nicht für Rousseaus Freiheit, Söhnlein,
Das Süpplein, das die Demagogen kochen.
Sei deines Namens wert, für wahre Freiheit
Und freie Wahrheit kämpf mit deutschem Sinne:
Schlag drein mit Wort und Schwert, sei treu und bieder.
Glauben, Freiheit, Minne sei deine Dreiheit,
Und fehlt dir auch das Myrtenreis der Minne,
So hast du doch den Lorbeerkranz der Lieder.

Bonn, d. 15. Sept. 1820

X

Etwas für den hinkenden Vetter

[In das Stammbuch des Deklamators Th. v. Sydow]

Augen, die nicht ferne blicken,
Und auch nicht zur Liebe taugen,
Aber ganz entsetzlich drücken,
Sind des Vetters Hühneraugen.

XI

An Friedrich Steinmann

1

Ochse, deutscher Jüngling, endlich,
Reite deine Schwänze nach;
Einst bereust du, daß du schändlich
Hast vertrödelt manchen Tag!

2

Selig dämmernd, sonder Harm,
Liegt der Mensch in Freundes Arm;
Da kommt plötzlich wie's Verhängnis
Des Consiliums Bedrängnis,
Und weit fort von seinen Lieben
Muß der Mensch sich weiter schieben.

XII

Der Weltlauf ists: den Würdgen sieht man hudeln,
Der Ernste wird bespöttelt und vexiert,
Der Mutge wird verfolgt von Schnurren, Pudeln,
Und Ich sogar — ich werde konsiliert.

Göttingen, den 29. Januar 1821

XIII

Das Bild

Trauerspiel vom Freiherrn E. v. Houwald

Lessing-Da Vinzis Nathan und Galotti,
Schiller-Raffaels Wallenstein und Posa,
Egmont und Faust von Goethe-Buonarotti —
Die nimm zum Muster, Houwald-Spinarosa!

XIV

Aucassin und Nicolette, oder: Die Liebe aus der guten alten Zeit

‹An J. F. Koreff›

Hast einen bunten Teppich ausgebreitet,
Worauf gestickt sind leuchtende Figuren.
Es ist der Kampf feindseliger Naturen,
Der halbe Mond, der mit dem Kreuze streitet.
Trompetentusch! Die Schlacht wird vorbereitet;
Im Kerker schmachten, die sich Treue schwuren;
Schalmeien klingen auf provencer Fluren;
Auf dem Bazar Karthagos Sultan schreitet.
Freundlich ergötzt die bunte Herrlichkeit:
Wir irren, wie in märchenhafter Wildnis,
Bis Lieb und Licht besiegen Haß und Nacht.
Du, Meister, kanntest der Kontraste Macht,
Und gabst in schlechter, neuer Zeit das Bildnis
Von Liebe aus der alten, guten Zeit!

Berlin, den 27. Februar 1822

XV

An Salomon Heine

[»Zueignung« der »Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo« 1823]

Meine Qual und meine Klagen
Hab ich in dies Buch gegossen,
Und wenn du es aufgeschlagen,
Hat sich dir mein Herz erschlossen.

XVI

[Mit dem »Ratcliff«]

1

An Rudolph Christiani

Mit starken Händen schob ich von den Pforten
Des dunkeln Geisterreichs die rostgen Eisenriegel;
Vom roten Buch der Liebe riß ich dorten
Die urgeheimnisvollen sieben Siegel,
Und was ich schaute in den ewgen Worten,
Das bring ich dir in dieses Liedes Spiegel.
Ich und mein Name werde untergehen,
Doch dieses Lied muß ewiglich bestehen.

Weihnachten 1823

2

An Friedrich Merckel

Ich habe die süße Liebe gesucht,
Und hab den bittern Haß gefunden,
Ich habe geseufzt, ich habe geflucht,
Ich habe geblutet aus tausend Wunden.

Auch hab ich mich ehrlich Tag und Nacht
Mit Lumpengesindel herumgetrieben,
Und als ich all diese Studien gemacht,
Da hab ich ruhig den Ratcliff geschrieben.

Hamburg, den 12. April 1826

XVII

[Mit dem »Rabbi von Bacherach«]

Brich aus in lauten Klagen,
Du düstres Martyrerlied,
Das ich so lang getragen
Im flammenstillen Gemüt!

Es dringt in alle Ohren,
Und durch die Ohren ins Herz,
Ich habe gewaltig beschworen
Den tausendjährigen Schmerz.

Es weinen die Großen und Kleinen,
Sogar die kalten Herrn,
Die Frauen und Blumen weinen,
Es weinen am Himmel die Stern.

Und alle die Tränen fließen
Nach Süden im stillen Verein,
Sie fließen und ergießen
Sich all in den Jordan hinein.

XVIII

An J. P. Lyser

Der Kopf ist leer, das Herz ist voll,
Ich weiß nicht, was ich schreiben soll.
Ich bitte die lieben deutschen Götter
Für dich um gutes Reisewetter.

XIX

An August Lewald

Die Kirche siehst du auf diesem Bilde,
Worin, zu heiliger Stimmung bekehrt,
Signora Franscheska und Lady Mathilde
Mit Doktor Heine die Messe gehört.

XX

An Campe

Der Sangesvogel, der ist tot,
Du wirst ihn nicht erwecken!
Du kannst dir ruhig in den Steiß
Die goldne Feder stecken.

XXI

An Heinrich Künzel

Du reißt dich los von braunen Hälsen,
Du fliehst die gallischen Brünetten,
Doch hinter Albions weißen Felsen
Schon harren deiner blonde Ketten!
Leb wohl! Erlaubts die neue Herrschaft drüben,
Bleib eingedenk der Freunde, die dich lieben.

Paris, den 29. Januar 1838

XXII

[In das Album einer Dame]

Hände küssen, Hüte rücken,
Kniee beugen, Häupter bücken,
Kind, das ist nur Gaukelei,
Denn das Herz denkt nichts dabei!

XXIII

An meinen Bruder Max

Max! Du kehrst zurück nach Rußlands
Steppen, doch ein großer Kuhschwanz
Ist für dich die Welt: Plaisier
Bietet jede Schenke dir.

Du ergreifst die nächste Grete,
Und beim Klange der Trompete
Und der Pauken, dum! dum! dum!
Tanzest du mit ihr herum.

Wo dir winken große Humpen,
Läßt du gleichfalls dich nicht lumpen,
Und wenn du des Bacchus voll,
Reimst du Lieder wie Apoll.

Immer hast du ausgeübet
Luthers Wahlspruch: Wer nicht liebet
Wein und Weiber und Gesang —
Bleibt ein Narr sein Lebenlang.

Möge, Max, das Glück bekränzen
Stets dein Haupt und dir kredenzen
Täglich seinen Festpokal
In des Lebens Kuhschwanz-Saal!

Paris, den 20. Juli 1852

XXIV

An Eduard G.

Du hast nun Titel, Ämter, Würden, Orden,
Hast Wappenschild mit panaschiertem Helm,
Du bist vielleicht auch Exzellenz geworden —
Für mich jedoch bist du ein armer Schelm.

Mir imponieret nicht der Seelenadel,
Den du dir anempfunden sehr geschickt,
Obgleich er glänzt wie eine Demantnadel,
Die des Philisters weißes Brusthemd schmückt.

O Gott! ich weiß, in deiner goldbetreßten
Hofuniform, gar kümmerlich, steckt nur
Ein nackter Mensch, behaftet mit Gebresten,
Ein seufzend Ding, die arme Kreatur.

Ich weiß, bedürftig, wie die andern alle,
Bist du der Atzung, kackst auch jedenfalls
Wie sie — deshalb mit dem Gemeinplatzschwalle
Von Hochgefühlen bleibe mir vom Hals!

Fragmente

I

An J. B. Rousseau

Es nennen mich hundert Zungen am Rheine,
Doch neunundneunzig sind Lästerzungen;
Nur Einer der liebt mich, der Rousseau, der Eine
— — — — — — — — — — — — — —

II

Am Werfte zu Kuxhafen
Da ist ein schöner Ort,
Der heißt »die alte Liebe«,
Die meinige ließ ich dort — — —

III

Sonnenaufgang

Sonne, purpurgeborene,
Glänzend im Glanz der Rubinenkron
Und des goldenen Mantels
Steigst du empor
Aus deinem Palast von Kristall;
Vor dir, wie Blumenmädchen am Festtag,
Tanzen die jungen Morgenlichter
Und streuen dir Rosenblätter,
Und unter Triumphportalen,
Gewölbt aus Wolkenmarmor,
Wandelst du siegreich
Über die leuchtende Wasserbahn,
Und wohin du gelangst,
Entflieht die Nacht
Mit hastigem Schattenschritt,
Und lichtgeweckt erschließen sich freudig

Die bunten Augen der Blumen
Und die lieben Herzen der Menschen,
Und aus den grünen Dornen erschallt
Befiederte Jubelmusik.

— — — — — — —
— — — — — — —

IV

Antwort

Es ist der rechte Weg, den du betreten,
Doch in der Zeit magst du dich weidlich irren,
Das sind nicht Düfte von Muskat und Myrrhen,
Die jüngst aus Deutschland mir verletzend wehten.

Wir dürfen nicht Viktoria trompeten,
Solang noch Säbel tragen unsre Sbirren,
Mich ängstet, wenn die Vipern Liebe girren,
Und Wolf und Esel Freiheitslieder flöten —

. . . .

V

Manch kostbar edle Perle birgt
Der Ozean, manch schöne Blume
Küßt nie ein Menschenblick, nur stumme
Waldeinsamkeit schaut ihr Erröten,
Und trostlos in der Wildnisöde
Vergeudet sie die süßen Düfte.

Wenngleich tobsüchtig dort der Wind
Die Fluten peitschet, daß sie heulen,
Und ihnen stracks zu Hilfe eilen,
Entsetzlich gähnend, aus den Tiefen
Die Ungetüme, die dort schliefen — — —

Anmerkungen

Romanzero

Heines dritte große lyrische Sammlung, die Krone seines dichterischen Schaffens, erschien im Oktober 1851. Es ist das geschlossenste unter seinen Gedichtbüchern, das am einheitlichsten komponierte. Es ist nicht wie die beiden andern durch Zusammenschweißen von heterogenen, durch lange Zeiträume getrennten Sammlungen entstanden, es umschließt vielmehr die Produktion eines Jahrfünfts, das ganz im Banne einer Seelenstimmung stand. Seit dem Jahre 1846 gelähmt, seit dem Frühjahr 1848 verurteilt in der »Matratzengruft« der eigenen Auflösung entgegenzusehen, fand der Dichter in der Poesie Trost und Rettung. »Ich knittle sehr viel Verse, und es sind manche darunter, die wie Zauberweisen meine Schmerzen kirren, wenn ich sie für mich hinsumme«, schreibt Heine im April 1849 und nennt ein andermal diese in der schauerlichen Einsamkeit der Krankenstube aufblühende Poesie »mein versifiziertes Lebensblut« (an Campe, 16. November 1849). Unfähig sich auf seinem Lager zu bewegen, nur mit Mühe die Augenlider mit dem müden Finger hinaufschiebend, um sich seiner Sehkraft zu bedienen, kritzelte der Dichter selten die Gedichte selber aufs Papier; meist wurden die Visionen der schlaflosen Nächte dem Sekretär am folgenden Tage in die Feder diktiert. »Das Gedicht war jedesmal ganz fertig am Morgen,« berichtet Karl Hillebrand, der während des Entstehens des »Romanzero« Heine als Famulus beistand, »dann aber gings an ein Feilen, das stundenlang währte... Dabei ward dann jedes Präsens und Imperfektum genau erwogen, jedes veraltete und ungewöhnliche Wort erst nach seiner Berechtigung geprüft, jede Elision ausgemerzt, jedes unnütze Adjektiv weggeschnitten; hie und da wohl Nachlässigkeiten hineinkorrigiert...« Die Lesarten der Handschrift, die Strodtmann in der ersten Gesamtausgabe (1861 ff. Bd. 18) mitgeteilt hat und die auch wir in allem Wesentlichen wiederholen, lassen den Umfang dieser strengen, nie ermüdenden Selbstkritik des Dichters auf seinem Schmerzenslager ahnen.

Zum erstenmal erwähnt Heine am 28. September 1850, in einem Brief an Campe, die Absicht, eine »dritte Säule« seines literarischen Ruhmes aufzurichten. Doch der Verleger traute dem kranken Dichter die Energie nicht zu, ein neues Werk hervorzubringen, und hüllte sich in Schweigen. Erst im folgenden Sommer, auf die Nachricht, daß Wiener Freunde das neue Gedichtbuch Heines auf Subskription herausbringen wollten, beeilte sich Campe persönlich nach Paris zu reisen und vom Dichter das Verlagsrecht zu erwerben. Der Titel des Buches »Romanzero« ist bei dieser Gelegenheit vom Verleger angeregt worden (1845 hatte Betty Paoli ihre Sammlung epischer Gedichte ebenso benannt). Ende August ging das fertige Manuskript nach Hamburg ab, wo es sogleich in den Satz wanderte. Heine unterzog sich selbst der Mühe, die Korrekturbogen durchzusehen, und entfernte noch nachträglich aus der Abteilung »Lamentationen« sechs Gedichte, die ihm nicht reif genug schienen, um in den »Romanzero« aufgenommen zu werden; einen Teil davon hat er bald darauf für die III. Auflage der »Neuen Gedichte« bestimmt (»Zur Ollea« IV, VI und IX: sieh Bd. 2, S. 121 ff.; die unterdrückten Gedichte sind: »Lebewohl« oben S. 324, »Diesseits und jenseits des Rheins« S. 357 und »Morphine« S. 420). Gleichwohl mußte er sich entschließen einiges Füllwerk nachzutragen, um den Band, der ursprünglich auch das Faustballett fassen sollte, äußerlich nicht zu mager erscheinen zu lassen: es sind die auf S. 106 einsetzenden kleineren Gedichte (wahrscheinlich bis S. 109).

Der Druck wurde schnell gefördert. Ende September sandte der Dichter das Nachwort, das einen Abschied von den Lesern bedeuten sollte, und in der zweiten Hälfte des Oktobers konnte das fertige Buch bereits erscheinen. Zu spät bemerkte der Dichter, daß das Nachwort, das »unter den furchtbarsten Schmerzen und in dumpfer Betäubnis geschrieben« worden war, in seiner ungewollten Zuspitzung mißverstanden werden konnte. »Leider habe ich«, schrieb er einem Freunde, »weder Zeit noch Stimmung gehabt, darin

auszusprechen was ich eben dartun wollte, nämlich daß ich als Dichter sterbe, der weder Religion noch Philosophie braucht und mit beiden nichts zu schaffen hat« (an Georg Weerth, 5. November 1851).

Als eine Art Voranzeige ließ der Dichter in der »Revue des deux mondes« vom 15. Oktober 1851 die Gedichte: Rhampsenit, Der weiße Elephant, Schlachtfeld bei Hastings, Geoffroy Rudel, Karl I. und Vitzliputzli, übersetzt wahrscheinlich von Saint-René Taillandier, abdrucken.

Die erste Auflage ist in Voigts Buchdruckerei in Wandsbeck hergestellt worden (»Romanzero / von / Heinrich Heine. / Hamburg / Hoffmann und Campe / 1851«, auf dem Schmutztitel: »Gedichte / von / H. Heine. / Dritter Band: / Romanzero«) und zählt 314 Textseiten. Das Buch wurde trotz des Verbotes, das die österreichische Regierung sofort erlassen, so stark begehrt, daß Campe noch vor Neujahr zwei sich unmittelbar folgende Auflagen in der Offizin H. Hotop in Kassel drucken mußte (313 Textseiten), aus derselben Offizin ist auch die vierte, mit der Jahreszahl 1852 versehene stereotypierte Auflage im Januar hervorgegangen. Die neuen Auflagen sind auf dem Titelblatt nicht als solche bezeichnet. (Sieh hierüber meine »Studien zu Heines Gedichten« im »Euphorion« Bd. XIX.)

Unserm Text ist der erste, vom Dichter selbst besorgte Druck zugrunde gelegt.

Der »Romanzero« ist erst spät als Heines dichterisches Hauptwerk erkannt worden. Das sichtbarste Zeugnis für den Umschwung in der kritischen Bewertung des Buches liegt in Richard M. Meyers »Deutscher Litteratur des 19. Jahrhunderts« (I. Auflage 1899, S. 144) vor, in seiner Abhandlung »Der Dichter des Romanzero« (»Gestalten und Probleme« 1905, S. 151 ff.) bot Meyer nachträglich noch Beobachtungen über die Komposition des »Romanzero«. »Studien zu Heines Romanzero« veröffentlichte hierauf Helene Herrmann (Berlin 1906) und widmete darin besonders dem »Vitzliputzli« und den »Hebräischen Melodien« eingehende Untersuchungen.

Erstes Buch: Historien

Motto (S. 4) »Sonntagsblätter« (hrg. von L. A. Frankl) 1847, Nr. 37 (12. September): »Der Dichter«, beginnt: »Hat man«, V. 5: »Die Saiten erklingen!«

Rhampsenit (S. 5) Hierzu Note I (oben S. 191 ff.), die die Übertragung von Ad. Schöll in der Sammlung »Griechische Prosaiker in neuen Übersetzungen« (Stuttgart, Metzler, 1829) S. 264 ff. genau – mit allen Eigenheiten der Orthographie – abdruckt. Heines satirische Behandlung des Stoffes kommt auch in einzelnen Zügen zum Ausdruck, z. B. bei der Jahreszählung »vor Christi Geburt« in Str. 11_4 und Str. 17_3, daß das Datum an letzterer Stelle in Wirklichkeit das frühere wäre, ist wohl mit ein beabsichtigter komischer Zug.

Handschrift (Strodtmann) Str. 6, V. 3 f. und Str. 7, V. 1:

Und es kam mir diese Nacht,
Ha ha ha! ein Schatz abhanden.
Also lachte die Prinzessin

Str. 16: Sintemal des Manns Adresse,
Unsres Eidams, noch zur Stunde
Unbekannt uns, bringt der Ausruf
Hierdurch Unsrer Gnade Kunde.

Str. 19, V. 2: Unterstützte die Talente,

Der weiße Elephant (S. 8) »Ein Spaßgedicht auf eine wohlbekannte Dame des hiesigen Hofes, nämlich auf die Gräfin Kalergi« (an Campe: 15. Okt. 1851), demgemäß in der Handschrift zuerst betitelt: »Die schöne Kalerchi«, auch für den Namen Bianka (S. 12_5 und 12_{22}) stand zuerst: »Kalerchi«, und S. 13_9 begann: »Dort wo Kalerchis Augen«. Über die Entstehung des Gedichtes sind wir durch die »Souvenirs de Madame C. Jaubert« S. 304 ff. unterrichtet. Die russische Gräfin Kalergis, eine unter der Republik von 1848 und in den ersten Jahren des Kaiserreiches in Paris sehr gefeierte Schönheit, wollte durch Frau Jaubert bei dem kranken Dichter eingeführt werden. Um den gegen fremde Besuche unwilligen Heine für die Gräfin zu interessieren, las ihm Frau Jaubert des Freundes Théophile Gautier Gedicht »Symphonie en blanc majeur« (»Émaux et Camées«, édition définitive S. 33 ff.) vor, das die blendende Hautfarbe der Gräfin in den verstiegensten Metaphern

besang. »Je ferai effort pour percevoir les splendeurs que vous me vantez«, meinte Heine. Als Frau Jaubert aber am folgenden Tage ihn nach dem Eindrucke fragte, den ihm die nordische Schönheit gemacht, erwiderte der Dichter: »Ce n'est pas une femme, ma bonne amie, que vous avez introduite chez moi, c'est un monument, c'est la cathédrale du dieu Amour!« und rezitierte ihr aus dem Gedächtnis die in der Nacht entstandenen Strophen des »Weißen Elephanten«, ohne ihren Bitten, die herben Anspielungen zu mildern, nachzugeben. Der Text der »Poèmes et Légendes« — nicht der der »Revue des deux mondes« (sieh oben S. 463), der sich vielmehr wörtlich an das Original anschließt — ist an einigen Stellen deutlicher als der gedruckte deutsche. Er braucht nicht den nom de guerre »Bianka« (S. 12_{5} und 12_{26}), statt dessen heißt es das eine Mal: »Cette grande dame blanche est une comtesse septentrionale«, das andre Mal: »sa pensée est auprès de sa belle, dans le pays des Francs«, noch deutlicher wird S. 12_{16} übertragen: »et il rêve à une Charlotte russe, la crême des Charlottes«, und »sa Charlotte« wird auch S. 13_{11} und S. 13_{13} eingesetzt.

S. 8_{11} Handschrift: Doch öffentlich laut pflegt er zu jammern

S. 10_{3} Rucke: mittelhochdeutsche Nebenform zu Rücken, vgl. S. 8_{7} und S. 130_{15}.

S. 11_{9}ff. In den folgenden Strophen lehnt sich Heine wiederholt an Gautiers Metaphern bei der Schilderung der weißen Haut der »Gräfin Bianka« an, auch Gautier zieht Alabaster (V. 20) sowohl als Lilien (S. 12_{3}) zum Vergleich heran und spricht von den »grandes batailles blanches«, bei denen die weißen »satins et fleurs ont le dessous et ... jaunissent comme des jaloux«. Den höchsten Trumpf aber leistet sich Gautier im Schlußvers: »Oh! qui pourra mettre un ton rose Dans cette implacable blancheur!«, dessen Persiflierung Heine sich nicht entgehen läßt (S. 11_{28}).

$_{15}$ Eine Riesin Bimha gibt es nicht im »Ramayana«. Es ist wahrscheinlich, daß Heine der Name des »furchtbaren« Panduhelden Bhîma aus dem Mahabharata, des Vaters der Damayanti, von der Zeit her, da er in Berlin bei Bopp Sanskritliteratur hörte, in der Erinnerung geblieben war, während sich die Vorstellung im Laufe der Jahre verwischt hatte. $_{16}$ Vgl. Apostelgeschichte 19, V. 28 u. 34ff.: »Groß ist die Diana der Epheser!« $_{21}$f. Vgl. oben den Bericht der Mme. Jaubert. $_{27}$f. In den »Poèmes et Légendes«: Theóphile Gautier lui-même n'en est pas capable. Cette blancheur, dit-il, est implacable.

S. 12_{9}ff. Ironisierung des Motivs vom Fichtenbaum und der Palme, zu V. 16 vgl. Bd. 1, S. 84_{21}. 20 Vgl. Bd. 1, S. 94_{15} und Goethes Faust I, V. 3318.

S. 13_{17}ff. Statt der folgenden fünf Strophen (bis S. 14_{8}) in der Handschrift nur die eine:

So sprach der Sterngucker und warf sich wieder
Dreimal vor dem Throne des Königs nieder.
Der König aber seufzte tief
Und dachte nach, bis er entschlief.

24 Vgl. Bd. 7, S. 283_{25}ff.

Schelm von Bergen (S. 15) Das Motiv ist Heine wohl zuerst in der Bearbeitung seines Freundes Wilhelm Smets (Pseudonym: Theobald) im »Rheinisch-westfälischen Musen-Almanach auf das Jahr 1821« entgegengetreten. »Der Stoff von Theobalds ‚Schelm von Bergen' ist wunderschön, fast unübertrefflich«, urteilt Heine in seiner Besprechung des Almanachs (sieh Bd. 5, ebenda Heines Besprechung von Smets' Tasso-Drama). Auch Heines Freund Simrock hat die Sage in einer Romanze (»Der Schelm von Bergen« in den »Rheinsagen« 1837) poetisch bearbeitet. Heine hat die nach der Tradition – und auch bei den genannten Dichtern – auf dem Römer in Frankfurt (Bergen liegt in der Nähe) spielende und an Kaiser Rotbart anknüpfende Szene in die Residenz der Herzoge von Berg verlegt. Zur Stoffgeschichte vgl. F. Wilhelm, Programm Ratibor 1905. – Von der entehrenden Berührung des Scharfrichters spricht Heine in den »Memoiren« (Bd. 10). V. 15 Drickes und Marizzebill: kölnische Karnevalsfiguren, Bezeichnung für kölnische Philistergestalten.

Erstdruck: Kölnische Ztg. 1846, Nr. 151 (31. Mai): »Herr Schelm von Bergen« (mitgeteilt von Levin Schücking, der Heine im Frühjahr 1846 in Paris besucht hatte. »Diese Verse gab mir Heinrich Heine beim Abschiede, er hatte sie mit der eigenen schlaggelähmten Hand mühsam abgeschrieben ...« Schückings Artikel wieder abgedruckt in der »Deutschen Dichtung« Bd. 30, S. 298, vgl. auch »Lebenserinnerungen« 1886, Bd. II, S. 124ff.), danach, mit unwesentlichen Änderungen, in Simrocks »Rheinsagen«, IV. Auflage, 1850, S. 273. Der definitiven Fassung im »Romanzero« gehen die Varianten bei Strodtmann unmittelbar voran. Abweichungen des Erstdrucks:

Str. 2, V. 2 Die junge Herzogin,

Str. 3, V. 2 ff.: Draus blitzt hervor, mit Freude,
Ein Auge, wie ein blanker Dolch,
Gezogen halb aus der Scheide.

Str. 5, V. 1 Trompeten blasen, Schnedderedengh! Str. 7, V. 2 Mein Weilen bringt Schrecken und Grauen (Strodtmann: Mein Weilen bringt Unglück und Grauen), V. 4 Ich muß (auch bei Strodtmann). Str. 8 fehlt, statt der fünf letzten Strophen nur vier:

Wohl sträubt sich der Mann, doch will das Weib
Von keiner Entschuldigung wissen,
Sie hat ihm endlich mit Gewalt
Die Maske vom Antlitz gerissen.

(V. 3 bei Strodtmann: Sie hat zuletzt ihm mit Gewalt)

»Das ist der Scharfrichter von Bergen!« schreit auf
Die Menge, die angstvoll (Strodtmann: scheusam) weichet.
Die Herzogin schwankt nach ihrem Stuhl,
Sie ist wie Kreide erbleichet.

(Eine Zwischenfassung bei Strodtmann:

»Das ist der Scharfrichter von Bergen!« so schreit
Laut auf die Menge im Saale –
Die Geigen verstummen, die Herzogin
Stürzt fort zu ihrem Gemahle.)

Der Herzog war ein kluger Herr,
Er tilgte auf der Stelle
Der Gattin Schmach. Er zog sein Schwert
Und rief: »Knie nieder, Geselle!

»Ich schlag dich zum Ritter, und weil du ein Schelm,
So nenn ich dich Schelm von Bergen.« –
Lang blühte am Rhein das edle Geschlecht,
Jetzt ruht es in steinernen Särgen.

Zu Str. 11 und Str. 12 1 f. Zwischenfassungen bei Strodtmann:

Der Herzog war klug, er tilgte die Schmach
Der Gattin auf der Stelle.
Er zog aus der Scheide sein Schwert und sprach:
»Knie nieder, ehrloser Geselle!

»Empfange den Schlag, der ehrlich dich macht,
Sei adlig und ritterzünftig,
(zuerst: »Mein Schwert berührt dich, und du bist
Jetzt ehrlich und ritterzünftig,)

Valkyren (S. 17) Die vier ersten Strophen zuerst in L. A. Frankls »Sonntagsblättern« 1847, Nr. 38 (19. Sept.): »*Gesang der Walkyren*«, die Strophen 2, 3 und 4 mit den Überschriften: Erste, Zweite, Dritte Stimme. — Str. 1, V. 2 auf Nebelrossen V. 4 Freudetrunken Str. 3, V. 4 Und der Schlechte, der gewinnt. Str. 4, V. 3 f.:

Der sein gutes Recht bewährt
(Handschrift: Der im Kampfe sich bewährt)
Mit der Faust und mit dem Schwert.

Die Strophen 5 und 6 »sind am spätesten dem Gedicht eingefügt« (Strodtmann). Str. 7, V. 1 f. bei Strodtmann:

Auf beteppichten Balkonen
Schöne Frauen. Blumenkronen

Zum Namen *Valkyren*: »les déesses sorcières qui décident du sort de bataille« erklärt Heine zu Bd. 9, S. 120_{34}. Vgl. auch Bd. 7, S. 386_{8}ff. und Bd. 8, S. 236_{3}ff.

Schlachtfeld bei Hastings (S. 18) Quelle: sieh oben S. 194 f. — Durch den Sieg bei Hastings (1066) wurde der Normanne Wilhelm zum Herrn über das angelsächsische Reich. Str. 4, V. 2 Wilhelm war ein natürlicher Sohn des Herzogs Robert II. von der Normandie. Str. 13 Handschrift:

Er liebte sie und küßte sie,
Und hat sie mit zärtlichem Pressen
Ans Herz gedrückt und sie am End
Verstoßen und vergessen.

Karl I (S. 22) Karl Stuart, sieh Heines Glossen zu dem Gemälde von Delaroche auf dem Salon von 1831: Bd. 6, S. 43ff.

Erstdruck: Püttmanns »Album« 1847 (vgl. Bd. 2, S. 402 zu »Ollea« IV), S. 143: »*Das Wiegenlied*«. — Zu V. 6 vgl. Wunderhorn, Grisebachs Ausgabe S. 857 oben. Str. 5, V. 1 In der französischen Ausgabe die Anmerkung: Les berceuses de mon pays chantonnent, pour endormir leurs marmots, la chanson suivante: »Eyapopeya — Qu'est-ce qui s'agite dans la paille? — Le chat est mort — Les petites souris sont bien à leur aise!«

Maria Antoinette (S. 24) Die Vorstellung von kopflosen Gespenstern war Heinen von Düsseldorf her (Jakobe von Baden im Düsseldorfer Schloß: Bd. 7, S. 162_{6}f. und Bd. 4, S. 177_{3}f.) vertraut.

Pomare (S. 26) Erstdruck von I—III: Püttmanns »Album« 1847, S. 135 ff. mit den Überschriften: »I. Pomare« »II. Dieselbe« »III. Eine Andre«.

I. Königin Pomare auf Otahaiti (1827—1877), unter deren Regierung die Insel unter französische Schutzherrschaft kam; von ihr erhielt eine damals berühmte Tänzerin des Jardin Mabille, die früh an der Schwindsucht starb, den Namen. Elster zitiert eine Schrift mit dem Titel: »Voyage autour de Pomaré, reine de Mabille, princesse de Ranelagh, grande duchesse de la Chaumière, par la grâce de la polka, du cancan et autres cachuchas«. Str. 3, V. 4 Heine nennt die damals eben eingeführte Polka wiederholt zusammen mit dem Cancan; er bezeichnet den Tanz als »die große Drehkrankheit« (sieh Bd. 9, S. 422 3). Str. 4, V. 3 nach König Lear IV, 6: »Jeder Zoll ein König«. Nach Str. 5 in der Handschrift:

Mit ihr tanzt ein dürrer Schneider,
So ein Pritchard von der Nadel,
Tolle Sprünge, sehr obszön,
Ohne Anmut, ohne Adel.

Der Sergeant-de-Ville der Tugend
Würd ihn gern zur Wache führen,
Fürchtet nur, man möcht den Lump
Späterhin indemnisieren.

(Vgl. hierzu Bd. 9, S. 216 7 ff.)

II. Ursprünglich in der Handschrift betitelt: »Herodias II«.

III. Ursprünglich in der Handschrift betitelt: »Courtisane«. — Zu V. 9 ff. »Über die französische Bühne« Zweiter Brief (Bd. 8, S. 52 f.) »... wenn ich heimlich bedenke, wo dergleichen Lustspiel in der Wirklichkeit endet, nämlich in den Gossen der Prostitution, in den Hospitälern von St. Lazare, auf den Tischen der Anatomie, wo der Carabin nicht selten seine ehemalige Liebesgefährtin belehrsam zerschneiden sieht ...« Zu V. 15 ebenda: »Carabin (auf deutsch: Studiosus Medicinae)«.

Der Apollogott (S. 30)

I. Str. 6, V. 3 Handschrift: Das kann nicht scheuchen die süße Qual,

III. Str. 10, V. 2 Faibisch: jüdisch-deutscher Name für Phöbus. Str. 12, V. 1 Handschrift: Auch den Vater Piepelitzig. V. 3 Portugiesen: Die Nachkommen der aus Portugal nach Amsterdam

und Hamburg geflüchteten Juden bilden bis auf den heutigen Tag besondere Gemeinden (Sefardim) und unterscheiden sich in Ritus und Sitten von den deutschen Juden (Aschkenasim), in diesen wie in anderen Städten gibt es drum gesonderte deutsche und portugiesische Synagogen: vgl. oben Str. 9, V. 3. V. 4 Souveräne: nach der Vermutung von Karpeles ein Wortspiel (Sovereign: eine englische Goldmünze), zuerst: Er beschnitt auch wilde Männer.
Str. 14, V. 2 u. 4 Zuerst im Imperfekt: »spielte gut« und »spielte er«, wohl um an letzterer Stelle den Hiatus zu vermeiden, wurde beidemal das Präsens eingesetzt. Imperfekt anfänglich auch in der folgenden Zeile (Str. 15, V. 1): »Auch ein Freigeist war er,«.
Str. 17, V. 4 Handschrift: In des Nigens Singsang-Weise. Nigen (Nigun): die Melodie beim Vortrag der Gebete in der Synagoge.

Kleines Volk (S. 35) Morgenblatt 1846, Nr. 212 (4. September): »Brautfahrt« ohne die vierte Strophe, die hingegen in der französischen Ausgabe auf drei Strophen angewachsen ist:

Nous mangerons tous les jours des œufs de fourmi frits dans du beurre, ou bien une mouche bouillie, c'est une excellente volaille.

Chaque dimanche, nous mettrons un puceron à la broche, c'est un gibier qui ne manque pas dans mes domaines.

Madame ma mère fait la cuisine, elle a un cordon bleu. A sa mort, elle me lèguera trente-trois de ces pets de nonne, qui ont un goût si délicat.

Ebenda für Rotterdam (V. 3): Berg-op-Zoom, und statt Str. 7, V. 3: C'était à une Kirmesse dans le pays de Bevern, que j'entendis beugler ces rimes burlesques par un vieux racleur de violon.
Str. 4, V. 4 Nonnenfürzchen: plattdeutsch Nunnefotten (pets de nonne).

Zwei Ritter (S. 36) Ursprünglich betitelt: »Zwei Polen (Aus dem Weichselzöpfigen)«. — Heines Verhältnis zu Polen wird umschrieben durch die Abhandlung »Über Polen« (Bd. 5) aus dem Jahre 1822, die Stelle in den »Französischen Malern« in Bd. 6, S. 53ff. und die Betrachtung über die Mission der Polen im dritten Buch des »Ludwig Börne« (s. Bd. 8, S. 436ff.) und erhält seine Folie in dem vorliegenden Gedichte, das im Sinne des »Romanzero«

auch dem Heldenruhme der Polen, wie ihm Heine selbst einst gehuldigt hatte, die Maske abreißt.

Str. 1, V. 1 Crapülinski: vgl. Bd. 6, S. 1716. Die beiden Polen hießen zuerst: Eselinski und Schafskopfski. Str. 3, V. 4 »Kochan« für »kocham«: poln. »ich liebe«. Str. 6, V. 1 Für »speisten« zuerst: »fraßen«, hierauf: »aßen«. Str. 7, V. 2 ff. in der Handschrift:

Dient als Wäscherin den Polen,
Jeden ersten Tag des Monats
Kommt sie Wäsche abzuholen.

Str. 14, V. 1 Anfangsworte des polnischen Emigrationsliedes, des sog. Dombrowski-Marsches.

Str. 15, V. 1 Sobieski: vgl. Bd. 8, S. 4399 ff. V. 2 Schelmufski: nach dem Helden des bekannten Lügenromans. V. 3 Eskrokewitsch: von escroquer, Schubiak (Schubbjack) niedersächsisch: »einer, der vor Armut dem Ungeziefer ausgesetzt ist« (Adelung). Heine hatte sich für seine polnische Heldengalerie noch den Namen des berühmten Grafen Benjowski, aber auch Beschaisky und Canaillowski notiert.

Das goldene Kalb (S. 38) Nach II. Buch Mosis, Kap. 32. — Zusammen mit »Altes Lied« (oben S. 110) und »Nächtliche Fahrt« (S. 56) am 15. Februar 1851 an den Verleger der »Rheinischen Musikzeitung«, Michael Schloß in Cöln, zu einer Preisbewerbung für die Komposition eines einstimmigen Liedes gesandt.

König David (S. 39) Nach I. Buch der Könige, Kap. 2, V. 1 ff. — Str. 5, V. 1 f. in der Handschrift:

Du, mein Sohn, bist fromm und gut,
Gottesfürchtig, hast auch Mut,

König Richard (S. 40) Auch zu diesem Gedichte gab — wie zum »Schlachtfeld von Hastings« — die Lektüre von Thierrys »Histoire de la conquête de l'Angleterre« die Anregung, siehe Mücke, Heines Beziehungen zum deutschen Mittelalter, 1908, S. 72.

Der Asra (S. 41) Erstdruck: Morgenblatt 1846, Nr. 210 (2. September). — Quelle: Stendhal, De l'amour (1822), Chap. LIII. »Fragments extraits et traduits d'un recueil arabe intitulé le Divan de

l'Amour«: ... Ce Djamil et Bothaina, sa maîtresse, appartenaient tous les deux aux Benou-Azra, qui sont une tribu célèbre en amour parmi toutes les tribus des Arabes. Aussi leur manière d'aimer a-t-elle passé en proverbe, et Dieu n'a point fait de créatures aussi tendres qu'eux en amour. — Sahid, fils d'Agba, demande un jour à un Arabe: De quel peuple es-tu? — Je suis du peuple chez lequel on meurt quand on aime, répondit l'Arabe. — Tu es donc de la tribu de Azra? ajouta Sahid. — Oui, par le maître de la Caaba! répliqua l'Arabe.

Himmelsbräute ‹S. 42› Das Motiv von den in der Kirche nachts umherziehenden und singenden Toten auch in einem von Uhland mitgeteilten Flugblatt aus dem 16. Jahrhundert ‹»Totengesang«: Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder, Nr. 357›. — Str. 8 Handschrift:

Ach, die Stirne, welche trug
Eine Dornenkrone weiland,
Krönte jetzt ein Hirschgeweihe —
Hahnerei ward unser Heiland.

Str, 10, V. 2 f. zuerst:

Büßend jene Schuld, die schwere,
Gehn wir um in diesen Mauern —

hierauf:

Müssen wir darob nunmehre
Irre gehn in diesen Mauern —

Pfalzgräfin Jutta ‹S. 44› Erstdruck wie bei »Asra«: »Frau Jutte« mit dem abweichenden Refrain: »Wie traurig ...« Str. 1, V. 4: die Menschenleichen, Str. 3, V. 1 f.:

Die Zofe rudert, voll Übermut
Lacht laut die Gräfin. Es rauscht die Flut —

Zum Inhalt: Das Motiv der nach dem Liebesgenuß ertränkten Freier findet sich in dem Gedicht »Albertus Magnus« des Wunderhorns ‹Grisebachs Ausgabe S. 493›. Bei Heine Umkehrung des Blaubart-Motivs ins Weibliche. Die Leiche, die dem Mörder auf dem Rhein nachschwimmt, auch in M. Hartmanns Gedicht »Die Brautfahrt« ‹»Kelch und Schwert« 1845, sieh O. Wittner, Moritz Hartmann Bd. I, S. 118›.

Der Mohrenkönig ‹S. 45› Überschrift zuerst: »Boabdil«. — Sieh Bd, 1, S. 310 26 ff. Die Situation war Heine aus einer der zahlreichen ihm wohlbekannten Schilderungen des Maurenkrieges ver-

traut. In Condes Geschichte der Maurenherrschaft in Spanien ⟨deutsch 1824 u. 1825⟩ sind die Trostworte der Kebsin in den Mund des Wesirs gelegt, ebenso in Washington Irvings »Conquest of Granada« ⟨1829⟩. Die Situation – ohne die Tröstung – wird auch zu Anfang der Novelle von Chateaubriand »Les aventures du dernier Abencérage« festgehalten, wo die Scheltrede der Mutter – in sämtlichen Darstellungen ähnlich überliefert – lautet: »Pleure maintenant comme une femme un royaume que tu n'as pas su défendre comme un homme!« Str. 15, V. 1 »El ultimo suspiro del Moro«.

Geoffroy Rudèl und Melisande von Tripoli ⟨S. 47⟩ Erstdruck wie bei »Asra«: Str. 6, V. 3 zuerst »tranken« für »leerten«, Str. 13, V. 2 »leere« für »eitel« Str. 14, V. 4 »In dem Tagessonnenstrahle« Str. 17, V. 1 »Spuk verscheuchend« und in Vers 3: »huschen dann zurück«. – Die Geschichte von der Liebe des Rudel und der Melisande, von Uhland in seiner Romanze »Rudello« im engsten Anschluß an die Tradition ⟨sieh »Gedichte« hrg. von E. Schmidt und J. Hartmann, Bd. 2, S. 83⟩ in Verse gebracht, auch von Heine, in »Jehuda ben Halevy«, erzählt: oben S. 152, V. 25 ff. Ebenso in Rostands »Princesse lointaine«.

Der Dichter Firdusi ⟨S. 50⟩ Der Brief an Moser vom 21. Januar 1824 zeigt, wie Heine schon früh persische Dichtung vertraut war. Als Quelle für seinen Firdusi diente ihm wohl v. Hammers »Geschichte der schönen Redekünste Persiens«, Wien 1818. Ausführliches bei H. Herrmann S. 94 ff. – Die Schlußepisode auch bei J. V. Widmann, Gedichte ⟨1912⟩ S. 73 f. Str. 5 Vgl. Bd. 7, S. 486 zu S. 222_{19}. Str. 9, V. 2 Die Konjektur »glühend« für »blühend« wird von mir im »Euphorion« Bd. XIX begründet werden. S. 52_{24} Vgl. oben zu S. 26 Str. 4, V. 3.

Nächtliche Fahrt ⟨S. 56⟩ Sieh oben zu S. 38 ⟨»Das goldene Kalb«⟩. In dem Begleitschreiben an Schloß erwähnt Heine, das Gedicht sei »erst dieser Tage« geschrieben worden. Auf den Vorhalt, das Gedicht wäre nicht ganz verständlich, erwiderte Heine am 12. März 1851, daß »eben das Mysteriöse der Charakter und der Hauptreiz dieser Dichtung sein soll«, und übersandte den folgenden Kommentar:

»Ich mache Sie auf die Hauptsache aufmerksam: Drei Personen steigen in den Kahn, und bei ihrer Rückkehr ans Land sind ihrer

nur zwei. Schon durch den Reim habe ich diese Hauptsache prägnant hervorzuheben gesucht. Es geht daraus deutlich hervor, daß ein Mord begangen worden, und zwar an der Schönen, die schweigend geblieben und höchstens das Wehe ausgerufen hat, welches in der vorletzten Strophe vorkommt. — Über die Motive des Mordes erfährt man nichts Bestimmtes, nur ahnet man, daß er ein Akt der Schwärmerei: ein Liebender oder ein Moralrigorist oder sonst ein Heiland au petit pied begeht die Tat aus innerm Drang, nicht aber ganz ohne Zweifel an seiner moralischen Berechtigung — er will die Schönheit retten vor Befleckung, ‚von der Welt Unfläterei', und doch weiß er nicht, ob er nicht etwa eine Narrheit begeht oder im Wahnsinn handelt. Dieser innere Seelenprozeß, der sich bis zum höchsten Angstruf steigert und ein furchtbares Drama im Dunkeln bildet, kann aber durch Musik am besten wiedergegeben werden. — Nach dem letzten Ausbruche der Angstrufe, wobei ich die bei kabbalistischen Beschwörungen üblichen Gottesnamen anwende, tritt wieder die vollkommenste Ruhe ein, ja eine fast ironische Ruhe der Natur, die von den Qualnissen der Menschenseele keine Notiz genommen hat und nach wie vor grünt und blüht.«

Zu den hebräischen Gottesnamen (Str. 11, V. 4) vgl. den »Rabbi von Bacherach« (in Bd. 5), wo Sara auf der Flucht sich ebenfalls des Namens »Schaddey« als Beschwörungsrufes bedient.

In der Handschrift Str. 6, V. 3: Drückt mich der Alp? Str. 9, V. 3 Ich selber reiche dir den Kelch Str. 11, V. 3 Da schollert es ins Meer hinab — (wegen der Eintönigkeit der Jamben an dieser Stelle geändert).

Vitzliputzli. Ausführlich wird bei H. Herrmann S. 12—41 die Dichtung behandelt und die Quellenfrage in einem besondern Exkurs (S. 123ff.) erörtert. — Früh war Heine die altmexikanische Geschichte entgegengetreten. Schon im Jahre 1826, als er für den zweiten Band der »Reisebilder« seine Nordsee-Eindrücke niederschrieb, hatte er des Engländers Bullock »Reise nach Mexiko im Jahre 1823« gelesen und sich die Schilderungen des Untergangs des alten Reiches tief eingeprägt. Für die ein Menschenalter später entstandene Dichtung hat sich die direkte Quelle bisher nicht aufzeigen lassen. Immerhin sind die wichtigsten Züge sowohl für die Schilderung des Kampfes als für die Bilder der Opfernacht der Überlieferung entlehnt, die sich in allen Darstellungen ähnlich spiegelt, doch ist etwa die Opferung des Sohnes von Cortez Heines Erfindung. Ganz des Dichters Eigentum ist die letzte Romanze.

Für seine Lieblingstheorie von der Verteufelung einstiger Götter hatte Heine bereits in den »Englischen Fragmenten« ⟨sieh Bd. 5⟩ Vitzliputzli als Verbündeten des Teufels in Anspruch genommen.

Präludium ⟨S. 58⟩ Ursprünglich überschrieben: »Amerika. Präludium zum Vitzliputzli«. — V. 1 bildete zuerst den Schluß der ersten Strophe. Str. 4, V. 1 wiederholte ursprünglich: »Wie gesund ist diese Welt!«

I. S. 62_{10} ff. Der Ausdruck »europamüde« scheint von Heine geprägt worden zu sein: zuerst in den »Englischen Fragmenten« X ⟨sieh Bd. 5⟩, von Immermann im »Münchhausen« übernommen, der als Pendant hiezu »afrikamüde« bildete ⟨sieh Werke, hrg. von Maync, Bd. 1, S. 23_{29} und S. 26_{16}⟩, durch den Roman von E. Willkomm »Europamüde« ⟨1838⟩ und Kürnbergers »Amerikamüde« ⟨1856⟩ zum allgemeinen Schlagwort geworden.

II. S. 69, V. 8 zuerst: »Unsers teuern Britten Martin«. Vgl. Bd. 9, S. 399_{23} ff., beide Male ist John Martin gemeint. S. 70, V. 3 Der Basler Totentanz, einst berühmtes Freskogemälde an der Kirchhofsmauer des Predigerklosters in Basel, V. 4 Brunnenfigur in Brüssel. S. 72, V. 8 Moresken für Morisken.

III. S. 75, V. 17 ff. Vgl. Bd. 6, S. 223_{22} ff. S. 76, V. 4 Vgl. Bd. 2, S. 186_{7} f. S. 79. V. 9 Lilis ⟨= Lilith⟩: nach talmudischer Sage Adams Beischläferin, eh er Eva erkannte, Männer verführende Teufelin.

Zweites Buch: Lamentationen

Motto ⟨S. 82⟩ Handschrift überschrieben: »Die Eine und die Andre«, mit folgenden Varianten:

V. 3 f.: Sie küßt im Fluge deine Stirne
Und lacht dich an und flattert fort.

V. 8: aufs Bett.

Waldeinsamkeit ⟨S. 83⟩ In der Handschrift zuerst: »Prolog«, hierauf: »Der Kranz« betitelt, in der französischen Ausgabe: »Elégie romantique«. — Schlußstrophe in der Handschrift:

Herr Gott! ist das die muntre Luise?
Ruf ich erschrocken — jedoch auch Diese

Fährt auf und schaut mich an und erschrickt,
Als habe sie ein Gespenst erblickt.

Zum Inhalt vgl. die erste Abteilung der »Elementargeister« (Bd. 7, S. 357 ff.). Wie dort werden auch in unsrem Gedichte die vier Klassen der Elementargeister vorgeführt, zu denen sich die Alräunchen, als eine Abart der Waldgeister, neu gesellen.

S. 83_{17} Vgl. Bd. 7, S. 365_{17} ff. und Bd. 2, S. 98_{25} f.

S. 84_{3} f. Shakespeares »Sommernachtstraum«, vgl. Bd. 7, S. 366_{4}. 18 Das Märchen von der Liebschaft der drei Pomeranzen durch Gozzis Bearbeitung (»L'amore delle tre melarancie«) bekannt. Vgl. Brentanos »Romanzen vom Rosenkranz«, Paralipomenon 53 (Werke, hrg. von Schüddekopf, Bd. 4, S. 414).

S. 85_{9} f. Schüttelreim. 21 Vgl. Bd. 7, S. 392_{5} ff.

S. 86_{9} ff. Die Sage von den Alräunchen und ihrer Abstammung hatte Heine in den »Deutschen Sagen« der Brüder Grimm (Nr. 83) kennen gelernt, die sie der Simplicianischen Schrift »Galgen-Männlin, Oder Ausführlicher Bericht, woher man die so genannte Allräungen oder Geldmännlin bekommt« (1673) entnommen hatten (vgl. auch Brentanos Werke, hrg. von Schüddekopf, Bd. 10, S. 393 f.). Die Entstehung der Wurzel wird in der »Romantischen Schule« (Bd. 7, S. 133_{9} ff.) im Anschluß an Arnims »Isabella von Ägypten« in einer von der Sage abweichenden Version mitgeteilt. 14 ist der Name für die Mandragora- oder Alraunwurzel. 26 ff. Von der Springwurzel und wie man sie dem Specht abjagt, berichten die »Deutschen Sagen« der Brüder Grimm (Nr. 9), aber auch in Clemens Brentanos Drama »Die Gründung Prags« (1815), das ja Heine gelesen hat (sieh Bd. 7, S. 115_{16} ff.), wird die Sage erzählt (Werke, hrg. von Schüddekopf, Bd. 10, S. 72 u. 397).

S. 87_{7} »châteaux en Espagne«: Luftschlösser.

Spanische Atriden (S. 89) Wie stark der Dichter ursprünglich eigenes Erleben in diese grausame Romanze hineintönen ließ, zeigt nicht nur die handschriftlich überlieferte Variante des Titels — »Familiengeschichte« —, sondern vor allem auch die folgenden gestrichenen Strophen, die sich an die siebente Strophe anschlossen:

Er erzählte mir zum Beispiel,
Wie der König dem Don Gaston,
Seinem leiblich eignen Vetter,
Abhaun ließ die beiden Hände —

Einzig und allein, weil dieser
Ein Poet war und der König
Einst geträumt, der Vetter schreibe
Gegen ihn ein Spottsirvente.

Die geschichtlichen Umrisse für seine Romanze – König Don Pedros des Grausamen Regierung ‹1350–1369›, seine Liebe zu Maria de Padilla und die Verstoßung der ihm aufgezwungenen Gattin, der bourbonischen Blanche, die Empörung seines Bastardbruders Don Enrique de Trastamara und die schließliche Überwindung und Enthauptung des Königs nach der Schlacht bei Montiel – waren Heine längst bekannt. Neu kam wahrscheinlich die Lektüre von Prosper Mérimées »Histoire de Don Pèdre Ier Roi de Castille« ‹Paris 1848› hinzu, die im Anhang spanische, Don Pedros Regierung behandelnde Romanzen in französischer Übersetzung bot; hier oder in einer ähnlichen Sammlung spanischer Romanzen, etwa der von Damas-Hinard, konnte Heine auch die Episode von der Ermordung Don Fadriques finden, deren Ausgestaltung freilich ganz sein Eigentum ist. Die Romanzen wissen z. B. wohl von furchtbarem Heulen des Hundes beim Anblick des Kopfes seines Herrn zu berichten, aber erst bei Heine wird Allan zum Ankläger des Mörders. Auch Heinrichs Rache an den Kindern seines Bruders ist Heines Erfindung: wenigstens ist Ähnliches nicht von Don Enrique, wohl aber von Don Pedro überliefert. – Der Inhalt der Ballade nachgezeichnet von Fontane in »Effi Briest« ‹25. Auflage S. 170 ff.›.

S. 89_{2} Das Datum ist zu spät angesetzt: im Jahre 1383 regierte nicht mehr Don Enrique II., der als Vorsitzender der Tafel gedacht ist ‹S. 92_{26}›, sondern dessen Sohn Juan I. ‹seit 1379›. $_{12}$ Vgl. Bd. 6, S. 8_{18} ff. $_{22}$ Heinen war wohl schon aus Basnage der Name des Erziehers und anfangs allmächtigen Ministers des Don Pedro, Don Juan Alfonso de Albuquerque, bekannt.

S. 90_{20} Handschrift: In der Blüte seines Glücks.

S. 91_{14} Handschrift: Und von wunderlichem Glanze, $_{20}$ zuerst: Lebend – ja, zum letzten Male! ‹frühere Fassung der Verse 19 und 20: Und zur Residenz erwählte, Sah ich ihn zum letzten Mal.› $_{21}$ Alkanzor: für Alkazar.

S. 92_{26} Italienische Namensform statt spanischer; ebenso S. 97_{18}. Vgl. zu S. 282_{18}.

S. 93_{26} Handschrift: Und gebunden und geschleppt.

S. 94$_{25}$ Vgl. Bd. 1, S. 47 f. $_{27}$ff. Handschrift:

Die verstörter ausgesehen
Als die unsre hier im Saale,
Als das Ungetüm hereinrannt

frühere Fassung von V. 28 f.:

Als die unsre im Momente,
Wo im Saal erschien das Untier

S. 96$_{14}$f. Handschrift:

Eingemauert und vergattert
Außen, hing mit Eisenstäben

S. 97$_{12}$ Handschrift: Mit erkünstelt heiterm Weltton: $_{17}$ Nicht bei »Narvas« fand die Schlacht statt, sondern bei Montiel, Heine verwechselt sie offenbar mit der Schlacht gegen die Mauren bei Navas de Tolosa (1212).

S. 99$_{6}$f. Handschrift:

Wird er anvertraun hinfüro
Seiner Neffen Zucht, die er

Der Ex-Lebendige (S. 99) Die beiden »Tyrannenmörder« Herwegh und Dingelstedt (der »Wächter« V. 2) hatten im Winter 1841/42 in Paris nahe miteinander verkehrt. Als Zeugnis dieses Verkehrs steht im II. Teil von Herweghs »Gedichten eines Lebendigen« (1843) das gemeinsame Duett »Wohlgeboren und Hochwohlgeboren. Von zwei deutschen Dichtern in Paris«. Der hier von Dingelstedt scherzweis ausgesprochene Wunsch: »Gewiß, gewiß! ich find es noch Mein letztes Ziel auf dieser Erden ...: Ich muß Geheimer Hofrat werden!« ging schon zwei Jahre später in Erfüllung: Dingelstedt wurde 1843 vom König von Württemberg zum Hofrat und Vorleser ernannt (sieh Bd. 2, S. 147). Rasch rückte er hierauf in seiner Karriere vor: 1846 wurde er Dramaturg am Stuttgarter Hoftheater und Anfang 1851 erfolgte seine Berufung als Intendant nach München. Sieh das folgende Gedicht.

V. 17 Christian Joseph Matzerath, rheinischer Dichter und höherer preußischer Beamter, seine »Gedichte« (1838) sehr zahm. Er gab in den Jahren 1840 und 1841 zusammen mit Simrock und Freiligrath ein »Rheinisches Jahrbuch für Kunst und Poesie« heraus. Im ersten Bande desselben veröffentlichte er eine Novelle »Irrungen der Liebe«, in der er Reflexionen über Heines Poesie zum besten gibt. Heine wird bezeichnet als einer, »den die Muse nun fast zu

beweinen hat, wie einen verlorenen Sohn, in dessen Gewalt es aber gestanden hatte, den Enkeln ein modernes Wunderhorn zu hinterlassen.« V. 18 Vgl. Hamlet, Akt III, Szene 2, V. 414 (»I will speak daggers to her«).

Der Ex-Nachtwächter (S. 100) Entstanden 1851. Heines persönliche Erfahrungen in München im Jahre 1828 sind hier zum großen Teil niedergelegt.

S. 100 9ff. Sieh oben zu »Der Ex-Lebendige«.

S. 101 7f. Hamlet III, 1. 11f. Nach dem bekannten Lied von Nägeli. Handschrift: Freue, Träumer, dich des Lebens, 19f. zuerst schwächer: Der gehöret zu den Leuten, Die man 21ff. Maßmann, Schelling und Cornelius waren von Friedrich Wilhelm IV. bald nach Antritt seiner Regierung nach Berlin berufen worden, vgl. oben S. 363 17ff. Über Maßmann sieh Bd. 4, S. 230ff. ferner »Atta Troll«, Cap. IV, Str. 11ff. und die Anmerkung in Bd. 2, S. 421, vgl. auch oben S. 200f. (und Anmerkung), S. 363f. und S. 382 34ff., über Schelling Bd. 2, S. 400 (zu S. 118), über Cornelius ebenda S. 452 unten.

S. 102 1ff. König Ludwig hatte am 20. März 1848 infolge des Lola Montez-Skandals die Regierung niedergelegt. 13 Schon in der Schilderung der »Romantischen Schule« hatte Heine Görres eine »tonsurierte Hyäne« genannt: sieh Bd. 7, S. 101 3 sowie den ganzen Abschnitt über Görres daselbst S. 99ff. und die Anmerkung hiezu auf S. 473. Vgl. auch Bd. 2, S. 262 8. 14ff. Im Jahre 1834 wurde die spanische Inquisition (sanctum officium) endgültig abgeschafft. Handschrift:

Von des heiligen Offiz
Umsturz redend, quoll die Träne
Aus des Auges blutgem Schlitz.

17 Joseph Görres' Sohn Guido trat nach seines Vaters Tode (1848) mit der Redaktion der »Historisch-politischen Blätter« auch dessen hervorragende Stellung innerhalb der ultramontanen Partei an. 20 Vgl. oben S. 470 zu »Kleines Volk«, Str. 4, V. 4. 21ff. Heimzahlung für Döllingers pfäffische Angriffe auf Heine in der Münchner Zeitschrift »Eos« (»Die neuen politischen Annalen und einer ihrer Herausgeber«: Eos 1828, Nr. 132, die Angriffe wiederholten sich noch im folgenden Jahrgang). Vgl. J. Friedrich, Ignaz v. Döllinger, 1899, Bd. I, S. 207ff., ferner unsre Ausgabe Bd. 7, S. 451 unten.

S. 103 9 Vgl. Bd. 2, S. 262 5 und Bd. 7, S. 347 30ff. 11f. Vgl. »Deutschland«, Cap. IV, Str. 6 3f. und die Anmerkung hiezu in Bd. 2, S. 449. 16 Handschrift: Wie der Ulrich schlage drauf! 21ff. Historische Tradition, von der neuern Forschung als Legende hingestellt. Bayle, auf den mich Hans Trog aufmerksam macht, verweist in seinem Dictionnaire unter Erasme auf Simler, der in der Vita Bullingeri von der Wirkung der Lektüre der Epistolae auf Erasmus berichtet: »adeo ejus lectione in risum profusus fuit, ut abscessum in facie ‹danach Bayle: au visage› enatum, quem medici secare jusserant, prae nimio risu ruperit.«
25 Heine schreibt »Ebersburg« für »Ebernburg«.

S. 104 3 Die Form »sungen« auch im »Neuen Frühling« ‹sieh Bd. 2, S. 19 12›. 9 Huttens üblicher Wahlspruch, der insbesondere die einzelnen Gedichte seines »Gesprächbüchlin« beschließt ‹»Ich habs gewagt!«›. 17 Vgl. Bd. 2, S. 133 1. 24 Sieh oben zu S. 62 10ff.

Plateniden ‹S. 105› Graf von Platen-Hallermünde hatte in seinem, während Heines Aufenthalts in München erschienenen und ihm drum ganz besonders in der Erinnerung haften gebliebenen Gedicht »Antwort an einen Ungenannten im Morgenblatt« renommiert:

»Laß mich Odysseen erfinden, schweifend an Homers Gestaden,
Bald, in voller Waffenrüstung, folgen ihnen Iliaden.«

Ebenda ‹V. 40› stellte der Dichter seinen Freunden in Aussicht »eine große Tat in Worten«. ‹Auch in seinem Angriff auf Platen im Schlußkapitel der »Bäder von Lucca« wird die Stelle zitiert.›
V. 9f. Hic Rhodus, hic salta! Schluß in der Handschrift:

Meine alten Hallermünder,
Oh, ich kenne euch so gut!

In Mathildens Stammbuch ‹S. 106› Eingetragen auf die erste Seite des Stammbuchs, das sich jetzt im Besitze von Professor H. Meyer in Leipzig befindet.

An die Jungen ‹S. 107› Erstdruck ‹wie zu S. 22›: »Zur Doctrin«, in der Handschrift ‹nach Strodtmanns sicher irrtümlicher Angabe›: »Alexandriner«. — Vielleicht schwebte dem Dichter hier Ferdinand Lassalle vor, in dem Heine den Repräsentanten einer neuen, kühn vordrängenden Generation begrüßte, sieh an Varnhagen 3. Januar 1846. V. 1f. Anspielung auf den Atalanta-Mythos ‹Ovids Metamorphosen, X, 560ff.: Venus und Adonis›.

Schlußstrophe im Erstdruck:

Wir sind die Erben. Wir schlagen in Scherben
Die Becher, woraus wir getrunken schon!
Und müssen wir sterben, zuletzt wir erwerben
Den schönen Triumphtod in Babylon.

Die ungeraden Zeilen weisen in allen Strophen neben dem Endreim noch Mittelreime auf.

K.-Jammer (S. 108) Zweite Strophe in der Handschrift:

Süße Lust, wie bist du heut
Gallenbitter! (zuerst: Gall und Wermut!) Kaum ertragen
Kann ich in Gemüt und Magen
Diese Katzenjammerhaftigkeit.

Zum Hausfrieden (S. 108) In der Handschrift zuerst betitelt: »Warnung«, zweite Strophe:

Denn zur Nachtzeit, lieberöchelnd
Willst du an dein Herz sie drücken –
Aber schmollend, racheläche lnd,
Drehn sie dir alsdann den Rücken.

Jetzt wohin? (S. 108) Zuerst betitelt: »Fragment eines Briefes«. Vgl. in »Ludwig Börne« (Bd. 8), Zweites Buch, den ersten Brief aus Helgoland. V. 16 zuerst: Weckt in mir die Hoden-Krämpfe. V. 20f.:

Zu der Selbstsucht Urwaldflegeln –
Wo Gewinn allein Verdienst,

Altes Lied (S. 110) Das Gedicht machte mehrfache Metamorphosen durch. Erstdruck: »Agrippina« 1824, Nr. 89 (23. Juli), dreistrophig, ohne Titel. V. 1: »Du bist ja tot, und weißt es nicht!« Dritte (Schluß-)Strophe:

Verzweifelnd stand ich an deinem Grab
Und wischte mir schluchzend die Tränen ab,
Und hätt ich nicht dort eine Rede gesprochen,
So wär mir das Herz im Leibe gebrochen.

Im Jahre 1851 sandte es Heine für das Preisausschreiben der »Rheinischen Musikzeitung« (vgl. oben S. 471 zu »Das goldene Kalb«) in einer neuen Fassung, die von der endgültigen an folgenden Stellen abweicht:

Str. 3, V. 2 Da standen die Bäume in dunkler Reih,

Str. 3, V. 4 Die haben
Str. 5 Wohl auf dem Kirchhof, an deinem Grab,
Mir strömten die Tränen die Wangen hinab,
Und hätt ich nicht dort eine Rede gesprochen,
So wär mir das Herz im Leibe gebrochen.

Die Überschrift lautete: »Altes Lied«. Auf Wunsch des Verlegers änderte der Dichter die Schlußstrophe. Am 12. März 1851 an Michael Schloß: ». . . In der Tat, es will mich ebenfalls bedünken, als sei dieser Schluß für den Komponisten nicht sehr tauglich. Ich schlage Ihnen vor, diese letzte Strophe durch folgende zu ersetzen:

Der Mond der stieg vom Himmel herab
Und hielt eine Rede auf Deinem Grab,
Die Sterne weinten, die Vögel sangen,
Und in der Ferne die Glocken klangen.

Das Lied mögen Sie immerhin anders titulieren. Ich schlage Ihnen vor, ihm die Aufschrift zu geben: Du bist tot, oder: Du bist gestorben, oder auch: Der Liebe Leichenbegängnis.« Mit letzterm Titel und mit der geänderten Strophe ist denn auch das Gedicht in der »Rheinischen Musikzeitung« vom 29. März 1851 (Nr. 39) abgedruckt worden. (Von den 60 eingelaufenen Kompositionen des Gedichtes hat keine den Preis gewonnen.) Für den Abdruck im »Romanzero« hat Heine die Schlußstrophe abermals geändert.

Alte Rose (S. 111) In der zweiten Strophe Anklänge an Goethes »Heidenröslein«. Zu Str. 5, V. 3 vgl. S. 101 7.

Lazarus

Der kranke Dichter sieht sein Ebenbild in dem armen Lazarus des Lukas-Evangeliums (16 20 f.): »Es war aber ein Armer mit Namen Lazarus, der lag vor seiner Tür voller Schwären und begehrte sich zu sättigen von den Brosamen, die von des Reichen Tische fielen, doch kamen die Hunde und leckten ihm seine Schwären.«

I (S. 113) Ursprünglicher Titel: »Bittre Klage«. – Zu V. 1–4 vgl. Lukas 19 26: »Ich sage euch aber: Wer da hat, dem wird gegeben werden, von dem aber, der nicht hat, wird auch das genommen werden, das er hat.«

II ⟨S. 113⟩ Ursprünglicher Titel: »Denkblatt«. – V. 9 Der Dichter Gellert bekam vom Prinzen Heinrich von Preußen ein Reitpferd geschenkt, auf dem er täglich ausritt. Vgl. Bd. 8, S. 42$_{20}$f. und Anmerkung. V. 25ff. in der Handschrift:

Ach, jede Lust, ach jeder Genuß
Ward schmerzlich erkauft durch herben Verdruß.
Ich mußte alle Freuden bezahlen
Viel hundertfach mit Leiden und Qualen,
Ward oft getränkt mit Bitternissen

V. 31: Ich ward gepeinigt von alten Vetteln –

III ⟨S. 115⟩ Heine verlegt die Gerichtsszenen der Apokalypse hier wie im letzten Briefe »Über die französische Bühne« ⟨sieh Bd. 8, S. 124⟩, der an die Prophezeiung Joels sich anschließenden Tradition folgend, ins Tal Josaphat. Während ihm aber dort Bilder aus der Ritterzeit vorschwebten, legt er hier altgermanische Gerichtssitten zugrunde. Vgl. auch S. 177$_{27}$f. V. 9 Freigraf: Vorsitzender des Femgerichts, Freischöppen ⟨V. 11⟩ wurden die Beisitzer genannt.

IV ⟨S. 116⟩ Ursprünglich betitelt »Ja! Ja!«

VI ⟨S. 117⟩ Sieh Heines Note auf S. 195. – Ursprünglich betitelt »Wisetzki«, später »Gedächtnisblume«. V. 2 Der ertrunkene Knabe, dessen Bild sich dem Dichter so unauslöschlich eingeprägt, hieß Fritz von Wizewsky, ein hölzernes Denkmal über seinem Grabe auf dem katholischen Kirchhof zu Düsseldorf war noch im Jahre 1838 sichtbar ⟨sieh Strodtmann, Heines Leben und Werke, 2. Auflage, Bd. I, S. 679⟩. V. 16 Handschrift: Seit vierzig Jahren

VII ⟨S. 118⟩ V. 6 Vgl. Bd. 8, S. 169$_{13}$f. Das Reimwort zuerst: Ferkelein. V. 20 Métis: Mestize ⟨Alexander Dumas, der Vater, war Enkel eines Kreolen und einer Negerin.⟩ Die Schlußstrophe sollte zuerst beginnen: »Und mir, gestrenger Herr! was fehlet mir?«

IX ⟨S. 119⟩ Ursprünglich betitelt »Der Gemäßigte«.

X ⟨S. 120⟩ Hohelied, Kap. 3, V. 7f: »Siehe, um das Bette Salomos her stehen sechzig Starke aus den Starken in Israel. Sie halten alle Schwerter und sind geschickt zu streiten. Ein jeglicher hat sein Schwert an seiner Hüfte um des Schreckens willen in der

Nacht.« Bereits bei der Arbeit am »Rabbi von Bacherach« erbat sich Heine von Moses Moser (Brief vom 25. Juni 1824) eine Übersetzung dieser Verse, die ihm aus dem Nachtgebet der Juden, in dem sie zitiert werden, bekannt waren. Doch schon damals verknüpfte Heines Phantasie diese Verse mit einer andern Stelle in demselben Nachtgebete, die in deutscher Übersetzung lautet: »Im Namen des Herrn, des Gottes Israels! Zu meiner Rechten (bewache mich) Michael, zu meiner Linken Gabriel ...« Die Kombination der Verse des Hohenlieds mit der Vorstellung von Wache haltenden Engeln zur Rechten und zur Linken liegt bereits dem Schlummergebete Saras am Ende des ersten Kapitels des »Rabbi« zugrunde und beherrscht noch nach einem Vierteljahrhundert das Gedächtnis des Dichters. V. 13 Sulamith als Name der Geliebten des Königs: Hohelied, Kap. 7, V. 1.

XI (S. 121) Varianten der Handschrift:
V. 3f.: Waren wir in Jugendjahren,
Mehr als wissend uns gewogen.
(Zwischenfassung): Waren wir in Jugendzeit uns,
Mehr als uns bewußt, gewogen.

V. 11: Als ein tapfrer Waffenbruder Die beiden Schlußstrophen zuerst:

Trollt euch fort, verwünschte Wünsche,
Wie Gespenster höhnend, quälend!
Bin ein hoffnungsloser Krüppel,
Der sich krümmt am Boden elend.

Qualvoll sterb ich hin, die Wurzel
Meines Lebens ist verletzt –
Ach, das kommt von einem Fußtritt,
Den man mir ins Herz versetzt – –

XII (S. 122) Ursprünglich betitelt »Gedächtnistag«. – V. 2 Kadosch: Totengebet der Juden. V. 8 Mlle. Pauline: Freundin und Gesellschafterin der Frau Mathilde.

XIII (S. 123) Str. 4 in der Handschrift:

Wie nah ich dem höchsten Glücke gewesen,
Erzählte sie jetzt, dann auch die Geschichte,
Wie langsam ihr leidendes Herz genesen –
Ich machte dabei ein dummes Gesichte.

Str. 5, V. 2 ff. Vgl. Bürgers »Lenore« V. 133f.:

»... Der Mond scheint hell.
Wir und die Toten reiten schnell.«

Auch im Wunderhorn (Bd. 2: »Lenore«):

»Es scheint der Mond so hell,
Die Toten reiten schnell.«

XIV (S. 124) V. 11f. zuerst:

Der Freund, so wie die Mücke,
Verschwindet mit dem Glücke.

XV (S. 125) V. 21f. Das »Wort« ist der Name Gottes (das sogenannte Schem hamforesch), den die Juden nicht seinem Laut nach aussprechen dürfen und den nach rabbinischer Tradition nur der Hohepriester am Versöhnungstage im Allerheiligsten des Tempels aussprach. Jüdische und christliche Fabeleien hierüber kann man aus Luthers Schrift: »Vom Schem Hamphoras und vom Geschlecht Christi« kennen lernen.

XVI (S. 126) Entstanden unter dem Eindrucke der endgültigen Unterdrückung der Revolutionsbewegung in den süddeutschen Staaten und der blutigen Niederwerfung des ungarischen Aufstandes. Heine sandte das Gedicht am 16. November 1849 an Campe: »Beifolgendes Gedicht habe ich vor vier Wochen geschrieben; ich bitte Sie, geben Sie es dort in Druck mit meinem Namen, als fliegendes Blatt, oder in einem Journal, wodurch es ins Publikum kömmt; da es nämlich hier in einigen unkorrekten Abschriften kursiert, müssen wir jeder korrumpierten Publikation zuvorkommen. Außerdem ist es ein wahres Tagesgedicht, eine momentane Stimmung schildernd.« Campe hat, wie es scheint, Heines Wunsch nicht erfüllt. Das Gedicht erschien darauf in Kolatscheks »Deutscher Monatsschrift« im Septemberheft 1850 u. d. T.: »Deutschland von Heinrich Heine. Im Oktober 1849«. Vgl. die Parallelgedichte in Bd. 2, S. 92f. (»Anno 1829«, »Anno 1839«). In der französischen Ausgabe der Gedichte hat Heine die Strophen dem Wintermärchen als Nachtrag angehängt (sieh Bd. 2, S. 457 unten). — Im Erstdruck fehlte die vierte Strophe. Die Schlußstrophe in der Handschrift zuerst:

Wär nur ein großer Pavian
Im Heere unser Überwinder! —
Doch still, Poet, das greift dich an,
Du bist so krank, und schweigen wär gesünder.

V. 15f. Anspielung auf die Flucht des Horaz in der Schlacht bei Philippi (sieh Ode an Pompejus Varus: II, 7, V. 9ff.) V. 16 in der franz. Ausgabe: que notre confrère Horace ... V. 18 Feier des hundertsten Geburtstags am 28. August 1849. V. 19f. Die Sängerin Henriette Sontag hatte sich 1830 als Gräfin Rossi von der Bühne zurückgezogen; als sie, durch Vermögensverhältnisse gezwungen, 1849 wieder auftrat, wurde sie enthusiastisch aufgenommen. In der französischen Ausgabe: Ou sont-ce des fusées qui salutent la résurrection de mademoiselle Sontag? Elle sort de sa tombe de vingt ans, et avec elle revient toute la vieille musique.

V. 21ff. Heine hatte sich bereits 1837, in den »Briefen über die französische Bühne« (sieh Bd. 8, S. 122ff.), einläßlich mit Liszt befaßt und trotz aller Bewunderung doch von Anfang an auch seiner Antipathie Ausdruck gegeben. Scharf hatte er besonders in dem Bericht über die musikalische Saison von 1844 das Virtuosenhafte an Liszt betont (Bd. 9, S. 403ff.). Auch hier wird die Hohlheit der großen Gebärde durchhechelt. Vgl. »Jung-Katerverein« (S. 251f.).

V. 28 Vgl. Bd. 9, S. 4044. Bei einem festlichen Empfang in Pest im Jahre 1839 ward Liszt mit einem kostbaren Säbel, der einst Stefan Bathory gehört hatte, beschenkt. V. 32 Falstaffs Worte in »König Heinrich dem Vierten«, Erster Teil, II. Aufzug, V. 215f. (wörtlich aus Schlegels Übersetzung übernommen). V. 44 Von »heleden lobebæren« spricht der erste Satz des Nibelungenliedes.

V. 49ff. Durch Rußlands Hilfeleistung war die Niederwerfung des Aufstandes gelungen. V. 57f. in der französischen Ausgabe: Cela hurle, grogne et aboie; le rouge me monte au front quand je pense quels animaux sont nos vainqueurs!

XVII (S. 128) Das Landhaus (V. 2) ist das des Oheims Salomon Heine in Ottensen; vgl. »Affrontenburg« (oben S. 222ff.). In der Handschrift kamen die persönlichen Beziehungen deutlicher zum Ausdruck. V. 4: Mit mir mein muntres Mühmchen Hand in Hand. V. 17 und 19:

eine Blume,

– – – – – – –

»Heirate mich, du allerliebste Muhme,«

Letzter Vers: Gelähmt am Boden liegt seit manchem Jahr.

XVIII (S. 129) Vgl. oben S. 437 (»Der Scheidende« V. 7ff.).

XIX (S. 130) Vgl. S. 350f. (»Testament«).

XX (S. 131) Ursprünglich betitelt »Verlorene Schildwacht«. V. 18: Daß solch verdächtger Gauch

Hebräische Melodien

Titel nach Byrons »Hebrew Melodies«.

Motto (S. 134) Ursprünglich überschrieben »Stammbuchblatt«, in V. 1: Liebesgenuß (statt: Lebensgenuß).

Prinzessin Sabbath (S. 135) Heine hatte bereits in den »Bädern von Lucca«, in der Erzählung des Hirsch Hyazinth vom Moses Lump (Bd. 4, S. 365 3 ff.), bei dem Sabbathmotiv verweilt, damals freilich vorzugsweise als Humorist. Die ernst-tragische Behandlung erwuchs dem Dichter aus dem innigern, persönlich Anteil nehmenden Verhältnis zum Judentume, das sich in der Vertiefung in die Bibel und der Wiederaufnahme des Studiums jüdischer Geschichte kundgab und für die Dichtungen und Schriften der letzten Lebensjahre entscheidend wurde. Die Gestalt der Prinzessin Sabbath ist dem Dichter aus dem Begrüßungsliede für die Braut Sabbath erblüht, das in der Synagoge am Freitag abend gesungen wird. Es ist gedichtet nicht, wie Heine angibt (S. 137, V. 13 ff.), von Jehuda Halevi, sondern von einem Kabbalisten des sechzehnten Jahrhunderts, Salomo Halevi Alkabez. Da das Lied seinen Verfasser akrostichisch nennt, so würde schon aus diesem Irrtum Heines hervorgehen, daß er es im Original nicht näher gekannt hat. Es ist aber auch sonst bekannt, daß Heine des Hebräischen nicht kundig war und sich etwa für seinen »Rabbi« hebräische Texte durch Moses Moser verdeutschen ließ (Brief vom 25. Juni 1824). Es darf somit die folgende Übersetzung des Sabbathliedes, die sich in Heines Nachlaß vorgefunden und in Elsters und andrer Ausgaben der Werke übergegangen ist, nicht Heine zugeschrieben werden. Wir geben ihr hier gleichwohl, zur Erklärung der »Prinzessin Sabbath«, Raum und verweisen auf die kommentierenden Glossen, die Herder seiner in der »Adrastea« erschienenen Übertragung: »Lied zur Bewillkommung des großen Ruhetages der goldenen Zeit« beigegeben hat (Herders Werke, Suphans Ausgabe Bd. 26, S. 422 f.).

Komme, Freund, der Braut entgegen, laß uns den Sabbath begrüßen!
Schamor und Sachor ließ uns Gott der Einzige in einem Wort vernehmen,
Gott ist einzig und sein Name einzig, preisen und rühmen wir ihn!
Komme, Freund usw.

Auf und dem Sabbath entgegen, er ist ein Quell des Segens, geweiht vom Anfang,
Der Schluß der Arbeit, doch der Anfang im Gedanken.
Komme, Freund usw.

O Heiligtum des Königs, königliche Stadt, ermanne dich und erhebe dich aus deinen Trümmern,
Du hast lange genug im Tale der Klagen gesessen, der Herr wird sich deiner erbarmen!
Komme, Freund usw.

Sei wieder jung und erhebe dich aus dem Staube, lege die Heldenkleider meines Volkes an,
Durch den Sohn Isais, den Bethlemiten, wird uns die Freiheit.
Komme, Freund usw.

Erwache, erwache, dein Licht ist erschienen, komme, o Licht, erwache, erwache,
Singe begeisterte Lieder, Gottes Majestät ist dir erschienen.
Komme, Freund usw.

Schäme dich nicht und geh nicht gebogen,
Die Stadt wird wieder aus ihrem Schutte erbaut werden.
Komme, Freund usw.

Zu Spott und Schande werden deine Feinde, alle, die dich gequält, werden erliegen,
Dein Gott wird sich mit dir freuen, wie der Bräutigam sich freuet mit der Braut.
Komme, Freund usw.

Rechts und links wirst du dich ausbreiten, und Gott lobpreisen durch den Nachkommen Davids,
O der Freude, o des Jubels!
Komme, Freund usw.

Komme in Frieden, Krone des Gatten, in Freude und Wonne unter den Gläubigen des ausgewählten Volkes, komme, o Braut, komme, o Braut!

S. 135$_{19}$ In der ersten Handschriftfassung noch nicht alliterierend: Schmutz und Kehricht.

S. 136$_{5\,ff.}$ In Anlehnung an IV. Buch Mosis, Kap. 24, V. 5, welchen Vers die Juden beim Betreten der Synagoge sprechen.

8 An die Türpfosten befestigen die Juden in einer Kapsel einen Pergamentstreifen, auf dem die Bibelstellen des V. Buch Mosis: Kap. 6, V. 4 bis 9 und Kap. 11, V. 13 bis 21 geschrieben stehen; die Kapsel wird von den Ein- und Ausgehenden geküßt.
20 Almemor heißt die »viereckige Bühne, wo die Gesetzesabschnitte verlesen werden« (Rabbi von Bacherach). 21 ff. Vgl. die Beschreibung der Synagoge im »Rabbi«. Thora: hebräische Bezeichnung für die fünf Bücher Mosis.

S. 137_{23}ff. Vgl. Bd. 2, S. 263_{13}ff. und Anmerkung S. 432.

S. 138_{12} »Addas« für »Haddas« (Haddath): hebr. Myrte.
20 Schalet: ein Sabathgericht, vgl. Bd. 8, S. 378_{22}ff. 21 ff. Nach Schillers Ode »An die Freude«.

S. 139_{17}ff. Vgl. Bd. 1, S. 224_{24}ff. Handschrift: Hör ich nicht die Wasser rauschen? 18 Heine schreibt »Brüßelbrunnen« für »Brüselbrunnen«.

S. 140_{5}ff. Symbolische Zeremonie beim Ausgang des Sabbath.

Jehuda ben Halevy (S. 141) Der jüdisch-spanischen Dichtung war Heine sicher schon in den Berliner Jahren nahegetreten, als er noch dem »Verein für Kultur und Wissenschaft der Juden« als tätiges Mitglied angehörte. Beim Wiedererwachen seines Interesses für die jüdische Vergangenheit kam dem Dichter ein Buch in die Hand, das sich ihm schon dadurch empfahl, weil es seinem Freunde Varnhagen gewidmet war: »Die religiöse Poesie der Juden in Spanien. Von Dr. Michael Sachs« (Berlin 1845). Heine fand hier neben einem orientierenden Überblick über die Entwicklung des jüdischen Schrifttums in den ersten Jahrhunderten der Zerstreuung eine eingehende Schilderung der jüdischen Poesie in Spanien. Und zum erstenmal konnte er hier Proben dieser Poesie in lesbaren Verdeutschungen genießen. Im Mittelpunkte des Werkes standen die drei Dichtergestalten: Salomo ibn Gabirol, Mose ibn Esra und Jehuda Halevi. Was Heine hier über die Schicksale der drei Poeten vorfand, diente ihm als sicherer Verankerungsgrund für die Bilder seiner Phantasie. Neben Sachs hat er aber auch noch andere Werke zu Rate gezogen, um das von Sachs bloß Angedeutete weiter zu verfolgen. Freude an der Fülle überlieferter Tatsachen und an deren Wiedergabe läßt sich in dem Gedichte nicht verkennen.

Zum Titel. Der Rabbi hieß Jehuda Halevi (Jehuda, der Levite),

oder mit seinem vollen Namen, den Heine bei Sachs S. 287 las: Rabbi Jehuda ben Samuel Halevi (nicht wie Heine irrtümlich schreibt: Jehuda ben Halevi).

I. S. 141$_{1}$ ff. Psalm 137, V. 5 f. Der Psalm, den auch Byron für seine »Hebrew melodies« frei übertragen hat, begleitet als schwermütig-ernster Unterton das Gedicht: die Anfangsverse eröffnen den II. Abschnitt (S. 147$_{13-15}$), während der Schlußvers einige Strophen weiter (S. 148$_{10-12}$) anklingt. An Moser am 23. April 1826, auf das Berliner Jahr 1823 zurückblickend: »Ich erinnere mich, der Psalm: ‚Wir saßen an den Flüssen Babels' war damals deine Force, und du rezitiertest ihn so schön, so herrlich, so rührend, daß ich jetzt noch weinen möchte . . .« 4 zuerst kakophonisch: Deiner je, Jerusalem. 26 ff. Handschrift:

Siebenhundert funfzig Jahre
Sind verflossen seit dem Tage,
Wo geboren ward der Dichter.

28 Das bei Sachs, dem Heine hier folgt, verzeichnete Geburtsjahr Jehudas beruht auf einem Druckfehler: statt 1105 sollte es heißen 1085 (sieh S. Bernfeld in den Nachträgen zum Neudruck Berlin 1901, S. 355).

S. 142$_{1}$ ff. Sachs nennt Kastilien als Jehudas Geburtsland und bemerkt: »Näheres über sein Geschlecht und seine Jugendverhältnisse kennen wir nicht.« 8 sieh oben zu S. 136$_{21}$. 24 Schalscheleth: hebr. Kette, Bezeichnung einer Tonfigur beim Vortrag der Thora. 25 ff. »Targum Onkelos« nennt sich die chaldäische Übertragung des Pentateuch, die als eine Art Kommentar meist den hebräischen Text begleitet.

S. 143$_{4}$ Vgl. Bd. 2, S. 237$_{15}$ und Anmerkung. 7 Handschrift: Späterhin sehr gut zu Statten 15 Die babylonische Stadt Pumbadita war nach der Zerstörung Jerusalems der Hauptsitz jüdischer Gelehrsamkeit, hier und auf der Schule einer andern babylonischen Stadt, Sura, entstand das Riesenwerk des »Babylonischen Talmud«. 20 »Chozari« (auch »Kusari«) nennt sich das berühmteste, bis auf den heutigen Tag unter den Juden lebendigste Werk des Jehuda. Es ist eine Apologie der jüdischen Religion, die dem sagenhaften Chazarenfürsten Bulan vorgetragen wird und ihn zum Judentume bekehrt. 27 Halacha: Gesetzesauslegung, Hagada: Sentenz, Erzählung, der homiletische Teil des Talmud. Beides wird bei Sachs (S. 146 ff.) ausführlich charakterisiert.

S. 144 18 f. Handschrift: Prangten stolze Edelbäume
Seltner Gattung, Blumenbeete,
22 Handschrift: Von unzählgen goldnen Brücken,
27 Handschrift: Und umflattert sind von kleinem

S. 145 2 f. Handschrift: Jene reinen Balsamdüfte,
Welche

7 für »Talmudschüler« zuerst: »Talmudist« (vgl. S. 148 22
10 ff. Mit diesem Disput beginnt der Traktat »Bezah« des babylonischen Talmud. 25 ff. bis S. 146 3 zuerst:

Und des Knaben edles Herze
Ward ergriffen von den Schauern
Einer zweiten, sanftverklärten
Und viel schöneren Geheimwelt —

Tief empfand er ihre wilde
Abenteuerliche Süße,
Ihre wunderbare Schmerzlust,

Zwischenfassung von S. 146 2 f.:
Jener schöneren Geheimwelt,
Die nur Geisteraugen (zuerst: wengen Augen) sichtbar,

S. 146 6 Heitres Wissen: gaya scienza. 14 f. Handschrift:
Stern und Fackel, Licht und Leuchte,
Seiner Zeit und seines Volkes,

II. S. 147 13 ff. und S. 148 10 ff. Sieh zu S. 141 1 ff.

S. 148 13 ff. Handschrift:
Gott sei Dank! ich atme freier.
Es verdampft die Sud im Kessel,
Und er schweigt. Es weicht mein Spleen,

S. 149 16 Für »Erinnerung« zuerst: »Romantik«.

S. 150 9 ff. Petrarca selbst nennt in seinem Sonett »Voglia mi sprona« und in der Eintragung in seiner jetzt in der Ambrosiana zu Mailand befindlichen Virgilhandschrift den 6. April 1327 als den Tag, an dem er in der Kirche Santa Chiara zu Avignon Madonna Laura zuerst gesehen. Heine folgt der irrigen, aber ehrwürdigen, auch durch Goethes Petrarca-Sonett (»Epoche«) geheiligten Tradition, die diesen Tag mit dem Karfreitag identifiziert. 17 ff. An die bis in die neuere Zeit kaum angezweifelte Existenz der nur in den Beschreibungen der Troubadours lebenden cours d'amour

hat auch Heine geglaubt. Sieh auch Schillers »Jungfrau von Orleans« V. 526 ff. (I. Akt, 2. Szene).

S. 151$_{12}$ ff. Seit den zwanziger Jahren war Heine dieses Bild für den ewigen Juden, als Symbol des Judentums, geläufig. An Moser, 8. Juli 1826: »Den weißen Bart, dessen Saum die Zeit wieder verjüngend geschwärzt hat, kann kein Barbier abrasieren.« Ebenso in der »Stadt Lucca« (Bd. 5), Kap. XIII: »Sehen Sie, Mylady, dort jenen alten Mann mit dem weißen Barte, dessen Spitze sich wieder zu schwärzen scheint, und mit den geisterhaften Augen . . .«

$_{19}$ Varianten der Handschrift: Wie aus tausendjährger Nacht – Wie aus tausendjährger Tiefe.

S. 152$_{15}$ Vgl. unten S. 160$_{13}$ ff. und S. 183$_{21}$ ff. Heine hatte im Manuskript »Zehnten Tag des Monats Ab« geschrieben und ließ den Irrtum erst beim Druck ändern (an Campe, 7. September 1851).

$_{28}$ Vidame: franz. Vicedom.

S. 153$_{1}$ ff. Vgl. oben zu S. 47. $_{29}$ ff. Handschrift:

Also starb auch dieser Pilger (zuerst: Dichter)
Zu den Füßen seiner Liebsten,
Und sein müdes Haupt, es ruhte

Beim ersten Anlauf zu diesem Schlusse hatte der Dichter die Schilderung des Todes des Jehuda, wie sie S. 160 f. sich findet, vorweggenommen:

Auch Jehuda ben Halevy
Triebs von hinnen, er bestieg
Eine spanische Felucke,
Die ihn nach Kairo brachte.

Mit der Karawane ging er
Von Ägypten nach Arabien,
Und den Wüstensand durchwandernd
Kam er nach Jerusalem.

Auf des Tempels Trümmern saß er,
Singend seine große Kinne,
Das berühmte Klaglied »Zion«,
Als ihn traf der Speer des Todes.

(V. 10 Kinne = Kinah, hebr. Klagelied.)

III. S. 154$_{1}$ ff. Reminiszenzen aus Plutarch, den Heine einst in Italien besonders eifrig gelesen hatte (an Moser, 6. September 1828: »Ich lese alle Abend im Plutarch, und ich sollte mich vor einem modernen

Meuchelmörder fürchten?«), leiteten des Dichters Phantasie bei den folgenden Strophen. Von dem kostbaren Kästchen des Darius, in dem der Held die Ilias aufbewahrte und das er immer unter seinem Kopfkissen liegen hatte, erzählt Plutarch im 8. und 26. Kap. seiner Alexander-Biographie, im 38. Kap. von der Griechin Thais, der Urheberin der Vernichtung der Königsburg zu Persepolis, auch die Geschenke an die Mutter werden (Kap. 39) erwähnt. 5 Dariken: persische Goldmünzen mit gekröntem Bogenschützen. 14 Handschrift: Rings mit Miniaturbildwerken. 27 f. Handschrift:

Einst der Siegelring des Cyrus,
Ward sie jetzt zu einer Brosche.

S. 155 7f. Königin Atossa: Tochter des Cyrus, die von ihrem Bruder Kambyses, hierauf von dem falschen Smerdis und endlich vom König Darius gefreit wurde (Herodot, III. Buch, 88). 13 f. Handschrift:

Diese trug sie als ein Stirnband,
Draus hervor das Haar geflattert,

21 ff. Die Geschichte von den Schicksalen der Perlen wohl der ähnlichen Schilderung der Schicksale von Rolands Hochzeitbett im »Orlando furioso« des Ariost (Canto 46, St. 80 ff.) nachgebildet. Vgl. auch Brentanos »Romanzen vom Rosenkranz« XI, Str. 34 ff.

S. 156 25 ff. Mendizabal, seit 1835, wo er ein eigenes Kabinett gebildet, wiederholt zur Sanierung der spanischen Finanzen berufen; sieh Bd. 2, S. 262 1 ff. Heine hatte an dieser Strophe wiederholt geformt:

1) Mendizabel, Satans Enkel,
Späterhin Finanzminister,
Gab die Perlen in Versatz,
Um ein Defizit zu decken.

2) Mendizabel, Sohn des Satans,
Kam zuletzt und gab die Perlen
[In Versatz, um rasch zu decken]
In Versatz, damit sie deckten
Der Finanzen Defizit.

S. 157 4 Baronin Salomon Rothschild (Salomon Mayer Frhr. v. Rothschild, Bruder von James Rothschild und Chef des Wiener Hauses). 9 ff. Sieh oben zu S. 154 1 ff. 17 Lieblingsvers seit dem »Atta Troll«: sieh Bd. 2, S. 257 5 und Anmerkung S. 431. 18 Handschrift: Ich, auch ich, ich liebte weiland

S. 158$_{17}$ Zophar = Sopher: hebr. Schreiber, Bezeichnung für den Abschreiber der Thora auf Pergament.

S. 160$_{9}$ff. Vgl. oben zu S. 153$_{27}$ff. den ursprünglichen Schluß des II. Teiles des Gedichtes. Das »Zionslied« ist übersetzt in den Anthologien neuhebräischer Poesie zu finden, z. B. in Gustav Karpeles' »Zionsharfe« (Leipzig 1889, auch in desselben Verfassers »Allg. Geschichte der Litteratur« Bd. I). Die Sage von dem Tode des Jehuda hat dem Dichter wohl Sachs übermittelt, der sich dabei auf S. D. Luzzatto bezieht: »Es ist daher wohl die Erzählung, daß Rabbi Jehudah seine bekannte Elegie ,Zion' beim Eintritte in die verwüstete Gottesstadt angestimmt und, als er eben seinem brennenden Schmerze Worte gab, von der Lanze eines heranstürmenden Arabers seinen Tod gefunden, nach der Bemerkung desselben Gelehrten als eine ungeschichtliche Erfindung Späterer abzuweisen« (S. 291). Für den Dichter war die »ungeschichtliche Erfindung« unbezweifelte Wahrheit.

S. 161$_{21}$ff. Für die folgende »Sage« fand Heine bei Sachs keinen Anhaltspunkt, sie ist seine Erfindung.

S. 162$_{8}$ff. Sieh oben S. 137$_{9}$ff. und S. 487 (Einleitendes zu »Prinzessin Sabbath«).

IV. S. 164$_{5}$ff. Handschrift:

Fragt man sie nach jenen großen
Namen der arabisch-spanisch
Jüdischen Poetenschule,
Nach Jehuda ben Halevy,

Nach dem Salomon Gabirol,
Rabbi Moses Iben Esra,

. . . .

. . . .

S. 165$_{1}$ Rabbi Jehuda ben Salomo Alcharisi lebte hundert Jahre nach Jehuda Halevi und hat in seinen »Tachkemoni«, einen Roman in der Art der Makamen des Hariri, einen Überblick über die ihm voraufgegangenen und die mit ihm lebenden jüdischen Dichter Spaniens eingeschoben. Auf diese wichtigste Quelle zur Kenntnis der jüdisch-spanischen Dichtung war Heine durch das Werk von Sachs hingewiesen worden, und eine Übersetzung derselben konnte er leicht von dem ihm befreundeten Salomon Munk erlangen. Bei Sachs fand er nur die in den Noten abgedruckte Stelle (sieh oben

S. 195 f.). 17 ff. Daß Mose ibn Esra ein Vetter des Jehuda Halevi gewesen, darüber findet sich bei Sachs keine Andeutung. In der ursprünglichen Fassung war er es denn auch noch nicht, der Inhalt der Verse 17—25 war zuerst auf folgende sieben Zeilen beschränkt:

Iben Esra, Liebste! war
Freund Jehudas ben Halevy,
Der in seinem Wallfahrtbuche
Uns erzählt, wie er vergebens

Zu Granada aufgesucht
Seinen Freund, und dort gefunden
Nur den Bruder, auch ein Dichter

Zu seiner Erzählung von ibn Esras Schicksalen wurde Heine durch zwei voneinander unabhängige Stellen bei Sachs angeregt. Er fand S. 276 ff. Mitteilungen über die in Granada ansässige Familie ibn Esra und die Erwähnung, daß Jehuda Halevi mit den Brüdern des Mose in Verbindung gestanden, ferner einen Bericht über den Inhalt einiger Ghaselen von Mose ibn Esra, die an Jehuda Halevi gerichtet waren: »Aus ihnen geht hervor, daß R. Mose die Tochter eines seiner Brüder innig geliebt, daß diese Neigung ihm vielfach verkümmert und verbittert worden, so daß der hoffnungslos Liebende endlich seine Heimat verließ, um auf Reisen, die sich indes kaum über die Grenzen Spaniens hinaus erstreckt haben mögen, . . . die Ruhe und Beschwichtigung seines tiefen Schmerzes zu finden.« (Der Name des Bruders wird hier nicht genannt, wie ihn ja auch Heine in der obigen Fassung noch nicht kennt.) Des weiteren macht Sachs S. 293 auf Grund des Divans des Jehuda Halevi Mitteilungen über dessen Pilgerfahrt: »Den R. Jehudah ibn Giat fand er bei seinem Aufenthalte in Granada nicht zu Hause, sein Bedauern darüber spricht er in einer sehr feinen, den Angeredeten überaus ehrenden Wendung aus« (vgl. auch S. 257 f.). Jehuda ibn Giat, für dessen dichterische Tätigkeit Sachs nur spärliche Zeugnisse beizubringen in der Lage war, konnte Heine nicht weiter interessieren, dagegen legte die Erwähnung des Aufenthaltes in Granada nahe, Halevi mit ibn Esra zusammenzuführen und daran die Geschichte des Rabbi Mose, die mit Heines eigenem nie verwundenem Jugenderlebnis so merkwürdig zusammenstimmte, anzuschließen. Die vorlaute Versicherung des Historikers, der unglückliche Liebhaber möchte sich nicht weit herumgetrieben haben, reizte Heine, ihn just in die weite Ferne wandern zu lassen und seine Erlebnisse reich auszuschmücken.

S. 166_{2} ff. Handschrift:

> Griff er, wie so mancher Andre,
> Nach dem Wanderstab und trieb sich
> Unstät, heimatlos umher.

S. 167_{5} ff. Ovid, Metamorphosen I, V. 452 ff. 8 Chamisso an seinen Bruder Hippolyt, 17. März 1821: »Schlemihl oder besser Schlemiel ist ein hebräischer Name und bedeutet Gottlieb, Theophil oder aimé de dieu. Dies ist in der gewöhnlichen Sprache der Juden die Benennung von ungeschickten und unglücklichen Leuten, denen nichts in der Welt gelingt. Ein Schlemihl bricht sich den Finger in der Westentasche ab, er fällt auf den Rücken und bricht sich das Nasenbein, er kommt immer zur Unzeit. Schlemihl, dessen Name sprichwörtlich geworden, ist eine Person, von der der Talmud folgende Geschichte erzählt: ‚Er hatte Umgang mit der Frau eines Rabbi, läßt sich dabei ertappen und wird getötet.' Die Erläuterung stellt das Unglück dieses Schlemihl ins Licht, der so teuer das, was jedem andern hingeht, bezahlen muß.« 26 Julius Eduard Hitzig, dem Freunde und Biographen Chamissos, ist »Peter Schlemihls wundersame Geschichte« zugeeignet. Heine hatte in Berlin mit Hitzig verkehrt, möglich, daß auf ihn, den früh zum Christentum Übergetretenen – er stammte aus der in der Geschichte des Berliner Judentums im achtzehnten Jahrhundert eine wichtige Rolle spielenden Familie Itzig und brachte es bis zum Kriminalrat, 1827 sogar zum Direktor des Kammergerichts-Inquisitoriats – der zweite, aus dem »Buch der Lieder« verwiesene Teil des Nordseegedichtes »Frieden« (sieh Bd. 1, S. 481 f.) zielt.

S. 169_{5} ff. IV. Buch Mosis, Kap. 25, V. 6 ff. 24 Schlimiel ben Zurischaddai wird im IV. Buch Mosis wiederholt als das Oberhaupt des Stammes Simeon genannt (Kap. 1, V. 6, Kap. 2, V. 12 und öfter). Die Sage, die Heine anführt, ist im »Midrasch Tanchuma« überliefert.

S. 170_{23} f. Vgl. Bd. 7, S. 486 zu S. 222_{10} und oben S. 50_{17} ff.

S. 171_{9} Handschrift: Dreißig Jahre sang Gabirol. 13 ff. Sachs S. 219 f.: »Gabirol soll durch den Neid eines maurischen Edelmannes gefallen sein, der ihm die schönen Lieder mißgönnte und den Gemordeten unter einem Feigenbaum seines Gartens vergrub. Der Baum, von edlem Blute getränkt, trug Früchte von ungewöhnlicher Süße, und der Chalif, dem jener Maure davon verehrte, aufmerksam gemacht, ließ den Boden untersuchen, und der Leichnam ward entdeckt.«

Disputation (S. 173) Entstanden Anfang August 1851, unmittelbar vor Absendung des fertigen Manuskripts des »Romanzero«, aus dem Bedürfnis, sich von der tiefen Herzensanteilnahme, die dem Dichter die Arbeit an »Prinzessin Sabbath« und »Jehuda ben Halevy« abgenötigt hatte, durch ein Satyrspiel zu befreien. Das Gedicht geht nicht von einem bestimmten historischen Ereignis aus, wie denn eine öffentliche Disputation, die immer die Bekehrung der Juden, nicht aber die der Christen, zum Zwecke hatte, unter dem von seiner Thronbesteigung bis zu seinem traurigen Ende stets gleich judenfreundlichen Pedro ausgeschlossen war. Solche öffentlichen Disputationen, zu denen die Juden stets unter Strafandrohungen gezwungen wurden, fanden etwa statt in Paris unter Ludwig IX. im Jahre 1240 im Beisein der Königin-Mutter Blanche, im Jahre 1263 in Barcelona unter Vorsitz des Königs Jakob I. von Aragonien zwischen dem jüdischen Gelehrten Nachmani und dem Dominikaner Pablo Christiani, ferner wiederholt unter Don Pedros Nachfolger, Don Enrique II., und das berühmteste in Tortosa, unter Vorsitz des Schismapapstes Benedikt XIII. fast zwei Jahre währende (1413–1414). Von diesen Disputationen hatte Heine aus Basnage (sieh Bd. 1, S. 492 zu »An Edom!«) Kenntnis, die er für sein humoristisches Phantasiebild nutzte, dieses in die Zeit Don Pedros und der Blanche de Bourbon – die allerdings nie zusammen Hof gehalten – zu versetzen, lag dem Dichter der »Spanischen Atriden« nahe. Die »große Eile«, mit der Heine dieses Gedicht niedergeschrieben, hat mancherlei Anachronismen – der auffallendste ist die Nennung der »Tossefoth Jomtov« (sieh zu S. 185_{19}) – verschuldet, die Heine selbst beklagte: »Die Mängel, welche einem Buche durch solche Eilfertigkeit anhaften, bemerkt nicht die große Menge, aber sie sind darum nicht minder vorhanden und quälen manchmal das Gewissen des Autors« (an Campe, 28. August 1851).

Titel ursprünglich: »Kontroverse«.

S. 173_{15} »Arbakanfos«, auch »Zizis« genannt: das Viereckenoder Schaufädenkleid, das die Juden nach der Bestimmung des IV. Buchs Mosis, Kap. 15, V. 37 ff. und des V. Buchs Mosis, Kap. 22, V. 12 tragen.

S. 176, V. 1–4 in der Handschrift:

[Solchem vorhautlosen Volk,
Solchen Rittern war der König]
Edelleuten ohne Vorhaut,
Solcher Gattung, war der König

Stets gewogen, und sie dienten
Ihm getreu und untertänig,

Füllten seines Schatzes Säckel,
Fochten brav in seinem Heere,
Bis ihn der Infant getötet,
Don Henrico Transtavere.

(Zum Inhalt: Pedros Finanzminister war der Jude Don Samuel ben Meïr Allavi, sein Hof war als jüdisch verschrieen. Zu den beiden Schlußversen vgl. S. 97$_{17}$ff.) 15 f. Handschrift:

Exorziert er jetzt den Rabbi,
Jene auch, die mit ihm kamen.

S. 177$_{22}$ Handschrift: Sei entstiegen

S. 178$_{4}$ Handschrift: Und bis in den Tod getrieben. 20 Handschrift: Schauderhaft hervorzustöbern.

S. 179 Statt V. 13–20 in der Handschrift:

Wascht dort ab von euren Herzen
Des verjährten Grolles Schimmel
Und der Sünden Ungeziefer,
Und euch öffnet sich der Himmel –

28 Unreiner Reim (sicher bewußt).

S. 180$_{5}$ff. Vgl. hiezu die Predigt des Mönches in der »Stadt Lucca« (Bd. 5), Kap. IX. Statt V. 17–24 in der Handschrift:

Weinpokale werden droben
Noch viel weitre Ränder haben,
Und die Frauen kleinre Mündchen
Als hier unten, uns zu laben.

S. 181$_{6}$ Handschrift: Fängt kein Köder, grinsen schnöde. Statt V. 17–20 in der Handschrift:

Dein Dreifaltigkeits-Geheimnis
Wollen wir besprechen künftig,
Wenn der Mond im ersten Viertel,
Bin dann weniger vernünftig

Als am nüchtern hellen Tage,
In der lichten Sonnenklarheit,
Wo die Regula-de-tri
Herrscht in ihrer trocknen Wahrheit.

S. 183 10 ff. Nicht in den Psalmen, sondern im Jesaja (Kap. 66, V. 1) heißt es: »So spricht der Herr: der Himmel ist mein Thron und die Erde der Schemel meiner Füße.« Vgl. auch Matthäus 5, 35.
17 ff. Leviathan spielt – nach Psalm 104, V. 26 (von Luther mit »Walfisch« übersetzt) – im Meere, ausführlich geschildert im Buch Hiob, Kap. 40, V. 25 ff. und Kap. 41. Die Speisung der Gerechten mit dem Fleische des Leviathan nach rabbinischer Sage.
21 ff. Vgl. oben zu S. 152 15. 27 V. Buch Mosis, Kap. 3, V. 11.

S. 184, V. 25 bis S. 185, V. 4 in der Handschrift:

Also [ködernd] lockend sprach der Rabbi,
Wie die Schlang im Paradeise,
Leckte manchmal sich die Finger,
Wie nach einer fetten Speise.

[Als der Rabbi schloß, die Juden]
Freudig schütteln sich die Juden,
Glaubten schon zu triumphieren,
Und sie griffen zu den Messern,
Die Beschneidung zu vollführen.

S. 185 3 spolia opima: bei den Römern Bezeichnung für die in der Schlacht dem Feinde abgenommene Waffenbeute. 17 Mischna: die im 3. Jahrhundert nach Chr. kodifizierte mündliche Gesetzeslehre des Judentums, auf der sich der Talmud aufbaute. 19 »Tossefoth Jomtov« nennt sich ein berühmter Kommentar zur Mischna nach seinem Verfasser Jomtov Lippman Heller, der 1579–1654 lebte.
27 f. Handschrift:

An der Jacke der Geduld
Reißen ihm die Knöpfe plötzlich.

(Wohl im Hinblick auf S. 168 25 f., um das auffallende Bild sich nicht gar zu rasch wiederholen zu lassen, gestrichen.)

S. 186 6 ff. Handschrift:

Das bist du! Du mußt den Frechen
Strafen, der vom Tausves-Jontof
Wagt so lächerlich zu sprechen.

(für »lächerlich« dürfte wohl »lästerlich« im Manuskripte stehen!)
9 ff. Sieh IV. Buch Mosis, Kap. 16. 22 Mizrayim: hebräischer Name für Ägypten. 24 und 26 Jad: hebr. Hand, Jadayim ist Plural.

S. 187 7 f. Sieh II. Buch Mosis, Kap. 15, V. 20. 15 f. Vgl. oben S. 79 7 f. 18 Statt »dunkeln« zuerst »grimmen«, geändert im Hinblick auf V. 9.

S. 188 Die vorletzte Strophe in zwei verworfenen Fassungen:

1) Blanka sah den König an,
Wiegte lang, als ob sie sinne,
In der Hand das Lockenköpfchen,
Endlich sprach die Königinne:

2) Donna Blanka sieht den König
Lange an, in ihre Hände
Sinkt das Kinn, als ob sie sinne,
Und sie gähnt und spricht am Ende:

Die gegenwärtige Fassung erst im letzten Augenblick, am 1. Oktober, an Campe gesandt. Zu den beiden Schlußversen die Variante:

Daß sowohl der Kapuziner
Als der Rabbi, Beide stinken.

Noten

I. S. 193 6 Aus der oben zu S. 5 genannten Quelle, die Heine als Druckvorlage benutzte, ist der Druckfehler »legen« in »lagern« berichtigt worden.

II (S. 194 f.) Heine hat eine der späteren Auflagen des Thierryschen Werkes benutzt, in den ersten Auflagen hatten die Namen der beiden Mönche noch gefehlt.

IV (S. 195 f.) Die Charakteristik des Jehuda Halevi aus dem »Tachkemoni« des Alcharisi hat Heine dem Werke von Sachs (sieh oben S. 489) S. 287 wörtlich entnommen, von dem auch die Übersetzung herrührt.

Nachwort zum Romanzero

S. 200 16 ff. Sieh oben S. 364 5 ff. Vgl. auch die Anmerkung oben zu S. 101 21 ff., über Maßmanns Lateinlosigkeit insbesondere noch oben S. 118 14, ferner Bd. 2, S. 310 3 f., Bd. 8, S. 451 usw.

S. 201 29 ff. Zu der folgenden Konfession sind die Vorrede zur II. Auflage des zweiten »Salon«-Bandes (sieh Bd. 10), die »Geständnisse« (ebenda) und der Brief an Campe vom 1. Juni 1850 zu vergleichen.

S. 205 14 ff. Heine am 6. Oktober 1851 an Immanuel Hermann Fichte, der ihn kurz zuvor in Paris besucht hatte: »In einem Buche, welches in diesem Augenblicke zu Hamburg von mir herausgegeben wird, habe ich ganz brühwarm benutzen können, was Sie über Swedenborg sagten, kommt es Ihnen zu Gesicht, so mag es mein Andenken in Ihrem Gedächtnis auffrischen.« 29 Lehre von der Gnade in der gegen Erasmus gerichteten Schrift vom Jahre 1525 »De servo arbitrio«. 32 Über den Baron Eckstein ausführlich in den »Geständnissen« (sieh Bd. 10).

S. 206 19 ff. Sieh I. Buch Mosis, Kap. 19, V. 30 ff.

Gedichte/1853 und 1854

Der Zyklus »Gedichte / 1853 und 1854«, im ersten Band der »Vermischten Schriften von Heinrich Heine / Hamburg. Hoffmann und Campe. 1854« S. 123—214 erschienen, ist bisher in seiner Geschlossenheit und Einheitlichkeit von allen Herausgebern verkannt worden. Die kunstvolle Absichtlichkeit aller Heinischen Gedichtgruppierungen kommt in dieser Folge schmerzhafter Matratzenlyrik vielleicht stärker noch als anderswo zur Geltung. Heine selbst war sich dessen bewußt und hat, noch ein halbes Jahr vor seinem Hingang, die Gedichtreihe als Ganzes der französischen Ausgabe seiner Dichtungen einverleibt. Es erschien mir drum als selbstverständlich, den Zyklus nicht nach dem Vorgang früherer Herausgeber unter die Nachlese aufzulösen, vielmehr ihm jene Gestalt zu wahren, in der ihn der Dichter seinen Lesern dargeboten hat. »Le livre de Lazare« hat ihn Heine — denn vom Dichter, nicht vom Übersetzer rührt der Name her (sieh an Campe, 8. November 1854) — im Französischen betitelt, und nur die Rücksicht auf die Lazarusgruppe im »Romanzero« ließ es zweckmäßiger erscheinen, den Verlegenheitstitel der »Vermischten Schriften« nicht durch »Das Buch Lazarus« zu ersetzen.

Heine selbst charakterisierte die Gedichte seinem Verleger gegenüber bündig wie folgt: »ein ganz neuer Ton, und zu dem Eigentümlichsten gehörend, das ich gegeben« (7. März 1854). Und ein andermal deutlicher: »Die Poesien sind etwas ganz Neues und geben keine alten Stimmungen in alter Manier, aber zu ihrer Würdigung sind nur die ganz naiven Naturen und die ganz großen Kritiker berufen« (3. August 1854).

Die französische Übertragung, von Saint-René Taillandier nach den Aushängebogen besorgt, erschien, fast gleichzeitig mit der deutschen Ausgabe, in der »Revue des deux mondes« am 1. November 1854. Sie lehnte sich ziemlich treu an den deutschen Text an, änderte aber im Hinblick auf den Gesamttitel die Überschrift der Reihe »Zum Laza-

rus« glücklich in »Réminiscences« und opferte daraus die Gedichte: 4, 9 und 10; desgleichen blieben, sicher auf des Dichters Veranlassung, die folgenden Gedichte unübersetzt: »Erinnerung an Hammonia«, »Schnapphahn und Schnapphenne«, »Hans ohne Land« und »Erinnerung aus Krähwinkels Schreckenstagen«. Sonst aber hat Taillandiers Übersetzung das Gefüge des Zyklus nicht angetastet und ging so in die von Heine selbst noch besorgte und eingeleitete Ausgabe der »Poèmes et légendes« ⟨1855⟩ über.

Strodtmann hat in seiner Ausgabe Lesarten der Handschrift mitgeteilt, die wir wiedergeben.

I ⟨S. 211⟩ Str. 5 Giacomo: Meyerbeer, über dessen Claquenorganisationstalent vgl. Bd. 9, S. 176_3 ff. Str. 6, V. 3 f. Vgl. oben S. 420, letzte Zeile.

II ⟨S. 212⟩ V. 4 Handschrift: den Mond der Wonne.

IV ⟨S. 214⟩ Nach dem Vorbild der Äsopischen Fabeln, die er in den letzten Jahren mit Vorliebe gelesen zu haben scheint, hängt Heine auch seinen Fabeln eine »Moral« an.

V ⟨S. 216⟩ Töne, wie sie bereits in den besorgten Briefen, die Heine 1843 und 1844 aus Hamburg an seine Gattin nach Paris schrieb, erklingen. — Titel: Paris als das moderne Babel. V. 10 f. Handschrift:

Wenngleich alldort der tolle Nordwind
Die Wellen peitscht,

V. 32 f. Der Vergleich bereits im »Buch Le Grand«: sieh Bd. 4, S. 212_3.

VI ⟨S. 217⟩ Vgl. Bd. 6, S. 249_{29} ff. Quelle: Bérangers Gedicht »Le nègre et les marionettes« ⟨sieh: Bérangers Lieder von Chamisso und Gaudy, Reclam, S. 79 f.⟩. In der französischen Ausgabe: Le négrier.

V. 1 Superkargo ⟨auch Kargado⟩: Eigentümer einer Schiffsladung ⟨Kargo⟩.

S. 221_{27} f. »Kaufmann von Venedig« Akt V, Vers 83 ff. 28 Um einen Fuß zu lang, Handschrift: Musik! sagt Shakespeare, der Dichter.

VII (S. 222) Affrontenburg: gemeint ist das Landhaus Salomon Heines in Ottensen. Vgl. oben S. 128: »Böses Geträume«. — Lesarten der Handschrift (Strodtmann): Str. 9, V. 1: Dem Vetter Frosch Str. 10—13:

Des Gartens Blumen waren schön,
Und lieblich lockten ihre Düfte;
Sie welkten hin, sie starben früh
An einem ungesunden Gifte.

Dasselbe ungesunde Gift,
Das hat auch späterhin getötet
Die Nachtigall, die einst ihr Lied
Den kranken Rosen vorgeflötet.

Ein Geisterschauer mich ergriff
Am hellen lichten Tag zuweilen
In jenem Garten — Grauenhaft
Scholl in der Fern der Hunde Heulen.

Der grüne Spuk, er pflegte mich
Unheimlich höhnisch anzugrinseln;
Wie leichenwitternd hört ich dann
Den Schloßhund in der Ferne winseln.

VIII. Zum Lazarus. Vgl. oben S. 113ff.

1 (S. 225) Str. 3, V. 2 Handschrift: Gott der Herr Zu Str. 2 vgl. Jeremia 12, 1.

3 (S. 226) Str. 3, V. 2ff. Handschrift:

Vielleicht sind, ach! nur Spukgestalten
Die Phantasien, die mir im Hirn
Den nächtlich bunten Umzug halten.

Str. 5, V. 1f.: Die schaurig süßen Orgia
Der Nacht, das tolle Geistertreiben,

5 (S. 227f.) Zu Str. 5 zwei Übergangsfassungen:

1) Ich ruf nach dir, du tote Blume,
Im Fiebertraum wird mir zu Mut
Manchmal, als kämest du, posthume
Gewährung schenkend meiner Glut.

2) — — — — — — — — — — — —
Im Fiebertraum, — mir wird zu Mut
Alsdann, als bötest du posthume
Gewährung meiner letzten Glut.

Statt der beiden Schlußstrophen ursprünglich:

O Julia, du weißt, ich habe
Dich stets geliebt, o Julia!
Ich komm, ich hol dich aus dem Grabe, —
Ich liebe dich, du weißt es ja. —

6—8 Die Gedichte dürften, ebenso wie »Affrontenburg«, nach einem Besuche von Therese Heine, vermählten Halle, am Krankenlager des Dichters im Sommer 1853 entstanden sein. »Therese hat mich hier besucht, aber in Gesellschaft von Karl [ihrem Bruder], der als Schildwache mitgeschickt worden«, berichtet Heine seiner Mutter am 21. Juni. Der erschütternde Eindruck, den der Anblick des kranken Dichters auf die einst angebetete Cousine gemacht hatte, zitterte in deren Briefe nach, der wohl die unmittelbare Veranlassung zum 8. Gedichte wurde. Therese schrieb an Heine nach ihrer Rückkehr in die Heimat (veröffentlicht von Elster in der »Täglichen Rundschau«, Unterhaltungs-Beilage, 1900, Nr. 296):

Lieber Harry,

Seit meinem Besuch, welchen ich Dir bei unserem kurzen Aufenthalt in Paris gemacht habe, steht dein Bild fortwährend vor mir, und kann ich nur mit großer Wehmut Deiner körperlichen Leiden gedenken, welche Du mit vieler, vieler moralischer Kraft trägst, einer Stärke, welche mir eine Achtung einflößt, die ich mich gedrungen fühle, Dir zu bezeigen. Hoffentlich, lieber Harry, wirst Du diese Zeilen mit früherer freundlicher Anhänglichkeit annehmen und sie so auffassen, wie sie aus einem warmen, mitfühlenden Herzen an Dich gerichtet werden. Der liebe Gott stehe Dir bei, das ist mein innigster Wunsch für Dich, und erleichtere Dir diese schwere Prüfungszeit, stärke Dich mehr und mehr und erhalte Dir Deine geistige Frische, damit Du mit voller Willenskraft Herr Deiner Schmerzen bleibst . . .

6 (S. 228f.) Str. 5, V. 4: Ein Herzchen in der Brust

8 (S. 230) Das Gedicht hat sich handschriftlich in drei Fassungen erhalten, von denen Elster eine der älteren publiziert hat:

Du hast mir wie ein Wetterstrahl
In Deinem holden Beileidsbriefe
Plötzlich gezeigt die ganze Tiefe,
Die Abgrundtiefe meiner Qual.

Selbst Dich ergreift ein Mitgefühl,
Dich, die in meines Lebens Wildnis
So schweigend standest wie ein Bildnis,
Das marmorschön und marmorkühl!

O Gott – wie muß ich elend sein,
Denn Du sogar beginnst zu sprechen,
Aus Deinem Auge Tränen brechen –
Der schöne Stein erbarmt sich mein!

Mich hat erschüttert was ich sah!
Auch Du erbarm Dich mein und sende,
O Gott! mir bald den Tod und ende
Die schreckliche Tragödia!

Zu V. 14f. bei Strodtmann die Variante:

Erbarm auch Du Dich mein und spende,
O Gott, mir Ruhe bald, ach, ende

9 (S. 230) Vgl. das Gedicht in der Vorrede zum »Buch der Lieder« (Bd. 1, S. 3).

10 (S. 231) Vgl. Bd. 7, S. 386_{19}ff., in der französischen Ausgabe der »Elementargeister« hatte Heine an der betreffenden Stelle die Erzählung von den drei Spinnerinnen aus den Grimmschen Märchen eingeschoben.

IX (S. 233) Eine ältere Fassung aus dem Nachlaß publiziert in Schads »Deutschem Musenalmanach« 1857:

Die Libelle

Es ist die Libelle, die blaue,
Im Käferland die schönste Person.
Die Schmetterlinge sind mit Passion
Verliebt in die schöne Fraue.

Sie ist so fein von Hüften,
Sie trägt ein Flügelkleid von Gaß,

In jeder Bewegung Ebenmaß,
Gaukelt sie keck in den Lüften.

Die bunten Buhlen fliegen
Ihr nach, und mancher junge Fant
Schwört laut: Ich geb dir Holland und Brabant,
Willst du meiner Brunst dich fügen.

Da spricht die falsche Libelle:
Holland und Brabant, die brauch ich nicht,
Ich brauche nur ein Fünkchen Licht,
Damit ich mein Stübchen erhelle.

Kaum hören sie diese Töne,
Und die Verliebten flattern wetteifernd fort,
Sie suchen geschäftig von Ort zu Ort
Ein Fünkchen Licht für die Schöne.

Sieht einer eine Kerze,
So stürzt er drauf zu, wie blind und betört,
Und die Flamme den armen Käfer verzehrt,
Ihn und sein liebendes Herze.

•

Die Fabel ist japanisch,
Doch auch in Deutschland, liebes Kind,
Gibt es Libellen, und sie sind
Gar sehr perfid und satanisch.

(Heines Quelle: Wilhelm Grimms Bericht im III. Band der »Kinder- und Hausmärchen« 1822, letzte Seite = 3. Aufl., 1856, S. 351.)

Str. 10. An Georg Weerth, 5. November 1851: »Welche schreckliche Sache ist das Exil! Zu den traurigsten Widerwärtigkeiten desselben gehört auch, daß wir dadurch in schlechte Gesellschaft geraten, die wir nicht vermeiden können, wenn wir uns nicht einer Koalition aller Schufte aussetzen wollen. Wie rührend schmerzlich und zugleich ingrimmig sind über dieses Thema die Klagen des Dante in der göttlichen Komödie!« (Vgl. auch »Heine-Reliquien«, Berlin 1911, S. 64, Z. 11 v. u.) Dante im Paradiso, sein eigen Schicksal sich prophezeien lassend:

»Erfahren wirst du, wie gesalzen schmecket
Das fremde Brot, und wie so herb der Pfad ist,
Den man auf fremden Stiegen auf und absteigt.

Doch was zumeist den Rücken dir beschweret,
Wird die Genossenschaft sein, bös und töricht,
Mit der in solches Tal herab du stürzest . . .«

(XVII. Gesang, V. 58 ff. in der Übertragung von Philalethes.)

X (S. 235) In V. 47 der Druckfehler »regnet« von mir korrigiert, der Reim »regent—Gegend« bereits im »Neuen Frühling« XLII, V. 4 u. 8 (s. Bd. 2, S. 28).

XI (S. 238) Das Gedicht kann nicht, wie man geneigt wäre und wie es Strodtmann (Heines Leben und Werke, II. Aufl. Bd. 2, S. 409) getan hat, mit der Mouche in Verbindung gebracht werden, da es mindestens ein Jahr, ehe die Mouche bei Heine erschien (1855, in der Avenue Matignon), entstanden ist. — Vorletzte Zeile. Avalun: vgl. Bd. 7, S. 365 26 ff., und Bd. 2, S. 227 20 ff.

XIII (S. 243) Bearbeitung eines »wunderbaren« Volksliedes, dessen Heine bereits in der »Harzreise« (s. Bd. 4, S. 15 25 ff.) erwähnt, es ist in Büsching und von der Hagens »Sammlung Deutscher Volkslieder« 1807, S. 156 ff. abgedruckt:

Romanze

Ein Käfer auf dem Zaune saß,
Brumm, brumm!
Die Fliege, die darunter saß, :,:
Summ, summ!

»Fliege, willst du mich heiraten?
Brumm, brumm!
Ich hab noch drei Dukaten,« :,:
Summ, summ!

»I daß ich nicht ein Narre wär,
Brumm, brumm!
Und mir 'nen solchen Käfer nähm,« :,:
Summ, summ!

Die Fliege flog zum Bade,
Brumm, brumm!
Viel Leute mußt sie habe, :,:
Summ, summ!

Die erste trug den Badestuhl,
Brumm, brumm!
Die zweite trug das Tuch dazu, :,:
Summ, summ!

Die dritte trug die Seife,
Brumm, brumm!
Die vierte mußt sie streiche, :,:
Summ, summ!

Die fünfte trug die Kanne mit Wein,
Brumm, brumm!
Die sechste mußte Schenke sein, :,:
Summ, summ!

»Wo ist meine Magd, die Mücke?
Brumm, brumm!
Sie soll mir streichen meinen Rücke,« :,:
Summ, summ!

»Sie soll mir streichen meine Haut,
Brumm, brumm!
Denn ich bin eines Kaisers Braut,« :,:
Summ, summ!

Die Fliege flog vom Bade,
Brumm, brumm!
Viel Leute mußt sie habe, :,:
Summ, summ!

Sie tanzten wohl so öte,
Brumm, brumm!
Daß sie die Braut nicht träte, :,:
Summ, summ!

Sie tanzten all im Sprunge,
Brumm, brumm!
Der Käfer mit der Brumme, :,:
Summ, summ!

Der Käfer flog vor Liebe weg,
Brumm, brumm!
Und setzt sich untern Pferdedreck, :,:
Summ, summ!

Darunter saß er sieben Jahr,
Brumm, brumm!
Bis daß die Braut verfaulet war, :,:
Summ, summ!

XVI (S. 248) Ein ehemaliges Hamburger Volksfest, »Waisengrün« genannt, wurde durch einen öffentlichen Umzug der Waisenkinder gefeiert. Str. 6, V. 1 Litzenbrüder: beeidigte Packer im Hamburger Hafen, vgl. Bd. 9, S. 263₄.

XVIII (S. 251) Vgl. oben S. 245f. »Mimi«. Satire auf Richard Wagners »Zukunftmusik« und auf Liszt. Überschrift in der französischen Ausgabe: Société philharmonique des matous. — Str. 12, V. 1 »tauhu wabauhu« lautet der hebräische Text im 2. Vers des I. Buchs Mosis, von Luther mit »wüst und leer« übersetzt. Str. 14, V. 3 Sontag: sieh oben zu S. 126_{19}f. Str. 16 Charenton: sieh Bd. 7, S. 272.

Varianten der Handschrift. Titel: »Des Jung-Katers Poesiemusik«. Nach Str. 6 folgte:

Er will eine Tonkunst ohne Kunst,
Er will vom Perückentume
Emanzipieren die Tonpoesie,
Des Traumes blaue Blume.

Str. 12, V. 2f.:

Unisono anfingen
Sämtliche Tiere der Arche Noä

Schlußverse:

Die Lise lächelt nachsinnend und spricht:
»Ich glaube, es war ein Kater.«

Die beiden letzten Änderungen nahm Heine erst während des Druckes vor (s. Brief an Campe im Versteigerungskatalog der Sammlung Donebauer-Prag bei Stargardt in Berlin 1908).

XIX (S. 254) Satire auf den vom Frankfurter Parlament zum Reichsverweser ernannten Erzherzog Johann von Österreich, der mit der Postmeisterstochter Anna Plochl vermählt war.

XX (S. 256) Im Manuskript die Bemerkung für Campe: »Sollte der Anfangsvers lokaliter bedenklich erscheinen, so könnte als Variante gesetzt werden: Krähwinkler! Wir der hohe Rat usw.«

XXI ⟨S. 257⟩ Entstanden 1854 und nach Absendung des Manuskriptes der »Vermischten Schriften« nachträglich eingesetzt an Stelle des als zu herb empfundenen Gedichtes »Simplicissimus I« ⟨oben S. 384⟩, sieh Brief an Campe, 15. April 1854. – Zu dem Gedichte vgl. Bd. 2, S. 141: »Georg Herwegh« und die Anmerkung daselbst S. 406.

Str. 1 f. in der Handschrift:

»Ich will kein König Pharo sein,
Kein Kinderersäufenlasser,
Ich liebe die Menschen, ich liebe den Wein,
Ich hasse nur das Wasser.*

»Laß zu mir kommen die Kindlein, ich will
Mich an der Einfalt laben,
Vor allem laß kommen das große Kind,
Den Einfaltspinsel aus Schwaben.«

Str. 5, V. 1 Sieh die Geschichte von den sieben Schwaben in den Grimmschen Märchen Nr. 119 ⟨Insel-Ausgabe Bd. 2, S. 125⟩.
Str. 8, V. 1 f. Vorwort zum III. Bande des »Salon« ⟨Bd. 8, S. 13⟩: »Hat Herr Menzel seine linke Wange sanftmütig hingehalten, als ihm der Buchhändler Frankh auf die rechte Wange eine Ohrfeige oder, schwäbisch zu sprechen, eine Maulschelle gegeben?«
Str. 11 Wunderhorn Bd. I: »Mißheirat« mit dem Anfang:

Die Wasserrüben und der Kohl,
Die haben mich vertrieben wohl,
Hätt meine Mutter Fleisch gekocht,
Ich wär geblieben immer noch.

In dem von Simrock herausgegebenen Puppenspiel von Doktor Faust ⟨1846⟩ fand Heine das Lied in der ihm wohl schon von der Kinderzeit her vertrauten Fassung wieder:

Sauerkraut und Rüben,
Die haben mich vertrieben:
Hätt meine Mutter Fleisch gekocht,
So wär ich bei ihr blieben.

XXII ⟨S. 260⟩ Gerichtet gegen den Kölner Patrioten und politisch-liberalen Schriftsteller Jakob Venedey, einen der markantesten Repräsentanten jenes Typus politischer Gesinnungstüchtig-

---

* Vgl. »Der Kaiser von China« ⟨Bd. 2, S. 145⟩ und »Der neue Alexander« ⟨oben S. 367⟩ V. 1 f.

keit, gegen den der Atta Troll gerichtet war. Er gehörte der Pariser Kolonie der deutschen Flüchtlinge und schloß sich an Heine an, der dem selbst noch in der Fremde von der preußischen Regierung Verfolgten durch seine Verbindungen in Paris wichtige Dienste erwies. Das Verhältnis des Dichters zu dem Volksmanne unterlag allerlei Schwankungen: unter dem deutschen Tribun, auf den der Schluß des Artikels der »Allgemeinen Zeitung« vom 4. Dezember 1842 und der Widerruf vom 31. Dezember ‹sieh Bd. 9, S. 514› anspielen, war Jakob Venedey gemeint. Die unmittelbare Veranlassung zu der Satire unseres Gedichtes ist nicht bekannt, doch bezeugte Heine, indem er gleichzeitig in den Artikeln der »Lutezia« jene ehrenrührigen Stellen ausmerzte, die Harmlosigkeit seines Spaßes. Über das Nachspiel zu dem Gedichte sieh Heines Sendschreiben an Venedey in Bd. 10 sowie den offenen Brief an Alexandre Dumas vom 8. Februar 1855 und den Brief an Michael Schloß vom 19. Februar 1855.

Kobes: kölnisch für Jakob, vgl. »Memoiren« ‹Bd. 10› bei der Schilderung von Heines Vater. Str. 1 Venedey selbst gehörte dem Frankfurter Parlament an. Str. 14 Vgl. im »Wintermärchen« den Schluß des XVI. Caput ‹Bd. 2, S. 327›. Str. 18, V. 2 Bei Phädrus I, 2. Vgl. auch Lessings Fabeln in Prosa II, 13. Str. 29, V. 2 »Funken« hießen die altkölnischen Stadtsoldaten, in der Franzosenzeit abgeschafft, spielen sie seither im Karnevalsleben Kölns eine Rolle. Str. 32, V. 4 Venedey hatte in den vierziger Jahren in Paris als Sekretär der dortigen Filiale des »Dombauvereins« ‹sieh in Bd. 2, S. 450 zu Wintermärchen Cap. IV› funktioniert. Str. 37 »Drickes« und »Marizzebil«: sieh oben S. 466 zu »Schelm von Bergen«.

XXIII ‹S. 266› Zu V. 15 ff. sieh »Buch Le Grand« Kap. III ‹Bd. 4, S. 144 15 ff.› und oben S. 436 13 ff. ‹»Der Scheidende«›.

Heines Quelle, auf die zuerst K. Hessel (1887) hingewiesen hat, ist Washington Irvings im Jahre 1831 erschienenes Werk »Voyages and Discoveries of the Companions of Columbus«, und darin insbesondere die Abschnitte über Juan Ponce de Leon, Alonso de Ojedas und Vasco Nuñes de Balbaos. Er hat diese Quelle nach den gleichen Grundsätzen benutzt, die bereits bei »Vitzliputzli«, den »Spanischen Atriden« und »Jehuda ben Halevy« maßgebend gewesen: die stofflichen Einzelheiten begierig aufgreifend, sie bald treu verwertend, bald souverän mit ihnen schaltend, zwingt der Dichter die historische Überlieferung unter die Herrschaft der frei waltenden Phantasie. Die Historie wird zum Rohmaterial für die Sehnsuchtsbilder des kranken Poeten.

Am meisten verpflichtet ist Heine seinem Gewährsmann für die Erzählung der früheren Lebensschicksale des Juan Ponce im I. Kapitel. Allein teils infolge zeitlicher Entfernung von der Lektüre des Irvingschen Buches, teils aus bewußt künstlerischen Rücksichten ändert er die Angaben der Vorlage. Der Grande, an dessen Hofe Juan Ponce als Page diente (S. 277_{18} f.), heißt bei Irving Pedro Nuñez de Guzman, Señor of Toral, Juans Teilnahme an einer Empörung gegen Kolumbus auf dessen dritter Reise wird vom Dichter verschwiegen und im Gegenteil die Treue für »diesen andern großen Christoph« (S. 279_{1} f.) betont, dagegen wird die Teilnahme an den Expeditionen Ojedas (S. 279_{10} ff.), Balbaos (S. 280_{9} ff., Heine nennt ihn Bilbao) und des Cortez (S. 281_{1} ff.) entgegen der historischen Möglichkeit kombiniert, um die Gestalten der ritterlichen Abenteurer, zum Teil in enger Anlehnung an Irvings Schilderungen, in das Gedicht aufzunehmen und eine bewegtere Vergangenheit des Helden zu malen als sie die Quellen boten. Daß Juan bei Heine die Insel Cuba entdeckt und guberniert (281_{16} ff.), dürfte auf einer Verwechslung mit Portorico beruhen: Cuba war bereits von Kolumbus auf dessen erster Reise entdeckt worden, während Juan

zwar nicht die Entdeckung, wohl aber die Eroberung von Portorico vorbehalten blieb; als Gouverneur von Portorico unternahm er denn auch am 3. März 1512 die Entdeckungsfahrt nach den Bahama-Inseln, um in das Wunderland Bimini zu gelangen. Während er bei Irving nach einiger Zeit entmutigt nach Portorico zurückkehrt, das weitere Suchen seinem Kapitän Juan Perez überlassend, sollte er in Heines Fragment gebliebenem Gedicht auf der Suche nach dem ewigen Jugendland den Tod finden. Die poetische Ausschmückung der Wunderinsel wie das groteske Bild der Ausfahrt sind natürlich ganz des Dichters Eigentum.

Eingehende Vergleichung mit der Quelle hat P. Kabel im Archiv für das Studium der neuern Sprachen Bd. 117, S. 256ff. geboten.

Erster Druck: »Letzte Gedichte und Gedanken« 1869, S. 77ff.

Prolog (S. 269ff.). Strodtmann teilt eine wesentlich gekürzte Fassung von Schreiberhand mit; sie beginnt:

Männer wie Columbus, Cortez,
Und Pizarro und Bilbao,
Habt ihr in der Schul auswendig
Schon gelernt; ihr kennt sie gut.

Wenig oder gar nicht kennt ihr
Ihren Zeit- und Zunftgenossen,
Jenen Wasserabenteurer,
Namens Juan Ponce de Leon,

hieran reihen sich die Verse S. 273$_{9}$ff. bis 273$_{28}$ und der folgende Schluß:

Muse, kleine Zauberin,
Mach mein Lied zu einem Schiffe,
Und mit aufgespannten Segeln
Fahren wir nach Bimini!

Wer will mit nach Bimini?
Steiget ein, ihr Herrn und Damen!
Wind und Wetter dienend, bringt
Euch mein Schiff nach Bimini.

Kleiner Vogel, Kolibri!
Kleines Fischlein, Brididi!
Fliegt und schwimmt voran und zeiget
Uns den Weg nach Bimini!

S. 275_{11} f. Die Paulskirche: Sitz der Nationalversammlung.

I. S. 277_{20} Zur Form »Alkaden« vgl. Bd. 1, S. 475 ‹zu »Donna Clara« V. 2›. S. 278_{11} Gonsalvo de Cordova. S. 280_{3} Um einen Fuß zu kurz, Strodtmann ergänzt: »schon mehr als achtzig« S. 282_{18} »Excellenza«: Heine, des Spanischen unkundig, konstruiert sich hier und S. 291_{17} ‹Speranza› italienische Formen statt spanischer, ebenso in den »Spanischen Atriden«. S. 283_{2} »Caracho!« — statt »caracoles« ‹potztausend!›?

II. S. 285_{9} Bei Irving findet Juan Ponce auf einer der von seiner Expedition berührten Inseln eine alte Indianerin ‹»ancient sibyl«›, die er an Bord seines Schiffs als Führerin mitnimmt. S. 286_{1} Brididi hieß ein in den vierziger Jahren in Paris vielgenannter Tänzer, dessen Namen Heine hier wohl wegen des Anklingens an den Namen Bimini verwandt hat ‹Kabel›.

III. S. 291_{13} Vergleiche aus der Sphäre jüdischer Sitten ‹das »Lauberhüttenfest« der Juden!› lagen Heine in jener Zeit nahe.

Nachlese

Mit Ausnahme der letzten Abteilung (»An Personen. Widmungen. Fragmente«), die das ganze Leben Heines umfaßt, finden sich in der folgenden Nachlese solche vom Dichter einzeln in Zeitschriften gedruckten oder nach seinem Tode veröffentlichten Gedichte zusammengestellt, deren Entstehen in die Zeit nach Abschluß des »Buchs der Lieder« fällt. Die bis zum Jahre 1827 entstandenen Gedichte sind bereits unserm I. Bande, die während des ersten Pariser Jahrzehnts in den Bänden des »Salons« gruppenweise publizierten dem Anhang zu den »Neuen Gedichten« (Bd. 2, S. 155—162) zugeteilt worden.

Die ganze Masse ist in fünf Reihen gruppiert worden.

Die »Liebesverse« treten in chronologischer Folge, soweit sie streng durchführbar war, auf, die Gedichte an die Mouche wurden für die Abteilung »Aus der Matratzengruft« aufgehoben.

Die Reihe der »Romanzen und vermischten Gedichte« umfaßt alle romanzenartigen Gedichte, ferner Satiren und Fabeln sowie persönliche Verse, deren Inhalt und Ton vor die Zeit der »Matratzengruft« weisen.

Unter »Zeitgedichte« sind sämtliche politischen Gedichte und solche an historische oder durch Heines Behandlung in einem seiner Hauptwerke historisch gewordene Persönlichkeiten — wie etwa der Komponist Dessauer — gerichteten zusammengestellt worden. Der Charakter dieser Abteilung empfahl chronologische Aneinanderreihung, der zuliebe etwa einmal Gedichte, die an eine und dieselbe Adresse sich wenden, inhaltlich aber durch politische Ereignisse eines Jahrzehnts voneinander geschieden sind, räumlich getrennt werden mußten (»An Georg Herwegh« und »Simplicissimus I.«).

Die Abteilung »Aus der Matratzengruft«, mit Ausbrüchen dämonischen Hasses gegen die »Sippen und Magen« einsetzend, bringt die Gedichte vom Schmerzenslager des Dichters: erschütternde Lazarusklagen und Aufschreie gequälter Kreatur, mit Tönen wechselnd, die wie von jenseits

des Grabes herüberklingen, aller Konventionen spottend, an die sich der Sterbende nicht gebunden fühlt. Die poetischen Dokumente von Heines letzter Liebe durften hier nicht fehlen.

Die letzte Abteilung — »An Personen. Widmungen« — bietet eine Lese aller Gelegenheitsverse, die sich über die Bestimmung des Augenblicks nicht hinausheben, die keinen künstlerischen, sondern lediglich biographischen Wert haben. Die Sammlung von erreichbaren Gedichtfragmenten erschien im Hinblick auf die Zwecke einer Gesamtausgabe geboten.

Liebesverse

I ⟨S. 301⟩ 1. Erstdruck, dem unser Text folgt: wie bei »Neuer Frühling« XLIII ⟨s. Bd. 2, S. 384⟩, als Nr. I der Reihe. Zweiter Druck: »Deutscher Musenalmanach«, hrg. von Schad, 1857, S. 387, mit folgenden Abweichungen: V. 7 »entfernet«, V. 12 »ein magres Herz«.

2. »Letzte Gedichte und Gedanken« ⟨1869⟩, S. 23, mit der Anmerkung Strodtmanns: »im Originalmanuskripte als Nr. 2 dem Liede ‚O des liebenswürdigen Dichters' angehängt«. — In Ramsgate an der englischen Küste weilte Heine im Sommer 1827.

II ⟨S. 302⟩ »Letzte Gedichte« S. 3.

III ⟨S. 303⟩ »Letzte Gedichte« S. 24 ff. — Entstanden wahrscheinlich in Italien im Spätsommer 1828 bei der Kunde von der Vermählung Theresens, der Tochter Salomon Heines, mit Dr. Adolf Halle. Im Originalmanuskripte ging dem Zyklus wie hier das Gedicht »Wenn junge Herzen brechen« vorauf, überdies die Clarisse-Lieder: »Meinen schönsten Liebesantrag« und »Wälderfreie Nachtigallen« ⟨Bd. 2, S. 51 und S. 158⟩. Auf den Zusammenhang mit den Clarisse-Liedern VII—IX ⟨Anhang III—V in Bd. 2, S. 158 f.⟩ ist bereits in Bd. 2, S. 410 hingewiesen worden.

IV und V ⟨S. 305 f.⟩ Möglicherweise gehören die beiden Gedichte, die Schmidt-Weißenfels in seinem Buche »Über Heinrich Heine« ⟨Berlin 1857⟩ S. 18 f. nach einer Kopie veröffentlicht hat, in die Zeit des »Buchs der Lieder«. Er berichtet daselbst, die im Jahre 1850 in Paris mit Blei angefertigte Kopie sei später »verlöscht gewesen,

so daß es mir schwer wurde, manche Worte zu lesen und genau so zu geben, wie ich sie vom Original abgeschrieben hatte.« Ein Vers — wahrscheinlich eine ganze Strophe — sei von ihm ausgelassen worden. Die Überschriften sowie einige Korrekturen des Textes rühren von Strodtmann her. Ich habe außerdem das e elidiert im ersten Gedicht in V. 10 u. 14 (»habe«, »denke«) und im zweiten Gedicht in V. 16 (»habe«).

VI und VII (S. 307 ff.) Heinrich Heines Memoiren, hrg. von E. Engel (1884), S. 299 und 295; das zweite Gedicht mit der Notiz: »Mitgeteilt aus der Autographensammlung von Dr. W. Winter in Stuttgart«.

VIII—XIV (S. 310 ff.) »Letzte Gedichte« S. 35 f.

IX V. 1 Ein italienisches Volkslied »Occhie, stelle mortale!« wird in »Stadt Lucca«, III. Kap. (sieh Bd. 5) zitiert. Zahlreiche Varianten aus zwei Handschriften mitgeteilt bei Elster Bd. 2, S. 498 f. Die dritte Strophe in mehreren verworfenen Fassungen:

An dies Liedchen dacht ich wieder
Als ich [deine Augen] dich zuerst erblickte
Und [aus deinen] ein Blitz aus deinen Augen
Wie Erinnrung mich durchzückte.

[Holde] Meer und Netze und die sterblich
Schönen Sterne — mich durchzückte
Und berückte die Erinnerung
Als ich dich zuerst erblickte.

Meer und Netze und die sterblich
Schönen Sterne — wie entzückte
Mich dein Auge, süß verderblich,
Als ich dich zuerst erblickte!

Als ich dich zuerst erblickte,
[Glaubt] Meint ich auch ich sähe wieder
[Blaue] Meer und Netze — [bis] und die sterblich
Schönen Sterne schlugst du nieder.

XV. Der Zyklus »Kitty« ist im Jahre 1834 geschrieben worden. In der Ferdinand Hiller zur Komposition übergebenen Handschrift (sieh Bd. 2, S. 385 zu »Angelique« V) besteht er aus 12 Gedichten Heine hat aber den Zyklus später aufgelöst und einzelne Gedichte anderen Gruppen zugewiesen. Jene erste Handschrift bietet die fol-

genden Gedichte: I = »Katharina« V ‹Bd. 2, S. 76›, II = »Katharina« IV ‹ebenda›, III = »Angelique« V ‹Bd. 2, S. 43›, IV bis VI entsprechen unsren Gedichten 1–3, VII = »Katharina« VIII ‹Bd. 2, S. 79›; VIII entspricht unsrem Gedicht 4; IX = »Hortense« III ‹Bd. 2, S. 49›, X bis XII entsprechen unsren Gedichten 5–7. Über den Zyklus sieh F. Hiller, Briefe an eine Ungenannte ‹Cöln 1877›, S. 178 f. und Karpeles, Heine und seine Zeitgenossen ‹1888›, S. 167. – Wir geben die Gedichte hier nicht in der handschriftlichen, sondern in der Fassung wieder, in der sie Heine an verstreuten Orten drucken ließ, teilen aber die Abweichungen der Handschrift mit. Die Nummern 8 bis 11 sind nur in dem »Kitty«-Zyklus des Nachlasses ‹»Letzte Gedichte« S. 46 ff.› überliefert.

1 ‹S. 313› »Sonntagsblätter« hrg. von Frankl, 1847, Nr. 36 ‹5. September›: »Ketty« ‹ebenso in V. 3, wohl Druckfehler›. – V. 3: Der Thee V. 5: sie küssen V. 7: sie schauten

2 ‹S. 313 f.› »Morgenblatt« 1835, Nr. 121 ‹21. Mai›. – V. 14: »oft« statt »sehr«. V. 17: Das bedenke, junge Brittin, V. 19: Bleib in Frankreich nur so lange

3 ‹S. 314› »Letzte Gedichte« S. 51. – V. 3: Denn

4 ‹S. 315› Erstdruck wie bei 1 ‹Überschrift nur hier›. – V. 12: Nur von altem

5 ‹S. 315› »Letzte Gedichte« S. 50. – V. 4: Bald bin ich V. 5: Da wohnt V. 11: an den Tisch

6 ‹S. 316› »Morgenblatt« 1835, Nr. 123 ‹23. Mai›. – V. 2: Seh ich täglich V. 11: mir gestricket

7 ‹S. 316› Erstdruck wie bei 6. Zweiter Druck ‹dem wir folgen›: »Sonntagsblätter« 1847, Nr. 37 ‹12. September›, Überschrift nur hier. – V. 5 Handschrift: »Die Wipfel der Bäume«, Erstdruck: »Die Wipfel des Waldes«. V. 13 Handschrift und Erstdruck: Ich mußte dich verlassen V. 16 Erstdruck: Der sterbende Wald.

8–11 ‹S. 317 f.› Die Kitty-Gedichte des Nachlasses lassen sich leicht in die ursprüngliche, mit unsrem 7. Gedichte abschließende Gruppe einreihen, das 11. Gedicht wäre vor das fünfte zu setzen. – Zu Nr. 10 gibt E. Engel in den »Memoiren« S. 307 eine abweichende Fassung:

Das Abendrot bedeutet Scheiden
Und Traurigkeit und Nacht und Weh.
Die sinkende Sonne und deine Augen
Sie strahlen mir ein langes Ade.

Ade, mein Kind, wir müssen scheiden,
Und ach! mein Herz liebt dich so sehr!
Bald fließet zwischen meinem Herzen
Und deinen Augen das große Meer.

XVI ⟨S. 319⟩ »Mitternachtszeitung« 1836, Nr. 4 ⟨5. Januar⟩. — An Laube bei Übersendung der Handschrift ⟨23. November 1835⟩: »Das Gedicht . . ., welches anfängt ‚Ich bin nun dreiunddreißig [so!] Jahr alt und du bist fünfzehnjährig kaum', können Sie immerhin abdrucken, aber ich bitte Sie, meinen Namen nicht darunter zu setzen, die Natürlichkeit ist hier bis zur Karikatur gesteigert, das fühl ich, es war ein Versuch, Jahrzahlen und Datum im Gedichte einzuführen.« ⟨Es erschien gleichwohl mit Heines Namen.⟩

XVII ⟨S. 320⟩ »Album der Boudoirs. 1838« ⟨sieh Bd. 2, S. 386 zu »Angelique« VI⟩, zusammen mit dem später abgetrennten und »In der Frühe« betitelten Gedichte ⟨Bd. 2, S. 94⟩ als ein Nachspiel zu demselben abgedruckt. In allen bisherigen Ausgaben ohne die beiden letzten Strophen. Dagegen bietet Strodtmanns erste Gesamtausgabe ⟨Bd. 16, S. 203⟩ zwei ältere Fassungen der Schlußstrophe:

Heute nur will mich bedünken,
Nicht mehr ganz so schlank wie ehmals
Sei die Taille, auch ihr Gang
Sei nicht mehr so ganz ätherisch.

Heute nur will mich bedünken
— ⟨Weiß nicht, warum⟩ — ihre Taille
Sei nicht mehr so schlank wie ehmals,
Könnt ein bißchen schmäler sein.

XVIII ⟨S. 321⟩ »Deutscher Musenalmanach« hrg. von Schad, 1854, S. 7 f. Von Heine am 7. Juni 1853 dem Herausgeber zusammen mit dem »Lied der Marketenderin« ⟨oben S. 334⟩ und der »Narretei« ⟨oben S. 406⟩ mit dem Bemerken gesandt, er habe die Gedichte für den Almanach angefertigt, das vorliegende Gedicht dürfte aber gleichwohl im ersten Pariser Jahrzehnt entstanden sein.

XIX ⟨S. 323 f.⟩ »Letzte Gedichte« S. 29. — Unser Text nach der in der »Deutschen Dichtung« von Franzos, Bd. 29, S. 30 f. publizierten Reinschrift ⟨faksimiliert im »Welt-Spiegel«, Beilage zum »Berliner Tageblatt« 1903, Nr. 86⟩ berichtigt, diese ist überschrieben: »Für das Album von Elisabeth Friedländer«

und datiert: »Hamburg den 5. September 1844«. Elisabeth Friedländer, die einstige Besitzerin der Handschrift (gestorben als Gattin des Shakespeare-Forschers F. A. Leo), war das sechsjährige Töchterchen von Amalie Heine, die der Dichter im Jahre 1844 in Hamburg wiedersah. Vgl. Strodtmann, Heines Leben und Werke, II. Aufl., Bd. 2, S. 308. S. 324_{5} ff. die Melusinensage, vgl. Bd. 7, S. 373_{33} f.

XX (S. 324) Aus der Handschrift des »Romanzero«, Abteilung »Lamentationen«, nachträglich entfernt: sieh an Campe, 10. September 1851 und oben S. 462. Zuerst gedruckt von Strodtmann in der Zeitschrift »Orion« 1863, Nr. 1 und in Bd. 18, S. 151 der ersten Gesamtausgabe. – Zum Schlußvers die Variante: Deine flattersinnge Freude!

XXI–XXV (S. 325 f.) »Letzte Gedichte«: »Zum ‚Lazarus'«.

XXII Heine hat im letzten Jahre für einen geplanten zweiten französischen Gedichtband diesen Vierzeiler unter die »Seraphine«-Gedichte eingereiht (s. Legras, H. Heine p. 432).

XXIV V. 10 in der Handschrift: Es verwirrret (sieh »Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte« Bd. 5, S. 327).

Romanzen und vermischte Gedichte

I (S. 329) »Letzte Gedichte« S. 52.

II (S. 329) Strodtmanns Ausgabe (1863) Bd. 21, S. 437, mitgeteilt von J. P. Lyser. Das Gedicht ist im Sommer 1830 entstanden, vgl. Strodtmann, Heines Leben und Werke, II. Aufl., Bd. 1, S. 634.

III und IV (S. 330 f.) »Letzte Gedichte«, S. 33 und 44.

V (S. 332) Aus dem Originalmanuskripte der »Neuen Gedichte«, mitgeteilt in Strodtmanns Ausgabe (1863) Bd. 16, S. 293. – Vgl. Bd. 1, S. 178_{25}.

VI (S. 332) Erstdruck wie bei »Kitty« I (sieh oben S. 519). – Umarbeitung des Gedichtes »Ständchen eines Mauren« in Bd. 1, S. 239 (vgl. Anmerkung hiezu S. 486).

VII (S. 333) In Thierrys auch für das »Schlachtfeld von Hastings« benutzter »Histoire de la conquête de l'Angleterre« (sieh oben

S. 194f.) fand Heine die Erzählung, wie Heinrich II. Plantagenet, um den Glauben der Sachsen an die Wiederkehr des Königs Artus zu zerstören, das Gerücht ausstreuen ließ, man hätte in einem Kloster von Pembroke Artus' Grab gefunden, und wie Heinrich die Überreste jenes Grabes in einem kostbaren Sarg bestattete. Vgl. Mücke, Heines Beziehungen zum deutschen Mittelalter, S. 71f.

VIII ⟨S. 334⟩ »Deutscher Musenalmanach« 1854, S. 9f. ⟨vgl. oben zu S. 321⟩. — V. 12 in der Handschrift ⟨s. »Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte« Bd. 5, S. 323⟩ und in den Drucken: »geschlummert« — wohl aus Versehen; vgl. oben S. 131 5 u. 7. V. 16: »liebe« nach der Handschrift für »lieb«. Str. 5 in der Handschrift ⟨sieh Brief an Schad vom 22. Juni 1843 und »Deutsche Rundschau« Bd. 79, S. 352⟩:

> Gleichviel von welcher Landsmannschaft ⟨von Heine aus der Erinnerung geändert: »von welchem Heimatland«⟩,
> Gleichviel, von welcher Sekt ist
> Der Mensch, wenn nur der Mensch gesund
> Und der Mensch nicht angesteckt ist.

Vgl. Bd. 9, S. 391 10ff.

IX ⟨S. 335⟩ »Letzte Gedichte« S. 118.

X und XI ⟨S. 336f.⟩ Aus dem Nachlaß im »Deutschen Musenalmanach« 1857, S. 381f.

XII ⟨S. 338⟩ »Letzte Gedichte« S. 121ff. Ursprünglich für die »Gedichte 1853 und 1854« bestimmt ⟨sieh an Campe, 15. April 1854⟩. Porträts zweier bekannter Hamburger Juden.

XIII ⟨S. 340⟩ Strodtmanns erste Gesamtausgabe Bd. 18, S. 138. — I. Buch der Könige, Kap. 17, V. 6. Ob Heine eine bestimmte Exegese des Bibelverses im Auge hat, konnte ich nicht feststellen.

XIV ⟨S. 340⟩ »Letzte Gedichte« S. 57. — An Laube, 7. Februar 1850: »Gottlob, daß ich jetzt wieder einen Gott habe, da kann ich mir doch im Übermaß des Schmerzes einige fluchende Gotteslästerungen erlauben, dem Atheisten ist eine solche Labung nicht vergönnt.«

XV ⟨S. 341⟩ Heines Memoiren, hrg. von E. Engel ⟨1884⟩, S. 298, mit der Überschrift: »Tirer la queue du diable: heißt Geld verlangen«. Vgl. auch »Geständnisse« ⟨Bd. 10⟩.

XVI ‹S. 341› »Letzte Gedichte« S. 144.

XVII ‹S. 342› Ebenda S. 119f. — V. 17 nach der Handschrift berichtigt ‹s. »Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte« Bd. 5, S. 327, und »Deutsche Rundschau« Bd. 79, S. 352›.

XVIII ‹S. 343› »Letzte Gedichte« S. 124ff. — Am 12. August 1852 ‹an Campe› erwähnt Heine »eine Menge drolliger Tierfabeln«, die er in letzter Zeit versifiziert habe. V. 15 Katten: ein ehemaliger germanischer Stamm, im heutigen Hessenland seßhaft.

XIX und XX »Deutscher Musenalmanach« 1857.

XIX ‹S. 345› Zu »Moral« V. 1 vgl. Shakespeares »Julius Cäsar« III, 1, V. 76: »Et tu, Brute!«

XX ‹S. 347› Strodtmann teilt in der ersten Gesamtausgabe ‹Bd. 18, S. 276› aus der Handschrift eine Variante der Schlußzeilen mit:

Das arme Luder, der Esel, aber
Bleibt wohlgefüttert mit Heu und Haber.

XXI ‹S. 350› »Letzte Gedichte« S. 72ff. — Entstanden wahrscheinlich um die Mitte der vierziger Jahre. Vgl. »Lamentationen« XIX ‹oben S. 130›. Str. 6, V. 4 Die badische Kammer war seit Anfang der vierziger Jahre eine Trutzburg des deutschen Liberalismus. Str. 7, V. 2ff. Christiani ist gemeint, sieh Bd. 2, S. 131f. ‹»An einen ehemaligen Goetheaner«› und die Anmerkung hiezu S. 403. Christiani hatte 1833 eine Muhme Heines geheiratet ‹sieh Heines Brief vom 15. Juli 1833›. Str. 8, V. 1ff. Wolfgang Menzel, vgl. den »Schwabenspiegel« ‹Bd. 8›. Str. 9. Über den Auszug der Schwaben aus Chamissos Musenalmanach, nachdem dieser im Jahrgang 1837 Heines Porträt gebracht hat, spottet auch der »Schwabenspiegel«. Str. 10, V. 3. Vgl. Bd. 7, S. 163 24ff.

Zeitgedichte

I ‹S. 355› »Letzte Gedichte« S. 55.

II ‹S. 355› »Deutscher Musenalmanach« 1857.

III ‹S. 356› »Zeitung für die elegante Welt« 1842, Nr. 11 ‹15. Januar›. Zweiter Druck: »Liederbuch des deutschen Michel«

1843, S. 37f. (ohne den Untertitel). — Entstanden zur Zeit, als Thiers zum Kriege gegen Deutschland drängte. Heine schreibt fünfzehn Jahre später rückblickend an Thiers: ». . . Et pour tout dire: anche io sono tedesco et je boudais un peu contre l'homme qui menaçait ma patrie d'une guerre désastreuse.« Vgl. Bd. 9, S. 514ff.

IV (S. 357) Aus dem Manuskript des »Romanzero« (Abteilung »Lamentationen«) nachträglich entfernt (sieh oben zu S. 324). Zuerst gedruckt von Strodtmann in »Orion« 1863, Heft 1 und in der ersten Gesamtausgabe Bd. 18, S. 135.

V (S. 357) »Letzte Gedichte« S. 56.

VI (S. 358) Erstdruck wie bei IV. — Das früheste unter den Gedichten Heines an Herwegh. Geschrieben im Winter 1841 bei Herweghs Besuch in Paris und ihm von Heine übergeben. Vgl. Bd. 2, S. 141 und oben S. 99, 257ff. und 384ff.

VII (S. 358) »Letzte Gedichte« S. 58.

VIII (S. 359) »Vorwärts« (Paris), Nr. 55 (10. Juli 1844): »Die armen Weber«. — Veranlaßt durch den Aufstand der Weber zu Peterswaldau und Langenbielau im Juni 1844, worüber der »Vorwärts« in der vorausgegangenen Nummer einen Bericht (»Die Weber am Riesengebirge«) gebracht hatte: unter dem Eindrucke dieses Berichtes scheint das Gedicht entstanden zu sein. — Zweiter Druck, dem unser Text folgt: »Album« 1847 (sieh oben zu S. 22) mit der Notiz: »Vom Dichter revidiert«.

Im »Vorwärts« nur vier Strophen mit folgenden Abweichungen:
Str. 1, V. 3: Altdeutschland Str. 2, V. 1f.:

Ein Fluch dem Gotte, dem blinden, dem tauben,
Zu dem wir gebetet mit kindlichem Glauben,

Str. 3, V. 3: Der uns den letzten Groschen erpreßt
Str. 4 (Schlußstrophe):

Ein Fluch dem falschen Vaterlande,
Wo nur gedeihen Lüg und Schande,
Wo nur Verwesung und Totengeruch —
Altdeutschland, wir weben dein Leichentuch:
Wir weben! Wir weben!

Den schlesischen Weberaufstand, den Gerhart Hauptmanns Drama nach einem halben Jahrhundert wieder beschworen, hat unter den

zeitgenössischen Dichtern auch Freiligrath behandelt (sieh Werke hrg. von J. Schwering, Bd. 2, S. 64 und Bd. 3, S. 211).

IX (S. 360) Entstanden 1844. Erstdruck unbekannt (nicht im »Vorwärts«), unser Text nach dem Abdruck in der Philadelphia-Ausgabe Bd. 4 (1855), S. 175 ff. — Der Wunsch deutscher Patrioten nach einer deutschen Flotte, dem bereits Herwegh 1841 in seinem Gedicht zur Säkularfeier des Hansabundes Ausdruck gegeben (»Die deutsche Flotte« im II. Band der »Gedichte eines Lebendigen«), hatte Freiligrath zu einer Sonettenreihe »Flottenträume« begeistert, die Heine in Freiligraths fast gleichzeitig mit den »Neuen Gedichten« erschienener Sammlung »Ein Glaubensbekenntnis« (vgl. Bd. 2, S. 408 unten) las. Freiligrath tauft die in seiner Phantasie aufsteigenden mächtigen Schiffe, die schwarz-rot-gold bewimpelt sind, auf die Namen: Arndt, die Sieben, Doktor Luther, Goethe, Schiller, Alexander Humboldt usw. Heines Gedicht verspottet diese »Flottenträume«. Vgl. auch Bd. 9, S. 398_{4} ff. und Bd. 2, S. 134_{1} ff.
Str. 3, V. 3 f. Vgl. das Motto zu »Atta Troll« und Bd. 2, S. 162_{28} ff. Str. 4 Über die schwäbischen Dichter vgl. »Schwabenspiegel« (in Bd. 8) und »Atta Troll« Cap. XXII (Bd. 2, S. 236 ff.).
Str. 5, V. 1 Vgl. Bd. 7, S. 155_{20} ff., und Bd. 2, S. 309_{21} f.

X (S. 362 ff.) »Deutsch-Französische Jahrbücher« hrg. von Ruge und Marx, 1844, S. 41 ff. — Entstanden Ende 1843, »das Sanglanteste was ich je geschrieben« (an Campe, 29. Dezember 1843, vgl. an denselben 20. Februar 1844).

1. Str. 3, V. 1 f. Vgl. Bd. 2, S. 149: »Verkehrte Welt«, V. 13 f.
Str. 4, V. 1 »Walhallas Genossen, geschildert durch König Ludwig den Ersten von Bayern, den Gründer Walhallas« (München 1842), vgl. Bd. 2, S. 248_{9} ff., und Anmerkung S. 430. Str. 5 »Gedanken und Einfälle« (in Bd. 10): »König Ludwig nimmt den Luther nicht auf in seiner Walhalla. Man darfs ihm nicht verübeln, er fühlt im Herzen, daß, wenn Luther eine Walhalla gebaut, er ihn als Dichter nicht darin aufgenommen hätte.« Str. 7, V. 2 ff. Der minderjährige Sohn Ludwigs hatte 1833 den griechischen Thron bestiegen. Vgl. hierzu »Ludwig Börne« III. Buch (Bd. 8, S. 427).

2. Vgl. oben S. 100 ff. (»Der Ex-Nachtwächter«). Str. 9, V. 2 Auch Rückert, seit 1826 Professor für orientalische Sprachen an der Universität Erlangen, war von Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin, 1841, berufen worden.

XI (S. 366) »Heinrich Heines sämtliche Werke«, Philadelphia 1855, Bd. 4, S. 172. – Wie im »Atta Troll« Nachahmung der Partizipial-Konstruktionen in den Gedichten Ludwigs: sieh Bd. 2, S. 430.

XII (S. 367ff.) I und II: »Vorwärts« Paris, Nr. 48 (15. Juni 1844), III: ebenda Nr. 56 (13. Juli 1844), überschrieben »Der neue Alexander« und, ohne die 6. Strophe, wiederholt im »Telegraphen für Deutschland« 1846, Nr. 17. – In einer Handschrift zu I (bei Elster) der Titel: »Der neue Mazedonier«.

1. Str. 1 Vgl. Bd. 2, S. 369 1 ff. Wohl weil sich die Strophen im »Wintermärchen« mit dem Eingang zu unsrem Gedichte berührten, wurden sie nachträglich in der Handschrift gestrichen. Str. 2, V. 2 Vgl. Bd. 2. S. 458 (zu S. 368).

3. V. 1ff. Jean Pierre Frédéric Ancillon, zuerst Prediger der französischen Kolonie in Berlin, Erzieher Friedrich Wilhelms IV. und Leiter der auswärtigen Politik unter dessen Vater, hatte den Grund gelegt zu den politischen Überzeugungen des Königs. Er hat sein politisches System, das Bekämpfung der Revolution durch Reformen bei strengster Wahrung der monarchischen Rechte empfahl, niedergelegt in dem Werke »Zur Vermittlung der Extreme in den Meinungen« 2 Bände, 1828ff. Vgl. bei Freiligrath: »Der Schüler Ancillons« (in dem Gedichtband »Ein Glaubensbekenntnis« 1844). V. 20 Sieh Bd. 2, S. 409 zu »Zeitgedichte« XXI, Str. 3, V. 3f. – Friedrich Wilhelms IV. Bewunderung für seinen Schwager, den Zar Nikolaus, prägte sich in seiner eigenen Politik deutlich aus.

XIII (S. 370) »Pariser Horen« S. 304 (Maiheft 1847): »Schloßlegende«, in der Philadelphia-Ausgabe (Bd. 4, 1855, S. 172): »Eine Sage (An Friedrich Wilhelm IV.)« – Wir geben die spätere, im Nachlaß vorgefundene Fassung wieder (s. »Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte« Bd. 5, S. 324ff., und »Deutsche Rundschau« Bd. 79, S. 352). Varianten der ersten Fassung:

V. 1: Zu Berlin V. 7: Unsres Fürstenstamms. V. 9: Ja, fürwahr, sie hatten wenig V. 11: Und an jedem Preußenkönig

Str. 4: Das Brutale in der Rede,
Das Gelächter ein Gewiehr,
Stallgedanken, und das öde
Fressen – jeder Zoll ein Tier!

V. 18: Jüngster Sprößling, V. 19: du hast ein echtes

XIV (S. 371 ff.) »Letzte Gedichte« S. 133 ff. Wir bringen das Gedicht mit den aus dem Nachlaß (sieh zu XIII) publizierten Verbesserungen. — Wahrscheinlich hatte Heine die Rede, mit der Friedrich Wilhelm IV. am 11. April 1847 den Vereinigten Landtag eröffnete, im Auge.

S. 372 14 f. Heinrich Lehmann, vgl. an Kolb, 22. April 1844. 21 ff. Meyerbeer, seit 1842 Generalmusikdirektor in Berlin, komponierte im Jahre 1851 eine »Festhymne« zur silbernen Hochzeit Friedrich Wilhelms IV. 36 ff. Vgl. »Maultiertum« (Bd. 2 S. 117).

S. 374 9 ff. Das Bild von Heine oft gebraucht in den letzten Jahren: so im Brief an Alexandre Dumas, 8. Februar 1855, an Thiers, Sommer 1855, und sonst.

XV (S. 375) »Deutscher Musenalmanach« 1857. — Verspottung des Frankfurter Parlaments.

XVI (S. 378) »Frankfurter Musenalmanach« 1851, S. 80 f.

XVII (S. 380) »Letzte Gedichte« S. 157 f.

XVIII (S. 381) »Letzte Gedichte« S. 151 ff. — Zum Motto: Die Annonce ist nicht etwa von Heine ersonnen, sie ist vielmehr seinerzeit auch anderen aufgefallen, vgl. »Deutsche Literaturzeitung« Bd. 26, Spalte 3064.

S. 381 11 »Zelte«. 14 f. Der Eckensteher Nante, aus Adolf Glaßbrenners »Berlin, wie es ist und — trinkt« (1832 bis 1850) bekannte und populär gewordene Figur. 17 Ein witziger Berliner Wirt, auch in der »Harzreise« (Bd. 4, S. 59 10) und in »Shakespeares Mädchen und Frauen« (Bd. 8, S. 208 8) erwähnt.

S. 382 3 ff. Meyerbeer verzichtete auf seinen Gehalt als Generalmusikdirektor zugunsten der Kapelle. 10 payer en monnaie de singe: jemand auslachen. 12 »pour le roi de Prusse«: umsonst oder schlecht bezahlt. 29 Vgl. Bd. 2, S. 368 27 f.

XIX (S. 384) »Letzte Gedichte« S. 128 ff. Ursprünglich für die »Gedichte 1853 und 1854« bestimmt (sieh oben zu S. 257). — Alle entscheidenden Ereignisse im Leben Herweghs trennen dieses 1854 verfaßte Gedicht von dem oben S. 358 mitgeteilten: die Triumphreise durch Deutschland und die Audienz bei Friedrich Wilhelm IV., durch die sich der eben noch gefeierte Poet lächerlich machte, bald darauf die Ausweisung aus Preußen, die

Heirat mit Emma Siegmund, der Tochter eines reichen Berliner Seidenhändlers, und die dadurch veränderte Gestaltung seiner äußeren Verhältnisse, die Übersiedlung nach Paris (Herbst 1843) und im Frühjahr 1848 der Einfall ins badische Land an der Spitze einer in Paris um sich gescharten Arbeiterlegion, die Zersprengung derselben bei Dossenbach und Herweghs und seiner tapfern Gattin Flucht mitten durch verfolgende feindliche Reihen auf schweizer Boden. An diese Flucht hatte sich, angeblich durch Jakob Venedey ausgestreut (sieh Laubes ausgewählte Werke, hrg. von Houben, Bd. 9, S. 33), die Legende geknüpft, der Dichter hätte sich unter dem Spritzleder des von seiner Gattin gelenkten Wagens versteckt — was, bald von aller Welt geglaubt, ihn dem allgemeinen Spotte preisgab, der fortan auf ihm lastete.

Zum Titel. Der »Einfaltspinsel aus Schwaben«: oben S. 509 in der handschriftlichen Fassung des 8. Verses der »Audienz«. Str. 11 Als Fehdehandschuh an den Verfasser der »Briefe eines Verstorbenen« waren Herweghs »Gedichte eines Lebendigen« gedacht; sie beginnen mit einem Gedichte »An den Verstorbenen«. Str. 12 Sieh Bd. 2. S. 406 unten (zu S. 141). Str. 21, V. 3 Sieh Goethes 66. Venezianisches Epigramm und Bd. 7, S. 50_{32} ff. Str. 23, V. 3 f. Vgl. oben S. 126_{15} f. und Anmerkung.

XX—XXII Die nachfolgenden Gedichte hat Heine nicht selber publiziert, doch lag ihm eine dereinstige Veröffentlichung dieser Dokumente der Verachtung der musikalischen Reklamegröße sehr am Herzen. Er schreibt am 4. Mai 1854 an Michael Schloß: »Es ist das höchste Bedürfnis für mich, jedenfalls meine Meyerbeeriana der Welt nicht vorzuenthalten und nicht wie ein Hund mit einem Maulkorb zu krepieren.«

XX (S. 388) Zuerst, ohne des Dichters Erlaubnis, im Hamburger »Freischütz« 1849, Nr. 46 (8. Juni) verstümmelt abgedruckt, sieh an Schloß, 4. Mai 1854. Nach der Handschrift in der ersten Gesamtausgabe (Bd. 18, S. 130ff.), eine andere Handschrift bei Elster Bd. 7, S. 629. — Wie Meyerbeer ein Jahrzehnt hindurch die Spannung des Publikums, dem er seinen »Propheten« in Aussicht stellte, zu nähren wußte, läßt sich an Hand von Heines Berichten an die »Allgemeine Zeitung« verfolgen: sieh Bd. 9, S. 86_{28} ff., S. 505 und S. 515 (zu S. 284_{16}). Aufgeführt wurde die Oper erst am 16. April 1849: unter dem Eindrucke des ungeheuren Tamtams, mit dem die Aufführung in Paris in Szene gesetzt wurde,

hat Heine sein Gedicht verfaßt. V. 19 Über Gouin sieh Bd. 9, S. 83ff. V. 40 Moritz Schlesinger in Paris, der in der »Lutezia« wiederholt genannte Musikverleger und Herausgeber der »Gazette musicale« (vgl. besonders Bd. 9, S. 274 30 ff.) V. 44: vgl. oben S. 187. Vorletzter Vers: »Gott und die Natur« ist der stolze Titel eines Oratoriums, des ersten aufgeführten Opus von Meyerbeer.

XXI (S. 390) Erste Gesamtausgabe Bd. 18, S. 133.

XXII (S. 391) »Letzte Gedichte« S. 145f. – Bezieht sich auf die Satanella-Affaire, von der in den Briefen Heines vom Jahre 1854 wiederholt die Rede ist. Heine hatte im Jahre 1849 das Manuskript seines Faust-Balletts der Direktion der Berliner Oper eingereicht, die davon keinen Gebrauch machte, während sie einige Jahre darauf ein Werk ihres früheren Ballettmeisters Taglioni, betitelt »Satanella«, brachte, in welchem Heine ein Plagiat an seiner »Mephistophela« erblickte. Die wiederholten an Meyerbeer gerichteten Aufforderungen, ihm die Tantièmen zuweisen zu lassen, blieben ohne Erfolg. V. 17ff. Über Meyerbeer als »Kapellmeister des Meyerbeerschen Ruhmes« sieh Bd. 9. S. 176 3 ff.

XXIII (S. 392f.) »Letzte Gedichte« S. 147ff. – Geschrieben im August oder September 1855 und gegen den Wiener Komponisten Joseph Dessauer gerichtet. Heine hatte in seinem Artikel für die »Allgemeine Zeitung«, datiert vom 26. März 1843, die industriöse und kriecherische Art des Mannes charakterisiert, er nahm den Aufsatz im Jahre 1854 in die »Lutezia« auf (sieh Bd. 9, S. 285 9 ff.). Außerdem aber flocht Heine in die »Spätere Notiz« zum V. Artikel eine Stelle über Dessauer ein, in der der Mann erbarmungslos gegeißelt wird, weil er öffentlich mit intimen Gunstbezeigungen von seiten George Sands prahlte (sieh Bd. 9, S. 441 1 ff.). Auf diesen Ausfall erfolgte keine Erwiderung. Erst dreiviertel Jahr später, als ein Aufsatz von Saphir in dessen »Humoristen« (Nr. 209 vom 5. August 1855) den Fall nebenbei berührte, stellten sich »Mehrere Freunde Dessauers« ein, die in der Wiener »Presse« vom 12. August anonym Heines Angriff darauf zurückführten, daß Heine vor Jahren Dessauer in Paris um ein Darlehen angegangen wäre, das dieser verweigert hätte. Heine sandte hierauf seinem Bruder Gustav eine Erklärung, die im Wiener »Fremdenblatt« vom 29. August 1855 abgedruckt und in der Anastasius Grün als Zeuge für die Dessauer zur Last gelegten Prahlereien angerufen

wurde. Die Angelegenheit wurde in Wien noch über Heines Grab hinaus gerichtlich verfolgt.

2. V. 5 Der Witz von Schlesingers Uhr wird erzählt in Bd. 9, S. 286 21 ff. V. 15 »Melancholik«: der Ausdruck kehrt in Heines Schilderung des Dessauer als Spottrefrain mehrere Male wieder.

XXIV ⟨S. 394⟩ und XXV ⟨S. 396⟩ »Letzte Gedichte« S. 159 ff. und 167.

XXIV Das Wachsen der kommunistischen Bewegung in Paris hat Heine in seinen Berichten an die »Allgemeine Zeitung« verständnisvoll verfolgt. – Zu V. 1 f. vgl. Bd. 1, S. 392 7–9. Die vier letzten Strophen weichen im Metrum von den übrigen ab.

Aus der Matratzengruft

I ⟨S. 399⟩ »Letzte Gedichte« S. 176.

II–VI ⟨S. 400 ff.⟩ sind die zeitlich frühesten Gedichte dieser Abteilung. Sie sind aus dem nach Salomon Heines Tode ⟨23. Dezember 1844⟩ entbrannten Erbschaftstreit entstanden, der dem Dichter den eigentlichen Todesstreich versetzt hat. Am 3. Januar 1846 berichtet Heine, wie entsetzlich ihm von seinen »Sippen und Magen mitgespielt worden«: »Der Verrat, der im Schoße der Familie, wo ich waffenlos und vertrauend war, an mir verübt wurde, hat mich wie ein Blitz aus heiterer Luft getroffen und fast tödlich beschädigt. Wer die Umstände erwägt, wird hierin einen Meuchelmordsversuch sehen, die schleichende Mittelmäßigkeit, die zwanzig Jahre lang harrte, ingrimmig neidisch gegen den Genius, hatte endlich ihre Siegesstunde erreicht. Im Grunde ist auch das eine alte Geschichte, die sich immer erneut.«

II und III sind zuerst in den »Letzten Gedichten« ⟨S. 180 u. 178 f.⟩, IV–VI im »Deutschen Musenalmanach« 1857 abgedruckt worden.

VII ⟨S. 404⟩ »Deutscher Musenalmanach« 1857.

VIII–X ⟨S. 404 f.⟩ »Letzte Gedichte« S. 173, 177, 174.

XI ⟨S. 406⟩ Erste Gesamtausgabe Bd. 18, S. 318 aus der Handschrift der »Gedichte 1853 und 1854« ⟨ohne Überschrift⟩. Eine frühere Fassung sandte der Dichter am 7. Juni 1853 an Schad ⟨sieh oben zu »Liebesgedichte« XVII⟩, der aber das Gedicht in seinem.

Musenalmanach nicht abdruckte, diese Fassung (publiziert von A. Englert in der »Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte« Bd. 5, S. 323) ist »Narretei« überschrieben und enthält die zwei folgenden Strophen statt der spätern ersten:

Torheiten begangen, Torheiten gemacht,
Ich mache deren noch immer.
Ich hab sie gemacht bei Tag und bei Nacht,
Die nächtlichen waren weit schlimmer.

Ich hab sie gemacht zu Wasser und Land,
Im Freien wie im Zimmer.
Ich machte viele sogar mit Verstand,
Die waren noch viel dümmer.

XII–XIV (S. 406 ff.) »Letzte Gedichte« S. 172, 162 ff.

XV (S. 410) »Deutscher Musenalmanach« 1857. – Zu V. 21 ff. vgl. Bd. 2, S. 1259 f.

XVI (S. 412) Strodtmann hatte das Gedicht, »weil die Grenze des Wohlanstands allzu mutwillig überschreitend« (»Letzte Gedichte« S. 402 und XVI) unterdrückt, in kastrierter Gestalt wurde es in der zweiten Gesamtausgabe und in den »Memoiren« S. 291 ff. publiziert. Unser Text verwertet die von Englert (sieh zu S. 406) und Legras beigebrachten Emendationen aus der Handschrift, nur in V. 38 konnte ich die Lesart »lieblich« (für »leiblich«) nicht übernehmen. – Legras, der die Handschrift gesehen, berichtet: »Dieses Gedicht . . . hat seine (Heines) Aufmerksamkeit ebenso lange gefesselt, als es die höchste seiner poetischen Inspirationen nur immer vermocht hätte. Die ausgestrichenen Stellen sind nicht zu zählen, und jedesmal gibt eine neue Korrektur dem Satze mehr Einfachheit oder einen schärferen Ausdruck.« Ferner berichtet Legras, der Dichter hätte nach den beiden ersten Versen des »Nachworts« (Unverblümt – Worten) fortgefahren: »Theure Freunde, . . .«, als ihn »ein Krampf ergriff, dessen Spur man an drei unleserlichen Worten erkennt, welche durch unfreiwillige Bewegungen der Hand entstellt worden sind. Nachdem der Anfall vorüber, nimmt Heine seine Arbeit wieder auf, streicht die angefangene dritte Zeile durch und vollendet das Stück, wie wir es besitzen.« (»Deutsche Rundschau« Bd. 79, S. 353 f.)

XVII (S. 415) »Letzte Gedichte« S. 140 ff. mit unterdrücktem Schluß (bloß bis V. 80), vollständig nach der Handschrift in der »Zeitschrift für Bücherfreunde« N. F. Jahrg. IV, S. 30 ff., wo die vielen Strei-

chungen und Korrekturen verzeichnet sind, von denen wir die wesentlichen wiedergeben. — V. 11ff. zuerst:

Mit den beiden Augen jetzt
Blicken wir in weite Ferne
Und am Himmel uns ergötzt
Sonne, Mond und auch die Sterne.

V. 23ff. zuerst:

Nicht um doppelt einzustecken
Fremde Hab in unsren Säcken.
(Diesen Mißbrauch beider Händ
Rügt das neue Testament,
Und es sagt uns, daß der Frommen
Linke Hand niemals erfahre
Was die rechte Hand genommen.
Weiß nicht, ob ich recht zitiere —)

Nach V. 48 sollte ursprünglich bereits die Hauptpointe folgen:

Gleichfalls nur ein einzges Glied
Gab dem Menschen Gott, damit
Er fortpflanze seine Rasse
Und zugleich sein Wasser lasse.

V. 65f. Die Formung dieser beiden Verse ist mehr als ein halbes Dutzend mal versucht worden. Zu V. 100 vgl. oben zu S. 704.

V. 105—107 zuerst:

Zwei Funktionen, die gleichzeitig
Sich blamieren beiderseitig
Durch den schnödesten Kontrast!

V. 119ff. Aus den wiederholten Streichungen läßt sich nur die folgende zusammenhängende Fassung herauslesen:

Auf derselben Violine
Spielt Panofka, Paganini,
Gleichfalls auf derselben Bühne
Spielt man Meyerbeer, Rossini,
Alles [komponiert] musiziert und fiddelt
Die Extreme sind vermittelt*
Und derselbe Omnibus
Führt uns nach dem Tartarus.

Nach V. 122 fehlt ein Vers (auch in der Handschrift).

* Zu dem Ausdruck vgl. oben S. 369 f. und Anmerkung S. 526 Mitte.

XVIII ‹S. 419› »Deutscher Musenalmanach« 1857. – Titel vom Herausgeber, Christian Schad, beigelegt; in dem Begleitbrief Henri Julias, des Rechtsbeistands der Mathilde, wird dieses Gedicht, ebenso wie »Halleluja« ‹oben S. 424›, unter den »Pièces sans titres« aufgeführt ‹sieh »Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte« Bd. 5, S. 324 f.›.

XIX ‹S. 420› »Orion« Januar 1863 und erste Gesamtausgabe Bd. 18, S. 169. – Aus der Handschrift des »Romanzero« ‹»Lamentationen«› nachträglich ausgeschaltet ‹siehe oben zu S. 324›. Ursprünglicher Titel: »Fragment«. Folgende Varianten bei Strodtmann: V. 5: Als jener Andre, der vertraulich mich V. 10: Und seine Düfte allen Schmerz verscheuchten

XX–XXII. »Deutscher Musenalmanach« 1857.

XX ‹S. 421› Zu V. 14 vgl. Bd. 9, 392 28 f.

XXI ‹S. 422› Vgl. oben S. 125 und 216. – »Mein Lamm« ist in den Briefen aus Hamburg stehende Bezeichnung für Mathilde; möglich aber, daß Heine hier das von ihm in den Briefen aus Barèges gepriesene Bild von Decamps – Bd. 9, S. 289 17 ff. – vorschwebte.

XXIII ‹S. 424› »Deutscher Musenalmanach« 1857. Sieh zu XVIII.

XXIV–XXVIII. Die Gedichte sind an die »Mouche« gerichtet, die im Juni 1855 bei Heine erschien und ihm die letzten Monate seines Lebens erhellte. Ihre eigene Darstellung: Camille Selden, Les derniers jours de Henri Heine, Paris 1884; ferner: Alfred Meißner, Heinrich Heine, Erinnerungen, Hamburg 1856, S. 241 ff. ‹hier finden sich einige der deutsch geschriebenen Blätter Heines an die Mouche nach den Originalen abgedruckt›. Ein Brief der Mouche an Heine faksimiliert in den »Heine-Reliquien«, hrg. von M. v. Heine-Geldern und G. Karpeles, Berlin 1911. – Von den fünf Gedichten ist XXVIII bald nach Heines Tode in Meißners Erinnerungen S. 250 ff. veröffentlicht worden, XXIV und XXVII sind zuerst in Meißners »Charaktermasken« 1862, Bd. 2, S. 109 f., XXVI in den »Letzten Gedichten« 1863, S. 175, XXV erst in Strodtmanns zweiter Gesamtausgabe und in den »Memoiren« ‹1884› S. 297 f. abgedruckt worden. Ein sechstes Gedicht, das die Reihe schließen würde und sich in Heines Nachlaß befindet, ist bisher nicht publiziert worden; Strodtmann hat es aus seiner Ausgabe ausgeschlos-

sen, weil es »einen noch frivoleren Charakter ⟨!⟩ trägt« als XXVI ⟨sieh »Letzte Gedichte« S. 403⟩. Vgl. auch die Briefe der Mouche an Ernst Eckstein in der »Neuen freien Presse« Nr. 14903 ⟨1906⟩.

XXIV ⟨S. 427⟩ In den »Memoiren« S. 305 f. wird eine abweichende Fassung mitgeteilt, die mit der dritten Strophe beginnt, als zweite Strophe unsere vierte aufweist, deren zweite Hälfte hier lautet:

Du wirst nicht los den kleinen [!] Schnapphahn,
Und flöhest Du nach China, Japan.

Die zweite Hälfte der folgenden Strophe ⟨unser letztes Verspaar⟩:

Hier träumt er seine tollsten Träume,
Hier schlägt er seine Purzelbäume.

Hierauf unsere erste Strophe mit veränderter Wortfolge im letzten Verse: »Kannst meinem Geiste nicht entrinnen«. Fünfte Strophe:

Ein gar subtiler Spiritus
Ist dieser Geist, ein Dominus,
Ein Geisterherr vom höchsten Range,
Ihn ehrt sogar die Muhme Schlange.

Endlich unsere zweite als Schlußstrophe, mit der Fassung des ersten Verses: »Stets weht dich an des Geistes Hauch«.

XXV ⟨S. 428⟩ Als »Lotosblumenanbeter« bezeichnet sich Heine wiederholt in Briefen an die Mouche.

XXVIII ⟨S. 430⟩ »Dieses Gedicht ist sein letztes und wohl nur zwei oder drei Wochen vor seinem Tode entstanden« ⟨Meißner, Erinnerungen, S. 249⟩. Heines Autorschaft wurde mit Unrecht bezweifelt ⟨vgl. Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte, Bd. XIX/XX, S. 1011 u. 1014⟩. — In der Handschrift bezeichnet »Für die Mouche«, wir haben diese Überschrift der ganzen Reihe vorangesetzt. — Str. 8, V. 3: so von Strodtmann verbessert, bei Meißner: »Pluto, Proserpina und Merkur«.
Zu Str. 9, V. 1 vgl. IV. Buch Mosis, Kap. 22, V. 21. Str. 17, V. 1 ff. Vgl. Bd. 7, S. 7 12 ff.

XXIX und XXX ⟨S. 436 f.⟩ »Letzte Gedichte« S. 181 f.

XXX Zu V. 7 ff. vgl. oben S. 129, zu V. 13 ff. oben S. 266 17 ff.

An Personen. Widmungen

I (S. 441) »Letzte Gedichte« S. 64.

II (S. 441) Nach dem Faksimile der Handschrift in »Skizzen über Heinrich Heine. Von seiner Nichte Fürstin della Rocca« 1882, S. 4. — Die Verse, für die Feier des wiederkehrenden Hochzeitstages der Eltern bestimmt, lehnen sich, in den beiden ersten Zeilen wörtlich, an einen Vierzeiler von Klamer Schmidt »An Doris' zwanzigstem Geburtstage« (im Göttinger Musenalmanach für 1777 gedruckt) an.

Ein noch älteres, Heine zugeschriebenes Gedicht, von dessen Mitteilung im Textteil wir jedoch, da die Handschrift nicht vorliegt, Abstand genommen, möge hier seinen Platz finden:

Freund, hier sitzt und zählet
Dir Papa den Brautschatz hin:
Wirf nun, was dich quälet,
Fröhlich weg aus Herz und Sinn!
Du sollst die Tochter haben,
Dich an ihrer Schönheit laben,
Schön und bieder ist sie ja,
Drum zähl nur immer fort, Papa!

Gustav Karpeles, der das Gedicht in »Heinrich Heine. Aus seinem Leben und aus seiner Zeit« (Leipzig 1899) S. 50 abdruckt, berichtet: »Das Gedicht stand unter einem kolorierten Bilde, das leider nicht mehr erhalten ist. Letzteres zeigte in der Mitte einen Tisch, vor demselben saß ein alter Herr, welcher Geld zählte, vis-à-vis stand Arm in Arm das Brautpaar. Das Gedicht trug das Datum: Düsseldorf 1812 und die Unterschrift Heines. Dieses Erstlingspoem wurde von Heine als Hochzeitsgedicht Herrn David Rintelsohn aus Hamburg gewidmet. Heine wohnte nämlich als zwölfjähriger [?] Knabe der bei Elberfeld stattgehabten Hochzeit David Rintelsohns, dessen Vater sein erster Lehrer in Düsseldorf gewesen ist, bei und brachte das Gedichtchen mit dem Bilde als Hochzeitsgeschenk mit.«

III (S. 442) Aus Christian Sethes Nachlaß 1875 von H. Hüffer publiziert (jetzt in Hüffers Gesammelten Aufsätzen, herausg. von Elster, Berlin 1906, S. 80 ff.). Auf einen Schulkameraden des jungen

Heine im Düsseldorfer Lyzeum, dessen oberste Klasse Heine 1812—13 besuchte, das Gedicht dürfte also kaum um mehr als ein Jahr von dem voraufgehenden getrennt sein. — Zur Überschrift. In der Handschrift: »in 2 Gesänge«. Str. 3, V. 4 Zernial: Name eines im »Burzelbaum-Talent« exzellierenden Schulkameraden. Str. 8, V. 1 Bei Hüffer und Elster: Drütch. Str. 10, V. 1 Asthöver: Lehrer in der Vorbereitungsklasse des Lyzeums, vgl. Bd. 8, S. 48. Str. 11, V. 1 Dahmen: gleichfalls Lehrer am Lyzeum. Str. 15, V. 4 Gerresheim.

Auf unsere letzte Strophe folgt im Manuskripte noch eine von fremder Hand (wohl aus späterer Zeit):

Aber, der euch dies erzählet,
Wundert euch, das ist ein Jude,
Und er hat ein Schwein besungen
Aus purer Toleranz.

IV (S. 446) Aus Heines Brief an Sethe, Hamburg, den 6. Juli 1816. Vgl. Bd. 1, S. 62 ff. und 242. — Zum zweiten Gedichte vgl. Bd. 6, S. 346 7 ff.

V (S. 447) Nach Maximilian Heine, Erinnerungen an Heinrich Heine, Berlin 1868, S. 25.

VI (S. 447) Aus der Erinnerung von Heines Jugendfreund Joseph Neunzig mitgeteilt bei Hüffer (1875, jetzt in den »Gesammelten Aufsätzen« S. 86), als Heine 1819 aus Hamburg nach Düsseldorf zurückkehrte.

VII (S. 447) Mitgeteilt von Strodtmann in den »Neuen Monatsheften für Dichtkunst und Kritik« 1877, S. 328.

VIII (S. 448) An denselben ein Gedicht auch in Bd. 1, S. 242.

1. Erinnerungsverse, auf die Rückseite einer gedruckten Ansicht des Klosters Nonnenwerth im Rhein geschrieben. Erstdruck wie bei VII. — Roland soll hier nach der Sage, die Heine, wenn nicht schon durch mündliche Erzählung im Knabenalter, so doch aus Aloys Schreibers »Handbuch für Reisende am Rhein« (sieh Bd. 1, S. 468 und Bd. 7, S. 386 34 f.) bekannt war, das gleiche Schicksal wie der Ritter Toggenburg in Schillers Ballade erlebt haben.

2. Eröffnet einen aus Bonn vom 15. Juli 1820 datierten Brief an den früheren Universitätsfreund.

IX ⟨S. 449⟩ Handschrift auf der Kgl. Bibliothek in Berlin. – Ein andres Sonett an Rousseau: Bd. 1, S. 241, vgl. die Anmerkung daselbst S. 486.

X ⟨S. 449⟩ Aus dem Bonner Universitätsjahre. Von Rousseau in der »Rheinischen Flora« 1825, Nr. 65 ohne Namen abgedruckt und fünfzehn Jahre später von demselben im »Omnibus« 1840, Nr. 5 mit der Einführung wiederholt: »Heine schrieb dem mit einem schlechten Fußwerk bedachten Deklamator Th. v. Sydow ins Stammbuch:« Vgl. »Frankfurter Konversations-Blatt« vom 1. März 1856.

XI ⟨S. 450⟩ Aus Göttinger Briefen: 1. vom 29. Oktober 1820 ⟨vgl. auch an v. Beughem 9. Nov. 1820⟩; 2. vom 4. Februar 1821, nachdem Heine das Consilium abeundi ereilt hatte, sieh das folgende Gedicht.

XII ⟨S. 450⟩ Faksimiliert in J. A. Stargardts ⟨Berlin⟩ Katalog Nr. 230, S. 40. – Der Schnurre und der Pudel: in der Studentensprache Nachtwächter und Pedell ⟨vgl. Bd. 4, S. 64⟩.

XIII ⟨S. 450⟩ »Der Zuschauer« ⟨Berlin⟩ 1821, Nr. 78 ⟨30. Juni⟩. – Nach der ersten Aufführung des Stückes in Berlin ⟨23. Juni 1821⟩.

XIV ⟨S. 451⟩ »Der Zuschauer« 1822, Nr. 32 ⟨14. März⟩. – Die Oper, deren Text von Koreff, Musik von G. A. Schneider stammte, wurde am 26. Februar 1822 in Berlin aufgeführt. Heine berichtete über die Aufführung in seinem Berliner Briefe für den »Rheinisch-Westfälischen Anzeiger«, datiert vom 16. März 1822 ⟨sieh Bd. 5⟩.

XV ⟨S. 451⟩ Sieh Bd. 1, S. 458.

XVI ⟨S. 451⟩ Erste Gesamtausgabe Bd. 16, S. 100. – Heine an Campe ⟨17. November 1851⟩ über das erste Gedicht: »Die Verse, die Ihnen Christiani mitteilt, sind ein alter Waschlappen, und in der zweiten Zeile ist sogar ein Fuß zuviel, nämlich das Wort ‚dunkeln'.« Vgl. Bd. 1, S. 498.

XVII ⟨S. 453⟩ Im Briefe Heines an Moses Moser aus Göttingen, 25. Oktober 1824 ⟨zusammen mit dem Gedicht »An Edom!«: sieh Bd. 1, S. 280⟩, gedichtet am Abend zuvor, »als ich über die Weenderstraße trotz Regen und Wetter spazieren ging und an Dich dachte und an die Freude, wenn ich Dir mal den Rabbi zuschicken

kann, und ich dichtete schon die Verse, die ich auf den weißen Umschlag des Exemplars als Vorwort für Dich schreiben würde . . .«

XVIII ⟨S. 453⟩ Bei Lysers Weggang von Hamburg, April 1831, eingetragen in ein Exemplar der »Reisebilder«. Von Lyser selbst mitgeteilt in der »Wiener Zeitschrift für Kunst, Litteratur, Theater und Mode« 1846, Nr. 210 ⟨20. Oktober⟩. — Über den »tauben Maler«, mit dem Heine in Hamburg 1830 und 1831 viel verkehrte, sieh »Florentinische Nächte« ⟨Bd. 6, S. 406 22 ff.⟩ und die Monographie von F. Hirth, München 1911.

XIX ⟨S. 454⟩ Unter einer Abbildung der Kathedrale von Lucca, August Lewald geschenkt am Tage vor Heines Abreise nach Paris ⟨April 1831⟩. Vgl. Lewalds »Aquarelle aus dem Leben« Bd. 2, Mannheim 1836, S. 113. — Zum Inhalt: »Die Stadt Lucca«, Kap. VII ⟨in Bd. 5⟩.

XX ⟨S. 454⟩ Aus Heines Brief vom 19. Dezember 1837. — Campe hatte in seinem »Telegraphen« eine goldene Feder als Preis für das beste lyrische Gedicht ausgesetzt. Der Erfolg war so schlecht, daß die Preisausschreibung nachträglich zurückgenommen werden mußte. Heine schrieb hiezu seinem Verleger: »Über Ihre goldne Federgeschichte habe ich sehr gelacht! Die lyrische Poesie hat ein Ende, und Sie, lieber Campe, werden sie nicht wieder auf die Beine bringen —«

XXI ⟨S. 454⟩ Handschrift auf der Großh. Hofbibliothek in Darmstadt. — Der Adressat, Dr. Heinrich Künzel ⟨1810—1873⟩, hatte sich seit dem Frühjahr 1837 in Paris aufgehalten, vgl. Scribas Biogr.-liter. Lexikon der Schriftsteller des Großherzogtums Hessen, Bd. II, 1843, S. 421—424.

XXII ⟨S. 455⟩ Strodtmanns Ausgabe vom Jahre 1876, Bd. 18, S. 361 mit dieser Überschrift, in den »Memoiren« S. 300 überschrieben: »Bei Gelegenheit eines Besuches in Batignolles ⟨2. Januar 1845⟩«. — Die Verse lehnen sich an das folgende Sinngedicht von Logau an:

Geschminkte Freundschaft

Hände küssen, Hüte rücken,
Kniee beugen, Häupter bücken,
Worte schrauben, Rede schmücken,
Wer, daß diese Gaukelei,
Meinet, rechte Freundschaft sei,
Kennet nicht Betrügerei.

XXIII (S. 455) Maximilian Heine, Erinnerungen, Berlin 1868, S. 101. — Der jüngere Bruder des Dichters lebte als angesehener Arzt in Petersburg, im Sommer 1852 weilte er drei Wochen in Paris. Heine schrieb über den Besuch in die »Allgemeine Zeitung«. Beim Abschied überreichte er ihm das Gedicht. Zu V. 2 (Kuhschwanz) vgl. oben S. 252 18.

XXIV (S. 456) »Letzte Gedichte« S. 127. — Wie die gehässigen Memoiren Edouard Greniers (»Souvenirs littéraires I« in der »Revue bleue« vom 27. August 1892) wahrscheinlich machen, an diesen gerichtet. Der französische Dichter hatte als Student in Paris Heine kennen gelernt und sich als Übersetzer von Heines Gedichten und Prosaschriften betätigt. Auf seiner Reise nach Deutschland führte er Empfehlungen von Heine an Gustav Heine und an Varnhagen mit. Unter Napoleon III. stand er eine Zeitlang in diplomatischen Diensten. Er scheint sich in den letzten Jahren aus irgendeinem Grunde mit dem deutschen Dichter überworfen zu haben. Vgl. Betz, Heine in Frankreich, 1895, S. 129 ff.

Fragmente

I (S. 457) Von Rousseau selbst in seiner Zeitschrift »Omnibus zwischen Rhein und Niemen« 1840, Nr. 35, mitgeteilt. — Vgl. oben S. 449 und die Anmerkung hierzu.

II (S. 457) Aus einem nach Heines Brief an Christiani vom 7. März 1824 verloren gegangenen »Paketchen Seestücke«, die im Sommer 1823 an der Nordsee entstanden waren und von denen nur die paar Gedichte in der »Heimkehr« (Nr. VII—XIV) gerettet wurden. — Die Verse bildeten den Anfang eines »großen Gedichtes«. Heine fährt in seinem Berichte fort: »Nun stehe ich auf der ‚alten Liebe' und betrachte den Sturm, das Gewitter, die Schiffe usw. Es ist ein famoses Gedicht und ich kann, trotz aller Anstrengung, mich nur noch der ersten Strophe erinnern« (Deutsche Rundschau Bd. 107, S. 282).

III (S. 457) »Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte« Bd. 5, S. 328 f. — Anfang eines Gedichtes im Stile der Nordseebilder, das Heine im September 1825 in Norderney in ein Exemplar des ersten Teils der »Reisebilder« zum Geburtsfeste der Tante Salomon Heine eingetragen hat.

IV ⟨S. 458⟩ »Letzte Gedichte« S. 156.

V ⟨S. 458⟩ »Gartenlaube« 1884, S. 114, von E. Engel publiziert. Die Verse finden sich auf der Rückseite des ersten Blattes der »Memoiren«-Handschrift. — Str. 1 ist eine freie Übersetzung einer Strophe der »Elegy written in a country churchyard« von Thomas Gray. Heine hat sie noch einmal geformt:

Wohl manche edle Perle birgt
Der Ozean in dunkler Truhe,
Wohl manche Blume in der Wildnis
Errötet ungesehn, die süßen Düfte
Vergeudend an die stumme Öde.

• • •

Von einem größeren satirischen Gedicht aus dem Anfang der fünfziger Jahre, das bisher nicht wieder aufgetaucht ist, einem »ziemlich voluminösen Heft«, das Heine Gérard de Nerval zur Übersetzung für die Revue des deux Mondes übergab, erzählt E. Schmidt-Weißenfels in seiner Schrift »Über Heinrich Heine« ⟨Berlin 1857, S. 16f.⟩:

»... Es war eine poetische Satire in der Art des ,Atta Troll', mit ziemlich bissigen Versen auf Deutschland und sonderlich auf die deutschen Dichter. Der Name dieses Epos war »Elloa« oder »Allao«, das Firmaschild einer deutschen Kneipe, zu welcher die deutschen Dichter wallfahrten, um dort, wie sich Heine darin ausdrückte,

Zu wickeln das kotige Wechselbalg
Bei Tabak, Bier und Lichtertalg.

Bei dem Eintritt eines jeden Neuankommenden wurde ein Refrain »geheult«, während die Strophen, die Heine nach dem Auftreten jedes Zechers gesetzt, so lauteten:

Die Herren kamen und tranken,
Bis sie zu Boden sanken.

Da kamen nun die Dichter der schwäbischen Schule, die Jungdeutschen, Freiligrath, Geibel und viele andere, einem jeden wurden sehr artige Schilderungen beigefügt, von denen im Ausdruck treu ich nur noch zwei Verse über Saphir behalten habe:

Der große gewienerte Humorist,
Der, eh er starb, gestorben ist.

Wie gesagt, habe ich nicht viel von diesem Epos gelesen; ich erinnere mich nur noch einiger Verse, welche die verschiedenen Hexen aufführten, die sich neben die betrunkenen deutschen Dichter in das Stroh legten. — — —«

Noch dreier kleinerer Gedichte, die er sich bei der gleichen Gelegenheit kopiert hatte, gedenkt derselbe Gewährsmann (S. 18 f.): »Eins davon, mit der Überschrift ‚An die Nacht' und im Genre der Nordseebilder, ist leider verloren gegangen, was ich um so mehr bedaure, als es eines der schönsten war, welches ich von Heine gelesen habe.« Die zwei anderen Gedichte sind die oben S. 305 und 306 mitgeteilten.

Jonas Fränkel.

Verzeichnis sämtlicher Gedichte

Die Überschriften sind gesperrt gesetzt.

Inhalt des dritten Bandes

Romanzero

Erstes Buch: Historien

Zweites Buch: Lamentationen

Lazarus

Drittes Buch: Hebräische Melodien

Noten zum Romanzero

Gedichte / 1853 und 1854

Bimini

Nachlese

Liebesverse

Romanzen und vermischte Gedichte

Zeitgedichte

Aus der Matratzengruft

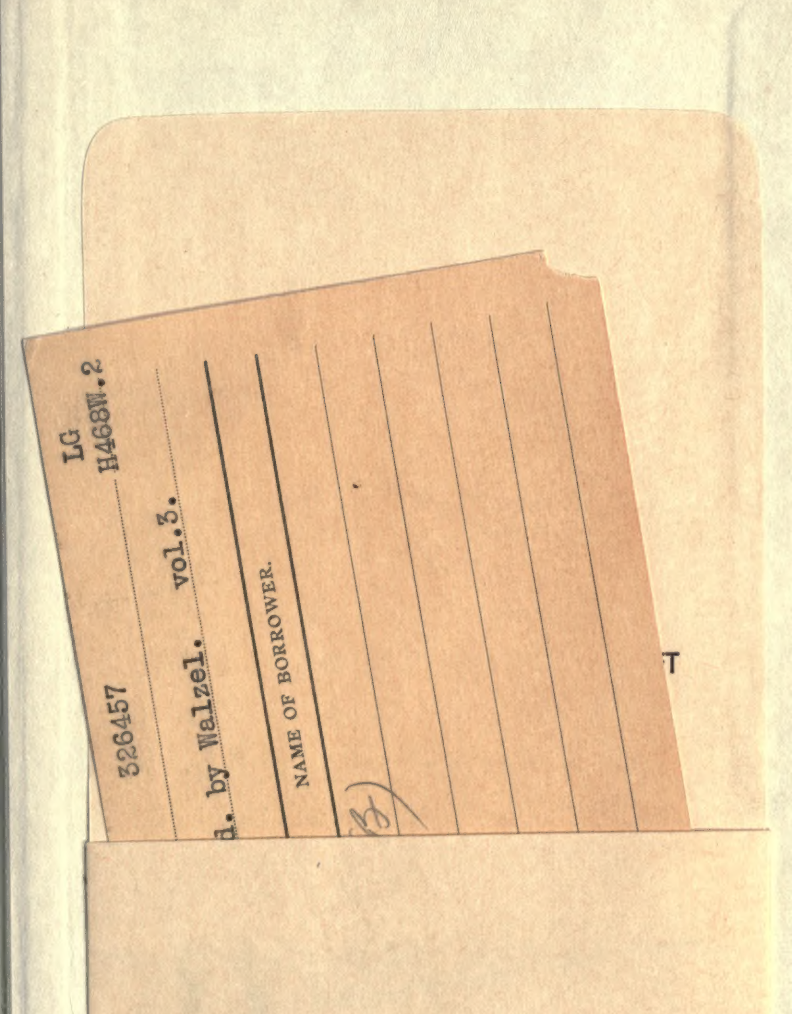
Für die Mouche

An Personen. Widmungen. Fragmente

An Personen. Widmungen

Anmerkungen

Die Herausgabe dieses Bandes besorgte Jonas Fränkel. Der Druck erfolgte in der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig.


LG
H468W.2
326457
d. by Walzel. vol.3.
NAME OF BORROWER.
T

